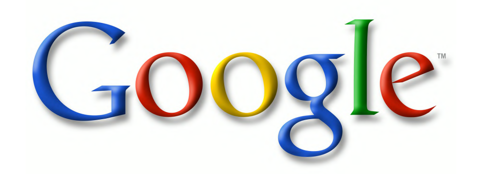
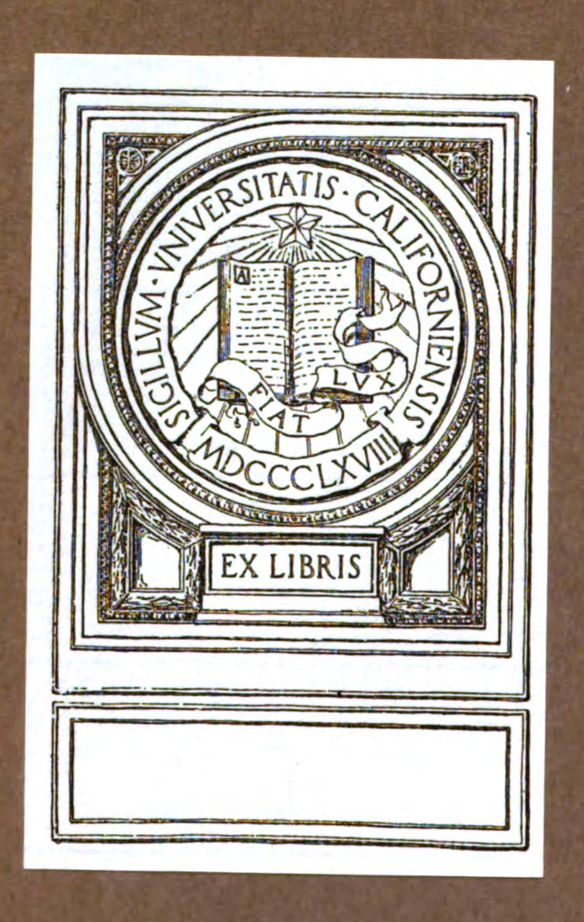

Google


UC-NRLF
B 3 914 672


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Band CCXXVI

(Januar — Februar — März 1931)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundsechsundzwanzigsten Bande (Januar — Februar — März 1931)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

57. Jahrgang Januar 1931

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Inhalts-Verzeichnis

Deutsche Rundschau im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats. Preis pro Heft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5,50, Jahresbezug RM. 21,–, und Porto. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag. Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin W 30, Geisbergstr. 43, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse V 2, Berlin W 30, Bayerischer Platz 9. Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 59501, Leipzig Nr. 4531. Fernsprecher: B 5 Barbarossa 8066

Die deutsche Wirtschaft unter dem Youngplan

Deutschland als Rohstoffe verarbeitendes Land und der Youngplan

Von

Max Haller

Die technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte, insbesondere auch die Entwicklung des Verkehrs von Personen, Gütern und Nachrichten, haben nicht nur die Besiedelung des ganzen Erdballs in nie geahnter Weise beschleunigt, sondern auch die Wirtschaften der einzelnen Länder aller Kontinente in immer festere Beziehungen zueinander und dadurch in immer stärkere Abhängigkeiten voneinander gebracht, in einem Maße, daß heute kein an irgendeinem Orte der Erde erfolgendes Wirtschaftsgeschehen von Bedeutung möglich ist, ohne eine oder mehrere oder sämtliche anderen Wirtschaften je nach seinem Umfang mehr oder weniger zu beeinflussen.

Die gegenwärtige sogenannte Weltwirtschaftskrise ist der bisher deutlichste Ausdruck dieser Verflechtung und der durch sie hervorgerufenen Empfindlichkeit einer jeden Wirtschaft für alles, was in irgendeiner anderen Wirtschaft vor sich geht.

Es hat fast den Anschein, als ob die Erde mit all ihren Gütern bereits so weitgehend unter die wirtschaftende Menschheit verteilt wäre, daß jeder Einzelwirtschaft ihr Gebiet, ihre Betätigungsmöglichkeit, sozusagen ihre Rolle in dem Wirtschaftsschauspiel, zugewiesen ist, so daß durch jeden Fehler auch nur eines einzigen Mitspielenden die ganze Handlung in Verwirrung gebracht und über den Haufen geworfen wird.

Jeder Wirtschaft scheint durch diese aus natürlicher Veranlagung, ursprünglichem und geschaffenem Reichtum, aus Verträgen oder auch aus Gewalt herbeigeführte gegenseitige Verflechtung und Abhängigkeit ein bestimmtes Maß an wirtschaftlicher Wirkensmöglichkeit, insbesondere auch ein bestimmter Teil am Güteraustausch, an Einfuhr und Ausfuhr zugewiesen zu sein, dessen Überschreiten eine Störung der gesamten Weltwirtschaft zur Folge haben kann oder muß, die so lange währt, bis durch Wirkung und Gegenwirkung ein Ausgleich stattgefunden hat, wobei sich beobachten läßt, daß gewaltsame Eingriffe in die natürlichen Lebensbedingungen einer Wirtschaft auf die Dauer nicht möglich sind, ohne daß alle anderen Wirtschaften geschädigt und das erreichte Niveau des allgemeinen Wohlstandes auf längere oder kürzere Dauer ins Wanken gebracht wird.

Nach ihren natürlichen Wirtschaftsbedingungen, als welche in erster Linie die Bodenbeschaffenheit und das Vorkommen von Rohstoffen verschiedenster Art in Betracht kommen, teilt man die einzelnen Wirtschaftsgebiete ein in Agrargebiete, Rohstoffgebiete und Industriegebiete, unter welchen letzteren diejenigen verstanden werden, deren Wirtschaft sich in entscheidender Weise weder auf agrarischer Erzeugung, noch auf der Förderung von Rohstoffen, sondern, sei es ausschließlich, sei es vorwiegend, auf der Verarbeitung, der „Veredlung“ von Rohstoffen aufbaut.

Eine scharfe Scheidung dieser Wirtschaftsgebiete ist nicht immer möglich, und je mehr die Bevölkerung eines Landes wächst und je mehr die Technik, insbesondere auch die des Verkehrs, sich ausbreitet, um so mehr werden auch bisher reine Agrar- und Rohstoffländer zugleich zu Industrieländern, so daß von einer Tendenz gesprochen werden kann, die darauf gerichtet ist, daß jedes Land letzten Endes soweit möglich seine eigenen, anderenfalls von anderen Wirtschaften bezogenen Rohstoffe im eigenen Lande verarbeiten will.

Als beinahe reines Agrarland ist zur Zeit und auch wohl noch auf längere Dauer anzusehen zum Beispiel Argentinien. Seine Bevölkerung beschäftigt sich in weitaus überwiegendem Maß mit Ackerbau und Viehzucht. Im Jahre 1928 waren von seiner Ausfuhr fast 99% Erzeugnisse des Ackerbaus, der Viehzucht und der Forstwirtschaft. Seine Einfuhr bezog sich demzufolge in weitaus überwiegendem Maß auf Rohstoffe, Halb- und Fertigerzeugnisse aller Art.

Ausgesprochene Rohstoffländer sind dagegen z. B. Chile und Bolivien. Chile produziert in erster Linie Salpeter, Kupfer, dann Silber, Eisenerze und Jod. Seine Ausfuhr umfaßt diese Waren zu fast 90%. Boliviens Erzeugung betrifft überwiegend Zinn, Silber, Kupfer.

Bei diesen Ländern besteht die Einfuhr vor allem aus Lebensmitteln, Halb- und Fertigwaren.

Sowohl Agrar- wie Rohstoffländer sind Länder wie Brasilien, das einerseits Kaffee, Kakao, Baumwolle, andererseits Häute, Felle, Wolle und Gefrierfleisch erzeugt und zu 99% solche Gegenstände ausführt.

Spanien, dessen Ausfuhr auch hauptsächlich aus Lebensmitteln und Rohstoffen besteht, ist gleichwohl namentlich seit dem Kriege so weitgehend industrialisiert, daß immerhin schon $^1/_5$ seiner Ausfuhr Fertigwaren umfaßt.

Bei Schweden ist die Ausfuhr von Lebensmitteln auf $^1/_{10}$ der Gesamtausfuhr gesunken, in die übrigen $^9/_{10}$ teilen sich Rohstoffe und Halbfertigwaren auf der einen, Fertigwaren auf der anderen Seite zu ziemlich gleichen Teilen.

Jugoslawien führt zu gleichen Teilen Tiere und Lebensmittel auf der einen, Rohstoffe und Habfabrikate auf der anderen Seite aus.

Vorwiegend als Veredlungsländer, also Länder, die vor allem Rohstoffe verarbeiten, kommen in erster Linie Deutschland und Großbritannien, die Schweiz, sodann Frankreich und die Vereinigten Staaten in Frage. Die Vereinigten Staaten führen (in Prozenten der Gesamtausfuhr) immer noch etwa 15% Nahrungsmittel aus, 36% Rohstoffe und Halbwaren, 49% Fertigwaren. Frankreich weist noch eine Rohstoffausfuhr von 25% aus. Seine Fertigwarenausfuhr beträgt 63% seiner Gesamtausfuhr, die der Schweiz 80%, die Deutschlands 73%, die Großbritanniens 79%, wobei zu berücksichtigen ist, daß England als Kommissionär eine große Menge von Fertigwaren selbst bezieht und weiter liefert.

Die Fertigwareneinfuhr Deutschlands beträgt 17% seiner Einfuhr, die Großbritanniens 27% seiner Einfuhr.

Je Kopf der Einwohnerschaft beträgt der Saldo des Fertigwarenhandels bei Großbritannien etwa 100 RM. für Mehrausfuhr, bei Deutschland etwa 120 RM., bei Frankreich 86 RM., bei den Vereinigten Staaten 54 RM.

Als das ausgesprochenste Veredlungsland ist also fraglos Deutschland zu bezeichnen.

In welchem Maße Deutschland darauf angewiesen ist, allein zur Ernährung seiner jährlich um etwa 400 000 Köpfe zunehmenden Bevölkerung sich als Veredlungsland zu betätigen, mögen einige Zahlen nachweisen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß Deutschlands wirtschaftliche Ausrüstung sich durch das Versailler Diktat erheblich verschlechtert hat. Es hat $^3/_4$ seines Erzbesitzes, $^1/_4$ seiner Kohlenförderung, $^2/_3$ seines Zinkbesitzes und je $^1/_6$ seiner Erzeugung an Roggen, Weizen und Kartoffeln eingebüßt.

Deutschland ist im Verhältnis zu Frankreich und den Vereinigten Staaten, die bekanntlich direkt oder indirekt seine beiden Hauptgläubiger aus dem Versailler Diktat sind, das weitaus am dichtesten bevölkerte Land.

In den Vereinigten Staaten kommen auf 1 Quadratkilometer etwa 14, in Frankreich 74, in Deutschland mehr als 134 Einwohner.

Die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Ausrüstung der drei Länder zeigt die nachfolgende Übersicht.

Wirtschaftliche Ausrüstung Deutschlands und seiner beiden Haupttributgläubiger.

	Deutschland	Frankreich	Vereinigte Staaten
Einwohner je qkm	134	74	14
Volksvermögen je Einwohner (1924) nach Mario Alberti in RM.	3800	5320	13100
Steinkohlenförderung je Einwohner (1928) in kg	2300	1300	4400
Eisenerzgewinnung je Einwohner (1929) in kg	101	1210	620
Roheisenerzgewinnung je Einwohner (1929) in kg.	186	246	320
Erdölproduktion je Einwohner in kg	1,6	1,8	1150
Vorhandene Baumwollspindeln je 1000 Einwohner	173	240	290
Weizen- und Roggenernte je Einwohner (1929) in kg	178	236	192
Bestand an Pferden je 1000 Einwohner (1929)	56	71	112
Bestand an Rindern je 1000 Einwohner (1929)	278	365	483
Monetäre Goldbestände je Einwohner (Ende 1929) in RM.	37	166	150

Deutschland gehört danach in erster Linie zu den Ländern, die durch die Begrenztheit der ihm möglichen agrarischen Erzeugung, andererseits durch das Fehlen eines großen Teiles der notwendigen Rohstoffe gezwungen sind, Rohstoffe zu verarbeiten und einen Teil der dadurch hergestellten Erzeugnisse nach anderen Ländern auszuführen, um dafür die fehlenden notwendigen Lebensmittel und Rohstoffe einzutauschen.

Die hervorragende Veranlagung des deutschen Volkes in technischer, kaufmännischer und organisatorischer Beziehung gereicht ihm dabei zum großen Vorteil, sie ist wohl auch durch die karge Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen noch besonders gefördert worden. Die gesamte wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands bis zum Ausbruch des Weltkrieges beruht in allem wesentlichen auf diesen Eigenschaften, durch die Deutschland seine Weltgeltung vor dem Kriege errungen hat.

Die großen Erfolge, die Deutschland diesen seiner Bevölkerung in besonderem Maße innewohnenden Eigenschaften zu verdanken hat, hatten ihm auf vielen Gebieten vor anderen in gleicher Richtung sich betätigenden Ländern einen Vorsprung ermöglicht, der letzten Endes der wichtigste Antrieb für diese anderen Länder war, die Ausbreitung der deutschen Wirtschaftsbestrebungen zu bekämpfen, worin wohl die am meisten entscheidende Ursache des Weltkrieges zu sehen ist.

Deutschland als lästiger Konkurrent auf dem Weltmarkt sollte beseitigt werden. Daß dieser Gedanke eine große wirtschaftliche Torheit war, wurde nicht eingesehen, weil man noch nicht erkannt hatte, wie stark bereits die internationale Verflechtung schon damals war. Hätte man dies wenigstens beim sogenannten Friedensschluß erkannt gehabt, so wäre man sich bewußt gewesen, daß ein Land von 65 Millionen Einwohnern nicht ohne schwere Schädigung der anderen Länder entkräftet und wirtschaftlich vernichtet werden kann. Diese Erkenntnis hat im Laufe der Jahre allmählich angefangen aufzugehen, vor allem aus dem teilweisen Ausfall Rußlands aus dem Weltbetrieb. Man hat erkannt, daß man Deutschland als Abnehmer auch fernerhin brauchen werde, da die Möglichkeiten, sich andere Märkte zu erschließen, sich als begrenzt zeigten.

Das Maß der gewonnenen Einsicht ist indessen noch längst nicht ausreichend, sonst hätten wir keinen Youngplan und kein Haager Abkommen.

Nach allen bisherigen Leistungen, die bis zum Jahre 1924 mit 40—50 Milliarden RM. nicht zu hoch geschätzt sein dürften und seither weitere 12 Milliarden RM. betrugen, soll Deutschland nach den Bestimmungen des Youngplans und des Haager Abkommens auf Jahrzehnte hinaus Tribute im Ausmaß von im Durchschnitt jährlich 2 Milliarden RM. zahlen und an die Gläubigerländer übertragen.

Ich habe kürzlich[1]) auf die Unsinnigkeit der Voraussetzung des Youngplans hingewiesen, nach der es möglich sein soll, daß ein Land auf viele Jahre hinaus Milliardenbeträge ohne Gegenleistung abliefern kann, ohne daß für das Land selbst und nicht weniger auch für seine Gläubiger wirtschaftliche Erschütterungen folgenschwerster Art eintreten müssen. Ich habe ausgeführt, daß drei Arten des Versuchs, solche Zahlungen zu leisten, denkbar und alle drei Arten unausführbar sind, wenn man weder das Eier legende Huhn töten will, noch die empfangenden Länder an Überernährung zugrunde gehen lassen will.

Barzahlung in der Währung des Schuldnerlandes müßte, da Geld keine Ware, sondern nur ein Mittel zur Erleichterung des Warenaustausches ist, zu einer Überproduktion an Zahlungsmitteln und daher zur Inflation führen, also die Währung des Landes und damit seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zerstören.

1) „Wider den Youngplan" im Handelsblatt der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 19. November 1930.

Die zweite Möglichkeit, die Zahlung in Devisen vorzunehmen, würde erfordern, daß die Waren des Schuldnerlandes in einem Ausmaß ausgeführt würden, daß durch diese Ausfuhr der Wirtschaft des Schuldnerlandes ein Gewinn über die Selbstkosten in Höhe des zu zahlenden Tributs erwächst. Das würde für den Youngplan bedeuten, daß Deutschland, um jährlich durchschnittlich 2 Milliarden RM. als Tribut abliefern zu können, bei der die wirkliche Möglichkeit weit übersteigenden Annahme eines Gewinns von 5%, seine Ausfuhr auf mindestens 40 Milliarden RM. jährlich, also um 28 Milliarden RM. erhöhen müßte.

Als dritter Weg bliebe nur die Übertragung des Besitzes des Schuldnerlandes an die Gläubigerländer übrig, wodurch sich die Auferlegung eines solchen Tributs als eine Art moderner Plünderung erweist.

Das Entscheidende ist, daß auch schon bei der gegenwärtigen Verflechtung der Weltwirtschaft eine Milliarden umfassende Tributzahlung eines Landes an andere die ganze Weltwirtschaft in Unordnung bringen muß.

Welche Folgen daraus entstehen müssen, haben die vier Jahre Weltkrieg gezeigt.

Die vierjährige Unterbrechung des normalen Güteraustausches hat dazu geführt, daß sowohl in den am Krieg beteiligten, wie in den neutralen Ländern in zahllosen Fällen, in denen die normalen Wirtschaftsbedingungen den Bezug von Waren aus dem Auslande erwünscht erscheinen ließen, wegen der Unmöglichkeit dieses Bezuges eigene Industrien für alle möglichen Bedürfnisse aufgebaut wurden. Ferner hat die Wiederherstellung der im Kriege erzwungenermaßen vernachlässigten Produktionsmittel besondere Anstrengungen, besonderen Aufwand an Arbeit und damit langjährige weitgehende Überbeschäftigung in allen betroffenen Ländern zur Folge gehabt.

Dies alles hätte sich wieder ausgleichen lassen, wenn nicht durch die Errichtung neuer Länder mit Zehntausenden von Kilometern neuer Grenzen eine Zerreißung alter Wirtschaftsgebiete und eine Schaffung für sich allein nicht lebensfähiger neuer Wirtschaftsgebilde erfolgt wäre, die alsbald bemüht waren, sich eine eigene, möglichst autarkische Güterversorgung aufzubauen.

Die bald eintretende Sättigung der eigenen Inlandsmärkte trieb die Industrien der alten wie dieser neuen Länder auf den Weltmarkt hinaus, veranlaßte namentlich das als Kriegsgewinner immer kapitalreicher gewordene Amerika, in allen erreichbaren und geeignet erscheinenden Ländern sowohl landwirtschaftliche wie industrielle Entwicklung mit allem Nachdruck zu finanzieren, um die im eigenen Lande überflüssigen Kapitalien zu beschäftigen und für die eigenen Fabriken Absatzgebiete zu erschließen. Daneben wurden noch die ebenfalls aus Kriegsgewinnen herrührenden Auslandsforderungen der Vereinigten Staaten in der denkbar unproduktivsten Weise angelegt, nämlich in blankem Golde, das in den Tresoren Amerikas gehortet wurde.

An die Stelle einer normalen Entwicklung trat ein überstürzter und übersteigerter Wettbewerb zur Gewinnung möglichst ausgedehnter Wirkungsgebiete für den künstlich großgezogenen Überschuß der Produktion der Länder.

Es klingt wie ein Hohn, wenn die Dawes-Sachverständigen die unumstößlich richtige Wahrheit aussprechen, daß Deutschland nur durch Ausfuhr seine Tributlast abtragen kann, und ihm dann von denselben Sachverständigen Lasten aufgeladen

sind, wie sie der Dawesplan, und mit geringer Verminderung der Youngplan und das Haager Abkommen festlegen.

Deutschland, das, wie gezeigt wurde, einen viel größeren Teil seiner Lebensmittel und Rohstoffe aus dem Auslande beziehen muß als seine Gläubiger, das zur Beschaffung der hierfür notwendigen Devisen allein eine Ausfuhr von vielen Milliarden bewerkstelligen muß, soll in der Lage sein, darüber hinaus noch eine Mehrausfuhr herbeizuführen, die es in die Lage setzt, jährlich durchschnittlich 2 Milliarden an Tributen zu zahlen und außerdem die Zinsen für die Schulden aufzubringen, die es im Ausland aufnehmen mußte, um seine Wirtschaft wieder in Gang zu setzen, und noch weiter aufnehmen muß, um seine Lebensmittel- und Rohstoffeinfuhr zu finanzieren.

Daß Deutschland hierzu nicht in der Lage ist, haben deutsche und ausländische Sachverständige seit Jahren mit allem Nachdruck behauptet, und der Generalreparationsagent Parker Gilbert hat eine schwere Schuld auf sich geladen, wenn er von reibungsloser Erfüllung des Dawesplans spricht, während nicht durch den Ertrag der Warenausfuhr, sondern lediglich durch die Aufnahme von Auslandsschulden Deutschland in der Lage war, während der 5 Jahre des Dawesplans den Transfer von insgesamt etwa 12 Milliarden RM. zu ermöglichen. Parker Gilbert hätte, wie ihm von verschiedenen Seiten, nicht nur von Inländern, sondern auch von Ausländern, mit Recht zum Vorwurf gemacht worden ist, diese Art der Übertragung verhindern und seinen Auftraggebern schon im ersten Dawesjahr erklären müssen, daß eine den Dawesverträgen entsprechende Transferierung nicht möglich sei.

Wenn auch die Deutschland auferlegte Zahlung von jährlich 2 Milliarden RM. nicht die einzige Ursache der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise ist, so ist doch außer Zweifel, daß einmal die durch den Krieg und die Friedensdiktate herbeigeführte ungeheure Verwirrung der Wirtschaften sämtlicher Länder der entscheidende Grund sowohl für die anfängliche Überproduktion wie für die jetzige Arbeitslosigkeit, die heute mit geringen Ausnahmen die ganze Welt bedrücken, gewesen ist, und daß ferner die Weltwirtschaft nicht zur Ruhe kommen wird, solange Deutschland dazu getrieben wird, die erforderlichen Anstrengungen zu machen, den Youngplan zu erfüllen.

Schon jetzt zeigt sich, daß der Ausfuhrwille allein trotz aller anerkannter Tüchtigkeit der deutschen Ausfuhrindustrie und des deutschen Handels es Deutschland nicht ermöglicht hat, mit der Ausdehnung der Ausfuhr der anderen Länder, die es vor dem Kriege größtenteils überflügelt hatte, Schritt zu halten. Bis zum Jahre 1929 ist es Deutschland nicht gelungen, den Wert seiner Vorkriegsausfuhr wieder zu erreichen. Es ist um 3% hinter der Ausfuhr von 1913 zurückgeblieben, wenn man die Vorkriegskaufkraft des Goldes berücksichtigt, während gleichzeitig England seine Ausfuhr um 15%, Frankreich um 20%, die Schweiz um 30% und die Vereinigten Staaten um 50% verstärken konnten. Die Ausfuhr Deutschlands müßte aber wesentlich höher als früher sein, da wir infolge der Wegnahme wichtiger Lebensmittel- und Rohstoffgebiete und unserer Kolonien den Gegenwert für erhöhte Einfuhr beschaffen müssen.

Die ungeheure Verschärfung des Wettbewerbs auf dem Weltmarkt ist hieraus klar zu erkennen.

Seit dem Ausbruch der Weltkrise sind die Ausfuhren aller dieser Länder ganz erheblich zurückgegangen. So ging z. B. im ersten Halbjahr 1930 im Vergleich zum gleichen Zeitraum des Jahres 1929 die Ausfuhr Deutschlands um 5%, die Englands um 15%, die der Vereinigten Staaten um 20% zurück.

Wenn von Deutschland verlangt wird, seine Ausfuhr in einem zur Ermöglichung seiner Tributleistungen ausreichenden Maße zu vergrößern, so müßten ihm, wie von Josiah Stamp vorgeschlagen wurde, bestimmte Handelsgebiete zur ausschließlichen Belieferung zur Verfügung gestellt werden. Als Beispiel werden Südamerika und Asien genannt. Professor Salin, der neuerdings auf diesen Plan hinweist, fügt aber gleich selbst hinzu, daß dies unmöglich ist, da die Gläubigerstaaten selbst nichts weniger als saturiert sind, was ja durch die Arbeitslosigkeit in England und in den Vereinigten Staaten deutlich illustriert wird.

Es kommt hinzu, daß Deutschland die Kolonien entrissen sind und es auch für deren frühere Rohstofflieferungen an das Mutterland Ersatz gegen Ausfuhr nach fremden Ländern schaffen muß.

Es erscheint als vollkommen ausgeschlossen, daß Deutschland seine jährliche Ausfuhr um die erforderlichen vielen Milliarden erhöht. Niemand kann diese ungeheuren Warenmengen gebrauchen und selbst mit Hilfe des stärksten Dumping wären diese Mengen nicht unterzubringen. Ein solches Dumping müßte den Lebensstandard des deutschen Volkes noch unter den des chinesischen Kulis drücken.

Jeder Versuch, ein solches Dumping zu erzwingen, würde aber schon in den ersten Anfängen scheitern, denn die anderen Länder, die heute trotz aller auf der Weltwirtschaftskonferenz in Genf und den ihr nachfolgenden Kongressen geblasenen Handelsfriedensschalmeien ihre Hochschutzzölle dauernd weiter steigern, würden dem militärisch machtlosen Deutschland gegenüber kein Mittel unversucht lassen, um eine solche Störung ihres Außenhandels unmöglich zu machen.

Eines ist unbedingt richtig: Die Störung des Güteraustausches, die dadurch herbeigeführt wird, daß ein Land dem andern unbezahlte Waren liefern muß, schädigt nicht nur das liefernde, sondern in gleichem Maße, und je nach Umständen in noch größerem Umfang das Land, das solche Leistungen aufnehmen soll. Ob diese Leistungen in Gold, sonstigen Rohstoffen oder Fabrikaten bestehen, ist für das Ergebnis völlig gleichgültig.

Tributzahlung mit geschuldetem Kapital aber führt rettungslos zur Überfremdung des Schuldnerlandes, dessen Anlagen allmählich in das Eigentum der Gläubigerländer geraten.

Jede Tributzahlung schwächt Deutschland als Käufer der von ihm benötigten und einzuführenden Rohstoffe und schädigt damit diejenigen Länder, die als Erzeuger dieser Stoffe in Frage kommen.

Sowohl der Frieden von Versailles, wie der Dawesplan und der Youngplan sind Produkte einer unglaublichen Ignoranz und zeugen nicht von wirtschaftlicher Überlegung, sondern nur von der politischen Verbohrtheit ihrer Urheber. Sie sind keine Ruhmesblätter für die verantwortlichen Redakteure dieser Monstrositäten.

„Wir stehen mitten in der Aufbringungskrise", betonte Dr Schacht in seinen viel beachteten, kürzlich berichteten Ausführungen in unserem Gläubigerland Amerika.

Es ist zu hoffen, daß die auch im Ausland immer häufiger ertönenden Mahnrufe zugleich mit den zunehmenden bösen Erfahrungen die noch fehlende Erkenntnis bei Deutschlands Gläubigern reifen lassen werden, daß es aus der Weltwirtschaftskrise keinen Ausweg gibt, solange nicht die deutschen Tributlasten gestrichen sind, da Tributleistungen bei einem Stande, wie ihn die Weltwirtschaft erreicht hat, zur allgemeinen Zerstörung führen müssen.

Geschichtliche Einkreisungen.

Von

Richard Fester

IV.

Am Nachmittag des 11. Dezember 1905 herrschte in London ein so dicker Nebel, daß der neue Staatssekretär Eduard Grey, nachdem er aus der Hand König Eduards im Buckingham-Palast sein Amtssiegel empfangen hatte, nur mit Mühe nach Wagenwechsel mit Hilfe eines besonders findigen Kutschers das Foreign Office erreichte[1]). In dem Rechenschaftsbericht seiner Memoiren erinnert er sich nicht, ob „sarkastische oder ominöse Kommentare" an diesen Amtsantritt im Nebel geknüpft worden seien, bemerkt aber nicht, daß ihm nach seiner eigenen Erzählung an jenem Spätnachmittag der schlimmste Plaggeist der Weltbeherrscherin an der Themse über die Schwelle der vor zehn Jahren verlassenen Arbeitsstätte gefolgt ist. Was 1896 noch vor der Helligkeit des splendid isolation Lord Salisburys zurückgewichen wäre, lagerte sich jetzt um Lansdownes entente cordiale von 1904. Hätte Lord Cromer[2]), der Taufpate der Entente, das ihm von Campbell-Bannerman zugedachte Staatssekretariat angenommen, so würde sich für das Phänomen des 11. Dezember die Bezeichnung ägyptische Finsternis längst eingebürgert haben, während Grey ihm nicht einmal einen Namen zu geben wußte. Die Entente war da. Wie sie entstanden war, kümmerte ihn nicht. Es genügte ihm, daß sie aus feindlichen Rivalen engverbundene Freunde gemacht hatte[3]), und er nahm die dafür eingetauschte Gegnerschaft Deutschlands wie etwas Selbstverständliches mit in Kauf. Wie ihn der kundige Wagenlenker nach Downing Street gebracht hatte, streckten sich ihm im Foreign Office hilfsbereite Hände

1) Grey, Twenty-five years. London 1925, 1, 69. Haldane, Erinnerungen aus meinem Leben. Stuttgart 1930, S. 162.

2) Auf Telegramm Campbell-Bannermans vom 5. Dezember nach Cairo lehnte Lord Cromer am 6. ab, weil er weder die Gesundheit noch die Kraft hätte, „to undertake the work. I am sure that I should break down in six months". J. A. Spender, The life of Sir Henry Campbell-Bannerman. London 1923, 2, 197.

3) Man übersehe nicht die Unterhausrede Greys vom 1. Juni 1904 über das Aprilabkommen. Twenty-five years 2, 282—288; bes. 288: „in the future we shall see these two Empires side by side in West Africa, for to a consisterable extent they will be conterminous."

entgegen, um seine ersten tastenden Schritte zu führen. Er selbst erzählt, daß Unterstaatssekretär Sanderson auf seinen Wunsch am 10. Januar 1906 der ersten Unterredung mit dem französischen Botschafter beigewohnt habe, weil Paul Cambon nicht englisch und er nicht französisch sprechen konnte. Wenn er hinzufügt, daß sie langsam sprechend sich bald verstanden hätten, vergißt er die Vorarbeit Sandersons zu erwähnen. Die britischen Dokumente enthalten begreiflicherweise keinen unmittelbaren Niederschlag von ihr, aber sie lassen doch erkennen, in welcher Weise Sanderson Grey angelernt hat. Als Nicolson meldet, der spanische Ministerpräsident Herzog von Almodovar vermute, daß Deutschland es auf die Polizeiverwaltung von Mogador abgesehen habe, bemerkt Grey am 13. Januar 1906 dazu: „Das dürfte der erste ziemlich deutliche Fingerzeig sein, daß Deutschland nach einem bestimmten Punkt an der Westküste strebt.“ Sanderson hat ihm also gesagt, daß Lansdowne durch das Aprilabkommen Deutschland von der westafrikanischen Küste fernhalten wollte. Im Zusammenhang damit ist ihm natürlich auch das Eventualanerbieten Lansdowne—Berties vom 24. April 1905 mitgeteilt worden, auf das ihn überdies Admiral Fisher hinwies[4]). Alles schien darauf angelegt zu sein, dem neuen Staatssekretär keine Zeit zur Selbstbesinnung zu lassen. Auf den Bericht Fishers über die Bereitschaft der Flotte folgte mitten in den Vorbereitungen des liberalen Kabinetts zu den Parlamentswahlen ein Eilbrief des militärischen Mitarbeiters der „Times“ Oberstleutnant Repington vom 29. Dezember 1905 über die Einleitung vertraulicher Besprechungen mit dem französischen Militärbevollmächtigten Major Huguet[5]).

Den Britischen Dokumenten ist nach den deutschen Enthüllungen von 1914 über die Rolle Belgiens durch die Biographen Campbell-Bannermans[7]), Ripons, Griersons[8]) und durch die Erinnerungen Repingtons, Greys und Haldanes schon so viel Material über die Anfänge Greys vorweggenommen worden, daß flüchtige Benutzer Gefahr laufen, ihren Ertrag zu unterschätzen. Nähere Beschäftigung läßt auch hier wieder den Wert eines festen Aktengerüstes erkennen. Zusammenhänge und Lücken treten jetzt erst ganz deutlich hervor und gestatten es, an der Hand einer untrüglichen Chronologie alle sich herandrängenden Führer, in erster Linie Grey selbst, beiseite zu schieben. Die Ausgangspunkte für die Beurteilung seiner Politik und für einen Vergleich mit seinem Vorgänger sind der Artikel 9 des Aprilabkommens und Lansdownes Eventualanerbieten. Das Versprechen diplomatischer Unterstützung in Artikel 9 war 1904 veröffentlicht, das Aprilanerbieten von 1905[9]) geheimgehalten worden, hatte aber das immer wieder auflebende Gerücht eines englisch-französischen Defensiv- und Offensivbündnisses zur Folge gehabt. Der Schlüssel zu Greys Politik ist die Feststellung, ob und wie er über jene Ausgangspunkte hinausgegangen ist, wobei zu berücksichtigen ist, daß schon Lansdownes Aprilanerbieten für einen bestimmten Fall über Artikel 9

4) BD. 3, 337.
5) Repington, The first world war 1914—18. London 1921. 1, 4.
6) A. o. O. 1, 3.
7) Lucien Wolf, Life of the first Marquess of Ripon. London 1921, 2. Band.
8) Macdiarmid D. S., The life of Lieut. General Sir James Moncrieff Grierson. London 1923.
9) Vgl. Deutsche Rundschau November 1930, S. 123 fg. BD. 3, 117 und 124, die späteren Vermerke Sandersons und Lansdownes. Zu dem Gerücht GP. 20, 2, 631 fg. Anmerkung und D. Rundschau 1922, März, S. 289.

hinausging, wenn auch der Kriegsfall unmittelbar nach dem Tangerbluff noch nicht in Erwägung gezogen wurde.

Auch ein britischer Gegner der Entente hätte sich von ihr nicht lossagen können. Der Begriff der in Artikel 9 zugesagten diplomatischen Unterstützung war aber so dehnbar, daß Grey selbst das Bedürfnis fühlte, weder die deutsche noch die französische Regierung darüber in Zweifel zu lassen, daß Frankreich sich in Algeciras auf den britischen Beistand verlassen dürfe. Wenn er aber am 9. Januar Campbell-Bannerman schreibt, er habe kein Wort mehr gesagt[10]), so stimmt das nicht zu der Meldung des belgischen Geschäftsträgers nach Brüssel vom 14. Januar, daß Grey wiederholt den in London beglaubigten Botschaftern erklärt habe, um jeden Preis, selbst im Falle eines deutsch-französischen Krieges wegen Marokkos, die britischen Verpflichtungen gegen Frankreich erfüllen zu wollen[11]). Es ist doch kaum anzunehmen, daß der Belgier statt der Worte Greys seine eigene Auslegung gemeldet hat. Solange er nicht durch die Meldungen der anderen Botschafter widerlegt ist, wird man ihm Glauben schenken dürfen in Erwägung, daß Grey mit seiner Erklärung bereitwillig einer von Repington weitergegebenen Anregung der französischen Botschaft gefolgt war. Auch stimmt die belgische Lesart durchaus zu Greys noch zu besprechender Tendenz, dem belgischen Außenminister Baron Favereau die Kriegsgefahr mit Flammenschrift an die Wand zu malen.

So war also, bevor der Gedankenaustausch mit Paul Cambon begonnen hatte, der von Lansdowne durch das britische Interesse begrenzte Kriegsfall ganz allgemein in Aussicht genommen, wenn der diplomatische Beistand in Algeciras versagen sollte. Das Foreign Office wünschte daher jetzt selbst militärische Besprechungen, um sich nicht durch den Ernstfall überraschen zu lassen. Auch da sind wir heute imstande, in die ägyptische Finsternis hineinzuleuchten, die hilfreichen Hände zu unterscheiden und dem Selbstporträt des Staatssekretärs den historischen Grey gegenüberzustellen. Das erste militärische Gespräch ist schon wenige Tage nach der Bildung des neuen Kabinetts am 16. oder 18. Dezember von Major Huguet mit Generalmajor Grierson angeknüpft worden, als er dem Leiter der Operationsabteilung im britischen Kriegsministerium zufällig auf einem Spazierritt begegnete[12]). Nach Griersons Mitteilung an Sanderson vom 11. Januar wurde es nicht fortgesetzt, hat aber Huguet offenbar in Repington einen nicht offiziellen Mittelsmann Griersons sehen lassen[13]). Huguet ist mit Repingtons Fragebogen vom 5. Januar am 7. Januar nach Paris abgereist, um ihn Rouvier, dem Kriegsminister Etienne, dem Marineminister Thomson, dem Generalissimus General Brugère und dem Chef des Generalstabs General Brun vorzulegen[14]).

10) Spender a. a. O. 249.

11) Belg. Aktenstücke 1905—14. Herausgegeben vom Ausw. Amt, S. 18. Bei dem Wochenempfang am 3. Januar sprach Grey nur von der diplomatischen Unterstützung, nachdem er am gleichen Tage Metternich erklärt hatte, Lansdownes Ansicht, daß im Falle eines deutsch-französischen Krieges England nicht neutral bleiben könne, werde auch von ihm geteilt. Bd. 3, 338. GP. 21, 1, 47 fg. Das Datum des belgischen Berichts deutet darauf hin, daß Grey erst nach der Unterredung mit Cambon vom 10. Januar auch anderen Diplomaten gegenüber sich der belgischen Meldung entsprechend ausgedrückt hat.

12) Bd. 3, 274.

13) So stellte es Cambon dar. BD. 3, 282.

14) Repington a. a. O. S. 6 ff.

Wenn auch bei seiner Rückkehr nach London am 11. Januar unmittelbare Verhandlungen mit Grierson bevorstanden, so war doch mit Repingtons Fragen und den Antworten des französischen Generalstabs bereits eine Vorarbeit geleistet, von deren Einleitung Grey am 30. Dezember mit Interesse Kenntnis genommen hatte. Grey hatte Repington also gewähren lassen und in einer an die Adresse Huguets gerichteten Erklärung ausdrücklich sämtliche Zusagen Lansdownes übernommen[15]). Auch Grierson hatte Repingtons Dienste keineswegs verschmäht. Bei einem gemeinsamen Diner am 3. Januar sind nicht nur die zwei Tage später formulierten Vorfragen durchgesprochen worden. Auch um den Gegensatz zwischen der Operationsabteilung, die Frankreich durch eine Expeditionsarmee unterstützen wollte, und der Admiralität, die an einer selbständigen Aktion mit Landung an der deutschen Küste festhielt, hat sich das Tischgespräch gedreht. Aus den von Huguet mitgebrachten Antworten durfte Grierson schon vor Beginn ihrer Besprechungen entnehmen, daß die französische Armeeleitung sich die Unterstützung ebenso wie er dachte, von Fishers Landungsplan abriet und zur Erleichterung der englischen Hilfe den Deutschen in Verletzung der belgischen Neutralität die Vorhand lassen wollte.

Inzwischen war der Ausbau der Entente durch die Rückkehr Paul Cambons auf seinen Posten bereits in ein neues Stadium getreten. Cambon hatte in Madrid mit seinem Bruder Jules und mit Nicolson den diplomatischen Feldzugsplan für die Konferenz verabredet[16]). Nachdem er am 10. Januar in seiner ersten Besprechung mit Grey darüber berichtet hatte, trat er unter Berufung auf Lansdownes Anregung vom 25. Mai 1905 in Rouviers Auftrag an den Staatssekretär mit dem Ansinnen heran, auch die Kriegseventualität in Erwägung zu ziehen. Er glaube persönlich nicht, daß der deutsche Kaiser den Krieg wünsche, gebe aber zu bedenken, daß der Kaiser eine sehr gefährliche Politik verfolge. Unter diesen Umständen lege die französische Regierung großen Wert darauf, „im voraus zu wissen, ob Großbritannien im Falle eines deutschen Angriffs auf Frankreich bereit wäre, Frankreich bewaffnete Hilfe zu leisten.“ Indem er hervorhob, daß es dazu keines formellen Bündnisses bedürfe, das er nicht einmal für zweckmäßig hielte, legte er dem Staatssekretär nahe, ihm die Erklärung abzugeben, die Grey vor dem 14. Januar tatsächlich anderen Botschaftern abgegeben hat. Als Grey, wie Cambon wohl erwartet hatte, einer Erklärung auswich, weil Campbell-Bannerman und die Kabinettsmitglieder sich wegen der Wahlen nicht in London befänden, sagte Cambon, daß er seine Frage nach den Wahlen wiederholen wolle, meinte aber, daß es sich einstweilen empfehle, den angefangenen militärischen Gedankenaustausch fortzusetzen.

Über diese erste Unterredung haben Grey und Cambon Aufzeichnungen gemacht, die sie austauschten[17]). Zu Greys Niederschrift bemerkte der Zeuge Sanderson ergänzend, er habe aus Cambons Anspielung auf Huguets Verhandlungen mit einer Mittelsperson herausgehört, daß man in der französischen Botschaft Repington für einen Bevollmächtigten des britischen Generalstabs halte. Grey

15) A. a. O. 4. Grey an Repington: „I can only say that I have not receded from anything which Lord Lansdowne said to the French and have no hesitating in affirming it.“

16) BD. 3, 345, 271 ff.

17) BD. 3, 271 ff., 276.

sah sich dadurch veranlaßt, zu Cambons Niederschrift eine für seine Sinnesart bezeichnende Anmerkung zu machen. Cambon hatte ihn sagen lassen, er habe gegen Fortsetzung des militärischen Gedankenaustausches nichts einzuwenden (Grey m'a dit qu'il n'y voyait pas d'inconvénient). Grey stellte fest, daß er die Repingtongespräche nicht gebilligt habe, und wiederholt noch einmal den Schluß seiner Niederschrift: „Ich widersprach nicht." Nicht billigen, aber geschehen lassen, wäre auch weiterhin das Motto seiner Politik geblieben, wenn nicht Sanderson eingegriffen hätte. Nach einer Unterredung mit Grierson ließ er sich von diesem am folgenden Tage schriftlich bescheinigen, daß er weder „direkt oder indirekt von Huguet irgendwelche Erkundigungen eingezogen habe". Das Grey sofort vorgelegte Schreiben Griersons begründete zugleich die militärische Notwendigkeit eines unformellen Gedankenaustausches der britischen, französischen und belgischen Militärbehörden mit den zeitraubenden Vorkehrungen, die schon vor Eintritt des Ernstfalles getroffen werden müßten. Vor seinem Scheiden aus dem Amte stellte Lansdownes Unterstaatssekretär Grey vor die Frage, ob er Grierson zu amtlichen, wenn auch unformellen Verhandlungen bevollmächtigen solle. Auch gab er ihm in Form einer Frage den Rat, den Austausch mit Belgien durch den britischen Militärbevollmächtigten Oberstleutnant Barnardiston eröffnen zu lassen, erinnerte aber auch daran, daß die Belgier vermutlich den Deutschen Mitteilung davon machen würden[18]).

Grey hat seine Niederschrift vom 10 Januar 1906 an Campbell-Bannerman und den Botschafter Bertie geschickt. Die Antwort des Premierministers vom 14. Januar nahm mit Befriedigung davon Kenntnis, daß die Entscheidung auf Cambons Frage wegen der Wahlen vertagt worden war, scheint aber, wenn sein Biograph an dem Wortlaut keine Amputation vorgenommen hat, zu der Ermächtigungsfrage sich nicht geäußert zu haben[19]). Daß er mit den militärischen Besprechungen nicht einverstanden war, geht aus einem Brief an Lord Ripon vom 2. Februar hervor, worin er auch die Besorgnis ausspricht, daß sie auf beiden Seiten des Rheins bekannt würden[20]). Grey hat aber Campbell-Bannermans Antwort gar nicht abgewartet, sondern nach einer Unterredung mit dem neuen Kriegsminister Haldane in Berwick bereits am 13. Januar die Ermächtigung nach Sandersons Vorschlägen erteilt und ihre Weiterleitung an Grierson am 15. gebilligt[21]). Die Reihenfolge der Dokumente widerlegt demnach Haldanes Erzählung[22]), Grey und er wären in Berwick der Ansicht gewesen, „daß Campbell-Bannerman zuerst befragt werden müßte". Es soll nicht bestritten werden, daß der Kriegsminister „einige Tage später" mit dem Ministerpräsident gesprochen hat, aber das ist offenbar nicht geschehen, um Campbell-Bannermans nachträgliches Jawort einzuholen, sondern um ihn wegen der Tragweite ihres Schrittes zu beruhigen. Dabei kann wie in Berwick nur von der ausbedungenen Unverbindlichkeit des Gedankenaustausches die Rede gewesen sein. Das unbehagliche Gefühl, das dem Ministerpräsidenten die „joint preparations" erregten, verrät uns, daß ihm der veränderte Charakter der Entente zum Bewußtsein gekommen ist,

18) BD. 3, 274, 273.
19) Spender a. a. O. 252.
20) a. a. O. 257.
21) BD. 3, 277, 281.
22) Haldane, Erinnerungen S. 168.

während Grey und Haldane nicht bemerkten, daß sie Cambons Angelhaken verschluckt hatten. Wie der Brautstand nicht durch den Akt der Eheschließung, sondern durch die Vollziehung der Ehe sein Ende findet, geschah es auch hier. Aus dem Freunde wurde ein Bundesgenosse, wenn er auch vorerst das Kriegsamt durch die Hintertüre betrat[23]).

Auf die Intimitäten der neuen Entente martiale haben die „Britischen Dokumente" einen Scheinwerfer gerichtet, der auch die Schatten belichtet. Aus einer Anmerkung der Herausgeber[24]) geht hervor, daß die Berichte Barnardistons der belgischen Regierung vorgelegt worden sind, aber nicht beanstandet wurden. Es scheint, daß man sich in Brüssel begnügt hat, eine Behauptung des Militärattaché richtigzustellen. Ein Veto gegen die Veröffentlichung der Berichte des britischen Gesandten Konstantin Phipps ist schwerlich erfolgt. Die Herausgeber haben wohl von vornherein davon Abstand genommen, auf die politischen englisch-belgischen Beziehungen jener Zeit einzugehen. Eine völlige Auflösung aller Schatten ist daher erst zu erwarten, wenn man sich unter dem Drucke der Wahrheit in London und Brüssel dazu entschließt, auch die nebensächlicheren politischen Akten der Öffentlichkeit nicht länger vorzuenthalten.

Die Grundlage zu den Besprechungen mit Huguet und dem belgischen Generalstabschef wurde bereits am 12. Januar in einer unformellen Sitzung des Reichsverteidigungsausschusses gelegt. Wie der anwesende Vertreter der Admiralität am nächsten Tage Admiral Fisher meldete, wurde zwischen den Armeeoffizieren ausgemacht, im Kriegsfalle eine Expeditionsarmee von 100 000 Mann und 42 000 Pferden innerhalb 14 Tagen nach Kriegsausbruch in Calais, Boulogne, Dieppe und Havre zu landen[25]). Am 16. Januar eröffnete Grierson den Schriftwechsel mit Barnardiston mit einer Instruktion, deren peinliche Korrektheit dafür spricht, daß ihr Wortlaut mit Sanderson vereinbart worden ist[26]). Unter Berufung auf die ihm von Sanderson mitgeteilte Ermächtigung Greys ersuchte Grierson den Militärbevollmächtigten, „sich mit den belgischen Militärbehörden ins Benehmen zu setzen über die Art und Weise, wie Belgien zur Verteidigung seiner Neutralität nötigenfalls britische Hilfe am wirksamsten geleistet werden könnte." Der Gedankenaustausch dürfte jedoch lediglich provisorisch und müßte unverbindlich sein. Barnardiston sollte dem belgischen Generalstabschef ausrichten, daß im Kriegsfall beabsichtigt sei, eine Expeditionsarmee von 4 Kavalleriebrigaden, 2 Armeekorps und einer Division berittener Infanterie nach der französischen Küste überzusetzen und nötigenfalls mit der Eisenbahn nach Belgien zu transportieren, um nach Sicherung der Beherrschung der See die Basis nach Antwerpen zu verlegen.

Barnardiston hat die angefügte Weisung, seine Instruktion dem Gesandten Phipps zu zeigen und diesen über alles, was er tue oder höre, auf dem laufenden zu halten, offenbar so aufgefaßt, daß dieser mit Baron Favereau sprechen werde. Nach der Erklärung der belgischen Regierung hat jedoch der Gesandte dem Außen-

23) Huguet, L'intervention militaire britannique en 1914. Paris 1928. S. 28: Haldane „me faisait dire de ne plus pénétrer dans le War Office par l'entrée commune, mais par une porte de derrière dissimulée."
24) BD. 3, 325.
25) BD. 3, 296.
26) BD. 3, 285fg.

minister keine Mitteilung gemacht. So erklärt es sich, daß sich in den Akten des Foreign Office keine Ermächtigung des Gesandten zu einem solchen Schritte gefunden hat. Der belgische Kriegsminister hat vielmehr, und zwar am 18. Januar, dem Außenminister sofort die Meldung General Ducarnes über die Eröffnungen Barnardistons mitgeteilt, und seinerseits Ducarne zu den Besprechungen, die am 19. Januar begannen, ermächtigt. Der Außenminister blieb aus dem Spiel. Ob es von seiner Seite ein Geschehenlassen mit oder ohne Billigung war, ist noch nicht aufgeklärt. Die wie ein Pilz über Nacht aus der Erde geschossene englisch-belgische Entente martiale ohne das Vorstadium einer Entente cordiale läßt vermuten, daß Favereau unter starkem Drucke gestanden hat, der ihm die Lust zu einer deutschen Rückversicherung benahm. Aus der Meldung des belgischen Geschäftsträgers vom 14. Januar über Greys Sprache bei den Diplomatenempfängen gewinnen wir einen Begriff von der Art dieses Druckes. Favereaus Geschehenlassen ist nicht ganz stumm geblieben. Am 5. April hat der Berliner Gesandte Baron Greindl auf den „sonderbaren Schritt" des Obersten Barnardiston bei General Ducarne mit Worten hingewiesen, die auf eine Aussprache Favereaus schließen lassen[27]). Wenn die „Documents Diplomatiques" hier mitteilsamer sind als die Britischen Dokumente, erfahren wir vielleicht noch Näheres darüber, wie Sir Phipps und sein französischer Kollege in Brüssel die Kriegsgefahr dargestellt haben.

Auf die technische Seite der Besprechungen, die General Ducarne am 19. Januar mit dem Erbieten eröffnete, einen Eisenbahnaufmarschplan von den genannten französischen Häfen nach Belgien auszuarbeiten, kann hier nicht näher eingegangen werden. Wer aber nach den Enthüllungen von 1914 an der Ehevollziehung dieser Entente martiale gezweifelt hat, wird durch den britischen Scheinwerfer zum Augenzeugen von Keuschheitsverletzungen gemacht, die keine Umdeutung mehr zulassen. Am 27. Februar fragt Grierson den Militärbevollmächtigten: „Glauben Sie wirklich, daß die Belgier kämpfen würden, wenn die Deutschen nur durch Luxemburg marschierten?" Barnardistons Antwort vom 3. März lautet unbedingt bejahend. Jedenfalls wäre das die Auffassung der Armee. Nach seiner am 17. März ausgesprochenen Ansicht „würde sich die belgische Armee unzweifelhaft einer energischen Offensive gegen die Flanke eines deutschen Vormarsches durch Luxemburg anschließen[28])." Derselbe Bericht enthält weiterhin die vielsagende Behauptung, daß die belgische Regierung nur allzu bereit sein wird, den Engländern in jeder Weise zu helfen. Mit einem Eventualverbündeten, auf dessen Hilfe Großbritannien auch dann rechnete, wenn Deutschland nur die Luxemburgische Neutralität verletzte, ließ sich auch die voraussichtliche Haltung der Holländer besprechen. Es ist dabei nicht nur der Vormarsch der Deutschen durch Holländisch-Limburg, sondern auch die Verletzung der holländischen Neutralität durch Einfahrt englischer

27) Belgische Aktenstücke S. 21.

28) BD. 3, 307. Ducarne erklärte u. a.: „daß, wenn er den Oberbefehl hätte und man von 3 oder 4 deutschen Divisionen in Aachen hörte [die auf Vormarsch gegen Antwerpen schließen ließen], er sich aufmachen und sie dort angreifen würde". Am 26. Januar war Barnardiston zur Besprechung mit Grierson in London. Macdiarmid, a. a. O. S. 216. Für die Einschüchterung Deutschlands ist es bezeichnend, daß der Herausgeber der GP. 21, 1, 80 nicht einmal den im deutschen Weißbuch gedruckten Bericht Ducarnes vom 20. April 1906 zu zitieren wagte.

Kriegsschiffe in die Schelde in Erwägung gezogen worden. Die Intimität hat denn auch den friedlichen Ausgang der Konferenz überdauert. Brite und Belgier dachten, als sie sich im April verabschiedeten, wie Liebesleute an ein Wiedersehen, Grierson nicht ohne Bedauern, „daß unsere Plänchen nicht zur Ausführung gelangen[29])."

Im März wußten von diesen „Pourparlers" in Belgien außer Barnardiston und Phipps nur Ducarne, der belgische Kriegs- und der Außenminister[30]). Im April war auch Greindl in Berlin, wenn auch wohl nur zur Hälfte, eingeweiht, doch lag es so sehr auch im belgischen Interesse, nichts durchsickern zu lassen, daß Grey nach dieser Seite hin beruhigt sein durfte. Größere Sorge hat ihm die Admiralität gemacht. Am 16. Januar, dem Eröffnungstage der Konferenz, hat er dem ersten Zivillord der Admiralität, Lord Tweedmouth zur Verhütung Fisherscher Extratouren ans Herz gelegt, „daß die Admiralität keine besonderen Fahrten oder Besuche in fremden Häfen oder ungewöhnliche Geschwaderbewegungen planen werde, ohne sich mit dem Foreign Office wegen der möglichen politischen Wirkung zu beraten" [31]). Auch König Eduard muß es etwa in der Form eines Privatbriefes Sandersons an seinen Kabinettssekretär Lord Knollys zu Gehör gebracht worden sein, daß die deutsche Reichsregierung ihn für den Urquell der „Matin"-Enthüllungen über den Landungsplan hielt. Nachdem Oheim und Neffe ein Jahr lang zum Leidwesen der britischen wie der deutschen Staatsmänner die Komödie der zärtlichen Verwandten aufgeführt hatten, hielt es Eduard VII., gelehrig wie immer, für angezeigt, schon am 23. Januar ein Glückwunschschreiben zu Kaisers Geburtstag abgehen zu lassen, das meisterhaft auf die deutsche Sentimentalität Wilhelms II. berechnet war und mit der Versicherung schloß, daß England „niemals irgendwelche Angriffsabsichten gegen Deutschland gehabt hätte, und daß der müßige Klatsch und das alberne Gerede hierüber von Unheilstiftern ausginge und niemals Gehör finden sollte[32])."

So ist es im wesentlichen der Vorsicht Greys zu verdanken gewesen, daß von der englischen Zwischenaktmusik, die während der ganzen Konferenz hinter der Szene fortgesetzt wurde, kein Laut zu deutschen Ohren hinüberdrang. Um deutschen Argwohn zuvorzukommen, hat er in der letzten Januarwoche zu Metternich gesagt, „er höre aus verschiedenen Quellen vieles über ‚military preparations' auf deutscher Seite. Er nehme diese Mitteilungen sehr gelassen hin und setze an die Stelle von ‚preparations' das Wort ‚precautions'. Zu diesen sei jeder Staat berechtigt, um für unvorhergesehene Fälle vorbereitet zu sein[33])." Damit ließ sich auch Moltkes gleichzeitiges Urteil vereinigen, „das sich Frankreich sowohl in militärischer wie in finanzieller Beziehung in sorgfältigster Weise auf einen Krieg vorbereite", aber anscheinend nicht zu offensiven Zwecken[34]). Der deutsche Militärbevollmächtigte in London Graf von der Schulenburg erörterte rein hypothetisch die drei Landungsmöglichkeiten einer englischen Expeditionsarmee im Kriegsfall[35]). Die

29) BD. 3, 320.
30) BD. 3, 312.
31) BD. 3, 325 fg.
32) GP. 21, 1, 108 ff.
33) Privatbrief Metternichs an Bülow vom 4. Februar 1906. GP. 21, 1, 80. Da Grey am 1. nach Fallodon abreiste (s. u. S. 21), kann „kürzlich" nur Ende Januar bedeuten.
34) GP. 21, 1, 74—76.
35) Ebenda 21, 1, 82—87, Schulenburgs Bericht vom 31. Januar 1906.

Landung in Calais oder Dünkirchen hielt er für ebenso unwahrscheinlich wie eine Landung in Schleswig-Holstein. Nach seiner Vermutung würden die Engländer in Belgien landen, um auf den befestigten Abschnitt von Antwerpen gestützt gegen die deutsche Flanke vorzugehen. Er rechnete wohl mit der Möglichkeit, daß alsdann das belgische und das holländische Heer zum Mitmachen gezwungen würden, aber er hat sich nicht träumen lassen, daß England sich schon vor dem Kriegsfall des belgischen Eventualverbündeten versichern könnte.

Wenn der englische wie der französische Generalstab Belgien als künftiges Kriegstheater ansahen, sind sie dabei von den gleichen rein militärischen Mutmaßungen ausgegangen wie Graf Schlieffen in seinem Feldzugsplane vom Dezember 1905. Das fünfte und zwölfte Kapitel des zweiten Bandes der „Denkwürdigkeiten" Bülows[36]) haben soeben in der belgischen Frage der historischen Kritik soviele Nüsse zu knacken gegeben, daß sie vielleicht ungewollt zu einer Klärung des damaligen Verhältnisses von Reichsleitung und Generalstab führen werden. Über den seltsamen Versuch Wilhelms II. am 28. Januar 1904, seinen Gast König Leopold von Belgien auf die deutsche Seite herüberzuziehen, will sich Bülow Notizen gemacht haben. Den wirklichen Hergang werden wir erst erfahren, wenn eine Gegenäußerung des Kaisers mit etwaigen Aufzeichnungen König Leopolds über die ihm gesagten „choses épouvantables" verglichen werden kann. Eine akute Bedeutung können sie jedenfalls ein Vierteljahr vor Abschluß der entente cordiale nicht gehabt haben. Anders verhält es sich mit Bülows Erinnerungen an Gespräche mit Schlieffen und Moltke. Da ist ihm selbst entgangen, daß wir seit 1922 in den Briefen Moltkes an seine Gattin[37]) eine Kontrolle besitzen, die ihn teilweise widerlegt. Das Gespräch mit Moltke auf einem gemeinsamen Morgenritt im Tiergarten wird von Bülow auf einen schönen Herbsttag des Jahres 1905 verlegt, während es nach einem Brief Moltkes vom 29. Januar 1905 „vor etwa vier Wochen", also um Neujahr, stattgefunden hatte. Moltke gewann den Eindruck, daß Bülow mit Schlieffen nicht übereinstimmte. Bülow behauptet, Moltke habe ihn gebeten, dem Kaiser auszureden, ihn zu Schlieffens Nachfolger zu ernennen. Moltke soll dabei gesagt haben, „daß ihm der Gedanke entsetzlich wäre, mit dem Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit einen derart wichtigen Posten zu übernehmen, auf die Gefahr hin, nicht nur die Armee und das Land zu schädigen, sondern auch auf den helleuchtenden Namen seines Oheims einen Schatten zu werfen." Bülow will daraufhin und auf Drängen des Chefs des Militärkabinetts

36) Berlin, Ullstein 1930, 531 S. — In der Darstellung der Marokkokrise wird der Bülow der „Denkwürdigkeiten" durch den Bülow der Akten kontrolliert, nicht umgekehrt. Zu Abschnitt II und III (Nov., Dez.) der „Einkreisungen" sei hier als Nachtrag nur notiert: Zu S. 120, Anm. 18, vgl. 2, 26—29, wo die Aufzeichnung erweitert, aber gerade das wichwichtigste, das Geständnis Eduards VII, weggelassen wird. — Zu S. 243: Neu ist in der Björkoeepisode 2, 138—144 ein Brief an Holstein, dessen Datum aus den darin genannten Telegrammnummern Holsteins festzustellen wäre, und der Wortlaut des Abschiedsgesuches vom 3. August 1906. Zu S. 242: Auf Bülows Vortrag über den Stand der Verhandlungen mit Frankreich gehen die „Denkwürdigkeiten" nicht ein, dagegen behaupten sie, daß eine Begegnung der beiden Kaiser in der Ostsee vor der Abfahrt Wilhelms II. besprochen worden sei. Die danach auffallende Tatsache, daß der Kaiser sich unterwegs telegraphisch den Vertragsentwurf von 1904 bestellte, wird nicht erwähnt und erklärt.

37) Generaloberst Helmuth von Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1871 bis 1916. Stuttgart 1922. Vgl. S. 304 ff. Unter dem dort noch ungenannten Mittelsmann ist Hülsen zu verstehen.

Graf Dietrich Hülsen dem Kaiser abgeraten haben, Moltke auf einen Posten zu stellen, dem er nach seiner eigenen Einschätzung nicht gewachsen wäre. Moltkes Briefe lassen aber gar keinen Zweifel, daß 1905 sein einziges Bedenken die von Schlieffen aus höfischer Einstellung geduldeten unkriegsmäßigen Kaisermanöver waren. Tatsächlich hat er es fallen lassen, nachdem ihm der Kaiser auf seinen freimütigen Vortrag — den freimütigsten seit Bismarcks Zeiten — versprochen hat, in Kriegsspiele und Kaisermanöver nicht mehr eingreifen zu wollen. Mit Hülsens Bedenken gegen Moltke mag es seine Richtigkeit haben, aber von Moltkes dem Reichskanzler vorgetragener Bitte bleibt als historischer Kern nur seine Redefloskel übrig, er hoffe, daß der Kelch der Nachfolgerschaft Schlieffens an ihm vorübergehen werde. Daran hat Bülow sich gehalten, als der Kaiser ihm Moltke nannte, und darauf nur bemerkt: „der nimmt nicht an". Alles Übrige ist unverkennbar Rückübertragung des Urteils über den kranken Strategen von 1914 auf das Schicksalsjahr 1905 in einer Form, die Moltkes Charakter gerecht werdend Bülow selbst als Warner vor einer unheilvollen Wahl hinstellt.

Weiteres Kontrollmaterial liegt im Hausarchiv, an das Bülow nach seiner Entlassung seine Korrespondenz mit Wilhelm II. abgeliefert hat, wenn es richtig ist, daß er dem Kaiser, ehe er mit ihm über Schlieffens Nachfolger sprach, geschrieben und darauf eine kurze briefliche Antwort erhalten hat (2, 185). Schwieriger ist es, in das Verhältnis des Reichskanzlers zu Schieffen hineinzusehen. In der Sitzung vom 31. Oktober 1904[38]), in der Bülow angesichts der von England drohenden Gefahr zu hören wünschte, wie Schlieffen und Tirpitz über den militärischen Nutzen eines Defensivbündnisses mit Rußland dächten, hatte sich der Chef des Generalstabs, wie Tirpitz erzählt, „auf den rein militärischen Standpunkt" gestellt und gemeint, „die Russen würden wohl noch einige Armeekorps für einen etwaigen Aufmarsch gegen Frankreich mobil machen können." Das entsprach auch rein militärisch nicht den Erwartungen Bülows, dem immer russischer Druck auf Indien vorgeschwebt hat. Erinnern wir uns, daß er an dem Vertrage von Björkoe vor allem seine Beschränkung auf Europa auszusetzen hatte, so versteht man, daß ihm ein Generalstabschef unbequem wurde, der auch den Kaiser gegen laienhafte Vorstellungen von einem russischen Feldzuge gegen Indien festgemacht hatte[39]). Moltkes Brief zeigt den Reichskanzler schon anfangs 1905 mit Hülsen auf der Suche nach einem Nachfolger. Die Entscheidung des Kaisers ist Ende Januar 1905 erfolgt. Daß der Wechsel erst nach den Manövern am 1. Januar 1906 eintrat, geschah auf Moltkes Wunsch. „Einige Zeit vor seinem Rücktritt[40])", 1904 oder 1905, erzählt der Fürst in seinen „Denkwürdigkeiten" (2, 76 fg.) habe sich Schlieffen mit ihm „über die Chancen eines etwaigen Krieges" unterhalten und über den Durchmarsch durch Belgien gesprochen. Bülow hat 1920 durch Staatssekretär von Haniel feststellen lassen, daß von 1890 bis zu seiner Entlassung 1909 zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Generalstab kein schriftlicher Meinungsaustausch „wegen eines etwaigen Einmarsches in Luxemburg, Belgien oder Holland" stattgefunden hat. Um so wichtiger wäre es, das Datum jenes Gespräches

38) Vgl. D. Rundschau Dezember 1930, S. 238 f.

39) Vgl. das Danziger Telegramm des Kaisers an Bülow vom 30. Juli 1905. GP. 19, 2, 477.

40) „Einige Zeit vor meinem Rücktritt, 1904 oder 1905" ist offenbar ein Schreib-, Diktat- oder Druckfehler.

über die Kriegsaussichten festzustellen. Die Zeit der Konferenz vom 31. Oktober 1904 ist wohl auszuschalten. Ebenso die erste Hälfte von 1905. Im Sommer wurde Schlieffen durch den Schlag eines Pferdes am Beine schwer verletzt[41]) und im Gefühle der eigenen Invalidität bestärkt. Seine Wiederherstellung und die Ausarbeitung des im Dezember vollendeten Feldzugsplans führt in die Zeit der „Matin"-Enthüllungen. Hat die Unterredung damals stattgefunden als deutsches Vorspiel der Marokkokonferenz, so kann Schlieffen nicht von dem Zweifrontenkrieg gesprochen haben. Denn sein ganz auf den Augenblick zugeschnittener Plan durfte damals von Rußland ganz absehen und nur den Westaufmarsch des gesamten Feldheeres ins Auge fassen[42]). Ebenso unangebracht wäre Bülows Erinnerung an Bismarcks Einstellung zur belgischen Neutralität gewesen. Der Reichsgründer durfte mit der Neutralität Englands rechnen. Bülow sah sich einer englisch-französischen Entente gegenüber, die im Begriff stand, sich in eine Entente martiale zu verwandeln. Wie er im Falle Moltke sich als Warner hinstellen möchte, verfolgt er in seiner Erinnerung an den geistigen Vater des großen 1914 gescheiterten Planes offensichtlich die Tendenz, als Hüter der Bismarckschen Tradition vor der Nachwelt in der Rolle des getreuen Eckart zu erscheinen. Ist in jener Unterhaltung die belgische Frage berührt worden, so kann es nur so geschehen sein wie von englischer Seite den Franzosen gegenüber, daß er dem Generalstabschef dringend empfahl, dem Gegner in Verletzung der belgischen Neutralität die Vorhand zu lassen. Als Militär hat Schlieffen sich natürlich gesagt, daß Belgien in einem Kriege zwischen Deutschland und den Westmächten nicht neutral bleiben könne und aus Rücksicht auf seine Küste, die lange Grenze gegen Frankreich und den Kongostaat wohl oder übel auf die westmächtliche Seite treten müsse. Wie er sich im Ernstfalle zu dem militärisch-politischen Dilemma des sofortigen Einmarsches und des Abwartens westmächtlicher Neutralitätsverletzung gestellt haben würde, wissen wir nicht. Schulenburg irrte sich, als er von den drei Landungsmöglichkeiten die belgische für die wahrscheinlichste hielt. Der Seetransport des englischen Expeditionsheeres ging auf dem kürzeren Wege nach französischen Häfen mit „Fährenbetrieb"[43]) rascher vor sich und bot den Vorteil, daß die deutsche Heeresleitung nicht sofort nach Kriegsbeginn über den geplanten Aufmarsch nach Belgien aufgeklärt, sondern durch das politisch wünschenswerte Abwarten militärisch in Nachteil versetzt wurde.

Auch der Historiker wird an der Frage der westmächtlichen und deutschen Aussichten eines Krieges in jenem Zeitpunkte nicht vorübergehen dürfen, aber er muß seine Antwort verschieben, bis der Vorhang vor dem Bühnenbilde von Algeciras in die Höhe gegangen ist. Der Zwischenakt wird dadurch gekennzeichnet, daß nicht nur die Zuschauer „mit gespannten Brauen" vor den weltbedeutenden Brettern saßen, sondern auch die Darsteller, von denen jeder nur seine eigene Rolle mehr oder minder gut kannte. Der militärischen Unsicherheit über die Eröffnung der Feindseligkeiten von seiten des Gegners entsprach das diplomatische Kopfzerbrechen über die mögliche Entstehung des Kriegsfalles. In der in beiden Lagern

41) Briefe Moltkes vom 9. 11. 21, 25., 31. August, 1. September a. a. O. 333—339.

42) Wolfgang Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg 1, 8. Auf Oscar Freiherr von der Lancken Wackenitz (Meine dreißig Dienstjahre 1888—1918, Berlin 1931) werde ich in Abschnitt V eingehen.

43) BD. 3, 296.

vorläufig noch eingenommenen Defensivstellung kam alles darauf an, was ein Teil als Angriff des anderen ansah und was ihn zur Gegenwehr greifen ließ. Während Lascelles aus Bülows Ausführungen entnahm, „daß der Reichskanzler die marokkanische Frage ganz los sein möchte“[44]), zog Holstein sorgenvoll in Erwägung, daß England den Franzosen „seine bewaffnete Unterstützung in Aussicht“ stellte, und meinte, dann „ließe sich nicht vorhersagen, ob Frankreich der dadurch gebotenen Versuchung, die Welt wieder einmal auf den Kopf zu stellen, widerstehen werde“[45]). Um sich Gewißheit zu verschaffen, legte er am 12. Januar[46]) Lascelles die verfängliche Frage vor, welche Haltung die englische Regierung einnehmen würde, wenn Frankreich mit den Ergebnissen der Konferenz unzufrieden in Vertrauen auf den englischen Beistand durch Einmarsch in Marokko eine vollendete Tatsache zu schaffen suchte. Von London an den Pariser Botschafter weitertelegraphiert, gab diese Meldung Bertie Gelegenheit zu der Insinuation[47]), daß Deutschland wohl beabsichtige, einen französischen Akt der Notwehr gegen einen spontanen oder von Deutschland angestifteten Einfall eines marokkanischen Stammes als Kriegsvorwand zu benutzen. Bertie hatte schon 1901 als Hilfsunterstaatssekretär ein Bündnis mit Deutschland unter Hinweis auf seine selbstverschuldete gefährliche Lage widerraten und der Reichsregierung Absichten auf die Seeküste Hollands, den belgischen Kongo und auf Deutschösterreich zugeschrieben[48]). Dieses Register wurde jetzt, vermehrt durch die Absicht der Zerschmetterung Frankreichs und eines Attentats auf „die Überlegenheit Englands zur See“, zur französischen Vorstellung von Deutschlands Kriegszielen gemacht, und dem Foreign Office als einziges Mittel, Deutschland in Schranken zu halten, dringend empfohlen, den Franzosen bewaffnete Hilfe gegen einen deutschen Angriff zu versprechen. In seiner Deutschfeindlichkeit schon ganz im Banne der Kriegspsychose fügte Bertie hinzu, daß Frankreich, von England in Stich gelassen, Deutschland als Kaufpreis für Handlungsfreiheit in Marokko anderwärts den britischen Interessen sehr nachteilige Zugeständnisse machen könnte.

Berties Gutachten, der brillanteste Sekundantendienst, den Paul Cambon erwarten konnte, traf Grey am Vorabend der Konferenz in noch ungeklärten Überlegungen[49]) über die Cambon nach den Wahlen zu erteilende Antwort auf seine „große Frage“ vom 10. Januar. Es schien ihm „für jede britische Regierung sehr schwierig zu sein, die bindende Zusage der Waffenhilfe im Falle eines deutschen Angriffs zu geben. Denn sie „verwandle die Entente in ein Bündnis, und Bündnisse, namentlich kontinentale Bündnisse, ständen mit den englischen Traditionen nicht in Einklang“. Trotzdem war er noch nicht entschlossen, das Versprechen bewaffneter Unterstützung ganz von der Hand zu weisen. Nur müßte es ein bedingtes sein, das die französische Marokkopolitik der englischen Kontrolle unterwürfe. Vor allem müßte es auf Gegenseitigkeit beruhen. Frankreich müsse seinerseits, wenn Großbritannien „wegen irgendeiner eigenen Sache mit Deutschland in einen Krieg gerate, zum mindesten neutral bleiben und andere Mächte neutral halten“,

44) Bericht vom 11. Januar 1906, BD. 3, 353.
45) Aufzeichnung vom 18. Januar 1906, GP. 21, 1, 96.
46) BD. 3, 359.
47) Bericht vom 13. Januar, Bd. 3, 277—281.
48) BD. 2, 1, 116—121. Vgl. Deutsche Rundschau 1928. April S. 22.
49) Grey an Bertie 15. Januar 1906. BD. 3, 283 fg.

2*

falls es nicht in der Lage wäre, England zu unterstützen. Indem er sich noch die Politik der freien Hand vorzubehalten glaubte, bemerkte er nicht, in welche Widersprüche er sich bereits verstrickt hatte. Wenn er „den Gedanken an einen neuen Krieg“ so sehr „verabscheute“, hätte er vor allem über die Möglichkeiten einer Kontrolle der französischen Politik schärfer nachdenken müssen. Er ahnte zwar, daß weitere Abmachungen zu einer Revision des Aprilabkommens führen müßten, aber er machte sich nicht klar, daß doch auch das Versprechen diplomatischer Unterstützung keineswegs eine gewisse Kontrolle ausschloß, zu der gerade durch den von Lansdowne angeregten Gedankenaustausch eine Handhabe gegeben war. Am Vorabend von Algeciras glaubte er nur die Wahl zu haben zwischen fatalistischem Abwarten des Ausgangs der Konferenz und der für beide Teile peinlichen Überwachung eines Verbündeten. Es entging ihm, daß er im Begriff stand, den Franzosen auf Grund des Aprilabkommens Blankovollmacht zu geben, ohne das Zugeständnis des unverbindlichen militärischen Gedankenaustausches zu politischer Sicherung gegen französische Extratouren benutzt zu haben.

Man kann nicht sagen, daß Greys Gedanken sich in den sechzehn Tagen, die ihm noch zur Überlegung blieben, wesentlich geklärt hätten. Berties Gutachten ließ er zunächst nur an den König, Campbell-Bannerman und Lord Ripon weitergehen. Von Campbell-Bannermans Anerbieten[50]), wegen der Antwort auf die große Frage eine Kabinettssitzung auf Ende Januar oder Anfang Februar anzuberaumen, wurde kein Gebrauch gemacht. Als Grund hat Greys Berater Sanderson dem französischen Botschafter die Maxime angegeben, „daß es nicht klug wäre, dem Kabinett die Frage vorzulegen, welcher Weg in hypothetischen und noch nicht eingetretenen Fällen einzuschlagen wäre“[51]). Die abermalige Vertagung der Frage eines Defensivbündnisses wurde von Grey am 31. Januar 1906 damit begründet, daß er die einstimmige Annahme im Kabinett und die erforderliche Zustimmung des Parlaments trotz der Popularität der Entente nicht verbürgen könnte. Militärischer Zeitverlust wäre nach den eingeleiteten Besprechungen nicht mehr zu befürchten. Den Zweck der Einschüchterung Deutschlands glaubte er durch die Erklärungen, die er Metternich gegeben hätte, erreicht zu haben. Im konkreten Falle würde sich die Macht der Umstände, die England und Frankreich zusammen brächten, auch stärker erweisen als jede mündliche Zusicherung[52]). Cambon mußte sich mit der heimlichen Verwandlung des Aprilabkommens in eine Entente martiale begnügen.

Auch über diese Unterredung haben sich Grey und Cambon Aufzeichnungen gemacht, die sie austauschten. Cambon entnahm aus der Niederschrift des Staatssekretärs die Bemerkung über die Einschüchterung Deutschlands, übersah aber geflissentlich, daß Grey sich inzwischen doch auf die im Aprilabkommen enthaltenen Kontrollmöglichkeiten ein wenig besonnen hatte. „Viel würde davon abhängen“, hatte Grey am 31. Januar gesagt, „wie ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbräche. Er glaube nicht, daß das englische Volk zum Kampf bereit wäre, um Frankreich in den Besitz Marokkos zu setzen. Man würde sagen, Frankreich solle auf günstige Gelegenheiten warten, und sich ruhig Zeit lassen, und es wäre

50) Schreiben vom 21. Januar 1906. Spender a. a. O. 253.
51) BD. 3, 294.
52) BD. 3, 287 ff.

unvernünftig, die Sache bis zur Kriegsgefahr zu überstürzen." Für Delcassé wäre diese Erinnerung am Platze gewesen, für Rouvier war sie überflüssig, würde ihn aber in seiner vorsichtigen Politik nur bestärkt haben, so daß es Cambon offenbar vorzog, sie zu unterschlagen.

Einer ähnlichen Unterschlagung hat Grey sich in seiner Kriegsrede vom 3. August 1914 schuldig gemacht, als er dem Unterhaus seine Politik in der Marokkokrise darlegte. Er erwähnte zwar, daß er nach Befragung Campbell-Bannermans und Haldanes, denen er noch Asquith zugesellte, den Franzosen das Zugeständnis eines unverbindlichen militärischen Gedankenaustauschs gemacht hätte, aber er beeilte sich, hinzuzusetzen, daß es erst lange nach der Marokkokrise zu diesen Besprechungen gekommen sei[53]), um den Anfang der Entente martiale näher an den Kriegsausbruch heranzurücken.

Einen Tag nach der zweiten Unterredung mit Cambon, am 1. Februar, erhielt Grey in einer Sitzung des Reichsverteidigungsausschusses die telegraphische Mitteilung, daß seine Gemahlin bei einer Wagenfahrt in Fallodon verunglückt wäre. Niemand wird ohne Mitgefühl den Nachruf lesen, den er seiner Lebensgefährtin gewidmet hat, mit der er alle seine Gedanken zu teilen gewohnt war. Man glaubt es ihm, daß er den Bruch in seinem Dasein nie überwunden hat und nach der Trauerwoche nur mechanisch wieder an die Arbeit ging, aber man wird über dieser menschlichen Regung nicht vergessen dürfen, daß die entscheidenden Schritte seines Staatssekretariats vor jenen Schicksalsschlag fallen. Er hat in seinen Erinnerungen zur Kennzeichnung der Januarstimmung einen Brief Lord Ripons an Unterstaatssekretär Lord Fitzmaurice, den Bruder Lansdownes, vom 11. Januar angeführt, aber unvollständig[54]), so daß Ripon als Kronzeuge für ihn auftritt, und dem Leser der Gegensatz beider Staatsmänner vorenthalten wird. Von Fitzmaurice über die Lage unterrichtet, ist Ripon nicht überrascht, daß der Unterstaatssekretär den Deutschen die Absicht zutraut, die Konferenz zum Scheitern zu bringen. Es scheint ihm zwar fast unmöglich, daß es Marokkos wegen zu einem europäischen Kriege kommt, aber bei einem Herrscher wie dem deutschen Kaiser ist schließlich alles möglich[55]). Ripon nimmt an, daß Wilhelm II. es vor allem darauf abgesehen habe, die Entente cordiale zu sprengen, und fürchtet fast, daß es ihm gelingen wird. Die Entente verpflichtet England zu diplomatischem Beistand, aber die Franzosen erwarten mehr, falls die Konferenz scheitert, und sie mit den Deutschen aneinandergeraten. Lehnt es England dann ab, über diplomatischen Beistand hinauszugehen — und Ripon meint, daß es ablehnen sollte —, so wird sich ein Geschrei über das perfide Albion erheben. Die Lage erfordert also große Vorsicht, die er Grey zutraut. Ripon erwartet also, daß von der Grundlage des Aprilabkommens nicht abgegangen wird. Wenn das dann doch geschehen ist, so gewinnt man von Greys Vorsicht eine andere Vorstellung als

53) Twenty-five years 2, 297: „The fact that conversations between military and naval experts took place was later on — I think much later on, because that crisis passed, and the thing ceased to be of importance — but later on it was brought to the knowledge of the Cabinet."

54) Vollständig bei Wolf, Ripon 2, 292.

55) But when one has to do with a potentate like the German Emperor one can feel no real security.

sie seine Parteifreunde hatten und die gläubigen englischen Leser seiner Erinnerungen heute noch haben. Was Cambon nach Lage der Dinge erreichen konnte, hat er noch vor der Konferenz erreicht, und es ist ihm geglückt, weil Grey für Suggestionen noch empfänglicher war als sein Vorgänger Lansdowne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Opfertier

Erzählung aus dem Inntal

Von

Albrecht Schaeffer

Die Ereignisse, auf denen die folgende Erzählung sich aufbaut, haben sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zugetragen; nicht unrichtig, wie der Leser erfahren wird, läßt mein Gewährsmann sie an einem Brunnen beginnen. Es war der Brunnen auf dem Kirchplatz des Marktfleckens N., der heute noch auf einem Hügel im Inntal dort liegt, wo der Strom aus dem schon verbreiterten Tal hervor in die zur Donau sich dehnende Ebene tritt.

1.

Im Schatten der beiden hundertjährigen Linden waren fünf junge Burschen am Brunnen beisammen. Das sechseckig aufgemauerte, ziemlich große Steinbecken war gerade so hoch, daß die zwei, die mit dem Rücken daran lehnten, die Ellbogen neben sich aufstützen konnten, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu ziehen. Zwei andere hockten vor ihnen auf der Steinstufe, die den Brunnen unten umlief, und der fünfte lag über den Rand gebeugt, tauchte einen Arm in die dunkle Flut und betrachtete die Veränderungen, die von der Brechung des Wassers an seiner großen braunen Hand bewirkt wurden. Wenn er aus dieser Beschäftigung den Blick hob, so traf er zwei silbergraue Ochsen, die sechs Schritte weit vor ihm ruhig vor einem Leiterwagen standen, und hinter ihnen die rosafarbene Wand des Pfarrhauses mit blauen Läden, was alles im Schein der schräg einfallenden Spätsonne leuchtete. Zur Rechten in der Quere war die gelbe Wand der Kirche mit hohen Fenstern, und links stieg der sandige, kleine Platz zu den sonnebeschienenen, breiten Häusern mit braunen Galerien und weit überstehenden Giebeldächern.

Es war ein heißer Maitag, und alle fünf hatten am Leibe nichts als ihre fahlgelben oder altersbraunen Lederhosen mit Trägern und die vorn offenen weißgrauen Hemden, aus denen die Brust so braun schimmerte wie ihre nackten Beine und staubigen Füße. Über ihnen stand die buntgemalte, kleine Rittergestalt des heiligen Florian auf einer Steinsäule inmitten des Brunnens; aus seinem kleinen Eimer leerte das künstliche Wasser sich in so silberglänzendem Strahl, wie aus dem in der Säule steckenden eisernen Rohr sich das natürliche in das Becken ergoß.

Unter seinem Plätschern erzählte einer der beiden, die am Boden hockten, mit runden, braunen Augen eine Geschichte von einem Bauern in Tirol, dessen Frau eine Hexe war, der aber rechtzeitig dahinterkam.

Der Migl, sagte er, ist aba schlau gwen. Wiar daß ers gwißt hot, daß as Wei a Hexen war, hot er sie gfragt, ob sie a Weder mocha ko. Sagt sie, dees ko scho sei. Alsdann frogt er, ob sies mocha ko, daß da Blitz in'n Zwetschgenboam schlogt, der wo am Stadel gstandn is, scho lang dürr. Sagt sie, warum denn net? — und sie fangt an z'hexen.

Weiter berichtete der Erzähler ausführlich, wie das Weib sich erst auf dem Absatz gedreht habe, bis eine Grube im Sand geworden sei, in die sie ihr Wasser gelassen habe. Das habe sie besprochen, ein Dunst sei aufgestiegen, und alsbald habe der klare Himmel sich verfinstert von Gewölk. Schlagts jetzt ein? habe der Mann gefragt, aber die Frau rief, immerfort um die Grube laufend und murmelnd: Noch nicht! Schon rollte der Donner, und wieder fragte der Mann, ob's jetzt einschlüge, aber die Frau versetzte wieder keuchend: Noch nicht. Nun fiel ein heftiger Regen, und sie rief: Jetzt gleich! still stehend und ganz außer Atem.

Auf den Punkt, sagte der Bursch, hat er gwartt. — Er packte sodann einen mit Weihwasser besprengten vorbereiteten Strick, schlang ihn um die Frau und den Baum und band sie ganz fest. Und kaum, daß er selber ins Haustor gesprungen ist, fiel der Blitz mit Donnerkrach in den Zwetschgenbaum.

Kimmt der Migl ausm Haus, schloß der rundäugige Erzähler, wiar as Weder si vozogn hot, war da nix vom Wei als a große schwarze Kohln.

Die Zuhörer lachten, von dem Ausgang befriedigt. Einer fragte, ob's wahr sei.

Kost ja gehn, versetzte der Erzähler, in die Schwaign und 'n Migl frogn. Vurige Woch is's gwen.

Der über das Becken Gebeugte richtete sich auf und schlenkerte seine Hand, daß die Tropfen spritzten. Wie er gerade stand, war er von riesiger Gestalt, rothaarig und mit feuerblauen, etwas stieren Augen im Gesicht voller Sommersprossen. Zum Sprechen ansetzend, bemerkte er, daß er mit den andern nicht mehr allein am Brunnen war. Hinter dem Becken schien eine weibliche Gestalt zu hocken, von der er von der Seite her die Füße sah unterm Kleid und die Knie, auf denen ihr Kopf lag; die darum geschlungenen Hände hielten einen Rosenkranz. Ihre Füße waren nackt und dick verstaubt und zwischen den Zehen dunkel von Blut. Sie war weit gegangen.

Er machte zwei Schritt zu ihr hin und sah auf sie nieder. Die langen Fransen eines schwarzen Tuches, das um ihre Schultern lag, hingen auf den Stein der Stufe; glänzend schwarz war ihr Haar. Neben ihr lag ein umfängliches Bündel, in ein blaues Tuch eingeschlagen mit verknoteten Zipfeln. Nun bückte er sich und legte, während auch die anderen Vier aufmerksam wurden und sich herzubewegten, eine seiner Pranken behutsam auf ihren Kopf, um ihn aufzurichten, fuhr aber zurück, weil sie sich mit einem fauchenden Laut emporwarf. Da flammten nun große, dunkle Augen unter steilen, schwarzen Brauen; ihr braunes Gesicht war schmal; die zarte Oberlippe hob und wölbte sich über den weißen Zähnen.

No no! rief einer der Vier, wos hots denn?

Ein andrer bemerkte, es wäre eine Katze, eine fremde.

Alsbald faßte sie mit beiden Händen ihr Tuch unter dem Kinn und zog es bis an die Augen empor; darüber hin blickte sie schwarz und feindlich, aber stumm,

bald zu diesem, bald zu jenem der Vier, die nun fortfuhren, mit Fragen und Bemerkungen auf sie einzuspotten. Denn da sie jung war und schön gebildet, aber keinen freundlichen Reiz ausüben wollte, nahmen sie bereitwillig den feindlichen an. Ein und zweimal glitten ihre Augen indes zu dem ruhig zurückstehenden Riesen hin. Der bewegte sich endlich, indem er mit wagrecht gestrecktem Arm wie mit einem Balken die anderen fortschob, so daß sie stolperten und fluchten. Er stellte sich vor sie hin und fragte nach einer Weile, wer sie sei.

Sie sah zu ihm auf, schwieg aber; ebenso auf die Frage, woher sie komme. Die vier lachten. Es hatten sich jetzt andre Menschen hinzugesellt, die aus den umliegenden Häusern gekommen waren, und der ganze Markt lag nun im Schatten.

Der Bursche tat geduldig zum drittenmal und vielleicht aus Berechnung eine Frage, die sich verneinen ließ: Wirst erwartt? und darauf bewegte sie leise den Kopf zur Verneinung. Auf dies erste Zeichen des Verstehens fragte er wiederum:

Bist Magd?

Sie nickte.

Suchst ebbas an Platz?

Sie nickte; ebenso auf die Frage, ob sie sich auskenne mit Vieh. Nun sagte er, daß er der Althäuser Rochus wäre vom Berg; sein Vater bedürfe einer Magd für Haus und Stall, und ob sie es sein wolle. Sie griff unter ihr Tuch und brachte aus dem Kleidausschnitt ein zerknittertes Papier hervor, das sie ihm reichte. Es standen nur ein paar Zeilen darauf, unterzeichnet vom Pfarrer und vom Bürgermeister zu Schwaaz in Tirol, des Inhalts, daß Magneta Viale ein Halbjahr bei einem Bauern in Stellung gewesen sei und sich durch Fleiß ausgezeichnet habe. Zwei von den Burschen äugten neben Rochus auf das Papier, als könnten sie lesen; aber sie konnten es nicht und sahen erwartungsvoll zu ihm auf, der fortfuhr auf den fremden Vornamen zu starren, gebannt, ohne zu ahnen, daß er damit dessen Bedeutung nachkam. — Übrigens war er den andern im Alter soviel voraus wie an Größe.

Das Papier zusammenlegend und zurückreichend, fragte er die Fremde noch, ob sie eine Welsche sei, aber sie verneinte stumm. Darauf beugte er sich zu ihrem Bündel, und sie erhob sich, die Lippen schmerzlich verziehend, wohl wegen ihrer Füße. Sie reichte ihm kaum bis zur Brust, zierlich in dem schwarzen Tuch, dessen Fransen hinten bis zu ihren Knöcheln reichten. Er nickte seinen Gesellen einen Gruß zu und trug das Bündel zu dem Ochsenwagen; das Mädchen folgte ihm flink und kletterte hinten darauf, kauerte sich hin und zog wieder ihr Tuch unter die Augen hoch. Unter dem letzten Gelächter der Vier über diese Bewegung, nahm er die Peitsche vom Wagen, berührte die Ochsen mit dem Stiel und schritt neben den langhörnigen Häuptern der schwer sich vorwärts bewegenden langsam hin. Der Wagen rollte knarrend um die Ecke des Pfarrhauses auf den Torbogen zu die sich senkende Straße hinab.

2.

Außerhalb des Tors senkte die Straße sich noch ein Stück unter der Mauer und den Wipfeln des Pfarrgartens hin und teilte sich dann in zwei Arme, von denen der rechte sich den Hügel hinab südlich ins Tal, der linke wieder ansteigend zuerst, dann eben, an einzeln stehenden Bauernhäusern vorüber und weiter unter

Apfelbäumen zu einem Dorf erstreckte. Äcker und Wiesen dehnten sich linker Hand — denn hier rollte der Wagen fort — in die unermeßliche, im Dunst des Abends blauende Ebene und zu dem laubigen Waldgrün der Stromes-Au, über der in leichtem Gewölk die rote Sonne versank; unfern zur Rechten stieg Tannenwald zu einem langgestreckten Hügelrücken empor. Aus dem erhoben sich hinter den ostwärts Ziehenden immer höhere und felsige Gipfel südwärts zur Seite des Tals, bis sie sich für den Blick mit den auf der gegenüberliegenden Talseite erhobenen Bergen trafen.

Das Dorf mit seinen weißen, in Obstwipfel gebetteten Häusern war bald erreicht und auf gewundener Straße wieder verlassen, am Friedhof, an der weißen Kirche vorüber, und es ging nun zwischen blumigen Wiesen auf einem Sandweg in langen Windungen eine Anhöhe empor, hinter der sich eine Tannenkuppel dunkel erhob. Auf sie deutete Rochus mit der Peitsche, sprach aber nichts. Noch rief der Kuckuck von den Bergen her; die Grillen schrien überlaut; ein leichtes Wehen ließ sich kühl über den Hügel herab und beugte die Halme.

Bis die Ochsen auf dem steigenden Wege zum erstenmal ausschnaufend stillhielten, hatte Rochus sich nicht umgedreht. Als er es jetzt tat, trafen seine Augen in die der Fremden, die auf ihrem Bündel saß, die Hände unter dem schwarzen Tuch, geradaus schauend mit ihren schönen, fremden Augen. Sein Blick fand keine Erwiderung; sie saß stumm, dunkel und nächtig da, die glatte Stirn etwas gesenkt und in Schwermut.

Auf dem Rücken der Anhöhe rollte der Wagen wieder eben dahin, dann aber im Wald auf einem ausgefahrenen, steinigen Wege fast steil empor. Hoher großblättriger Pflanzenwuchs wucherte über die Fahrgleise, und rundum standen hohe Fichten mit braunen Stämmen. Noch pfiff und schmetterte die Singdrossel laut in der Stille, wenn der Wagen stand; aus den Mäulern der Ochsen dampfte es in die Kühle. Ein Bach begann zu rauschen, eine kleine, braune Schlucht fiel zur Linken des Wegs, in der Felsbrocken lagen grün bemoost. Zuletzt war der Weg von Tannennadeln braun und glatt zwischen enger stehenden Bäumen im Finstern. Aber grüne Helle brach bald herein; hinter dem Walde, der zur Rechten noch eine Weile bergan stieg, wölbte sich die Kuppe mit sumpfigen Blumenwiesen empor, wo das Feilen der Grillen wieder die Dämmerung füllte. Oben schimmerte ein Stück Hauswand weiß unter Bäumen hervor, die ein letzter Tannenkegel noch schwarz überragte.

Es war Nacht dort oben, als der Wagen in den kleinen Wald der Obstbäume hinein sich auf das Haus zubewegte, das ihm eine Ecke entgegenwandte. Um sein Obergeschoß lief eine Altane brauner, geschnitzter Säulen, auf die sich an der Seite des Hauses das breitüberstehende Dach herabsenkte. In der Haustür stand jemand, dessen Hemd weiß schimmerte. Der Wagen hielt.

Votr, sagte der Rochus, i bring dir wos.

Das Mädchen schritt, als er sich umwandte, schon über den Wagen und sprang vorn herunter, ihr Tuch zurückfallen lassend, und sie bückte sich und begann ungesäumt die Zugtiere auszuspannen, die sie dann, in beiden Händen hinter ihnen die Deichseln tragend, den ihnen bekannten Weg zur Stalltür an der Seite des Hauses gehen ließ, vor der sie ihnen das Geschirr ablöste. Ein sehr großer Hund war aus seiner am Hauseck gelegenen Hütte hervorgetreten, ließ aber nur ein dumpfes Knurren hören. Vater und Sohn schoben den Wagen zu einem offenen Schuppen,

der zehn Schritte von der rechten Hausecke entfernt stand. Hinter ihm schwang sich im Bogen die grasbewachsene Rampe der Auffahrt zum Heuboden über dem Stall auf der Rückseite des Hauses empor und bildete so einen kleinen Hof um den viereckigen Düngerhügel unweit der Stalltür, von der aus Bretter einen Steg zu ihm hinauf legten. Als die Männer den Stall betraten, den das Hängelämpchen kaum erhellte, senkten die Ochsen die Mäuler bereits in den steinernen Futtertrog, und eine kleine Schattengestalt trug einen Berg Grünfutter in den Armen herbei, den sie hineinlegte.

Dann gab sie dem Althäuser die Hand. Sie sprach fernerhin kein Wort. Aber der Althäuser, der um einen Kopf kleiner, doch ebenso breit und ebenso rothaarig war wie sein Sohn, sagte auf dessen karge Erklärungen, ihm sei's gleich. Ein roter Bart wuchs ihm um das Kinn bis unter die Augen, was ihn wild aussehen ließ; aber das war er nicht. Er war vielmehr einfältig, sagte, die Magneta sei eine Welsche, ihres Namens wegen, den er nicht aussprechen konnte, und taufte sie Resl. Denn so hieß die letzte Magd.

3.

Im Laufe der nun folgenden Wochen wurde es den beiden Althäusern offenbar, daß mit der stummen Fremden ein guter Geist in ihr Haus gezogen war.

Der Einödhof war bescheiden. Das Wohnhaus enthielt zwei Eckzimmer, Küche und Milchkammer im untern und fünf Räume im Oberstock, das die Altane umlief. Im hinten angrenzenden Stall standen außer den beiden Ochsen zwei Jungfärsen und vier Kalbinnen; außerdem gab es noch ein halb Dutzend Schafe, dreißig Hühner, ein paar Enten und Gänse, eine schwarzgelbe Katze und einen Hund namens Poll. Zu dieser geringen beweglichen Habe gehörte dem Althäuser freilich beinah der ganze Hügel mit seinem Waldbestand, den meist sumpfigen Wiesen und einigen Äckern Roggen, Weizen, Klee und Flachs, also daß alles das — abgesehen vom Wald — nur für das tägliche Leben reichte.

Die Bäuerin war vor Jahresfrist gestorben, und die Magd lag nach einer Fehlgeburt, deren Ursache der Althäuser war, seit Wochen siech im Spital in der Stadt. Der Bauer hatte sich Zeit gelassen, eine neue zu suchen, denn den täglichen Schmarren konnte er oder der Rochus eine Zeitlang selber bereiten, und die schwere Arbeit des Jahrs stand erst bevor. Von den Kalbinnen waren zwei trächtig, das Federvieh bekam außer dem, was es selber fand, fast nichts, und zur Zeit beschäftigte die beiden Männer nur das Brennholz-Schlagen im Wald, von dem der Rochus an jenem Maitag eine Fuhre ins Pfarrhaus geliefert hatte. Dort verbrachten sie mit ihren Äxten und Sägen den Tag.

In den ersten beiden Tagen hatte die Magneta das ganze Haus ausgeräumt, mit Wasser überschwemmt und gesäubert. Danach hatte sie sich stillschweigend über die Kleidung der Männer gemacht, gewaschen, gestopft und geflickt, was not war, das war beinah alles. Ihre leichte Gestalt war sehr kräftig. Das Vieh schien ihren sprachlos übergleitenden Händen gern und verständnisvoll zu gehorchen.

Alsbald begannen die Hühner lebhafter zu scharren und besser zu legen. Ein überstrenger Winter hatte seine eisernen Pranken bis in den April ausgestreckt, so daß die Hühner noch lange nachher lustlos blieben. Einmal mußten sie freilich wieder ihrer Natur gehorchen, und daß dies jetzt geschah, brauchte eben nur seine

eigere Ursache zu haben. Trotzdem gab der Althäuser acht, ob die Magd mehr Körner streute, konnte aber nichts wahrnehmen. Die Schafe schienen runder zu werden. Als die Stunde der ersten Kalbin kam, vollzog sie sich in Abwesenheit der Männer und anscheinend ganz leicht. Das war aber beinah ein Wunder, denn die beiden früheren Entbindungen hatten Mutter und Helfer die schwerste Mühe und Ströme von Schweiß gekostet. Ebenso leicht gelang wenige Tage später die zweite Geburt, diesmal die erste der Mutter. Die beiden weißen, wollhaarigen Kälber, von denen eines ein Stier war, schienen besonders kräftig und munter. Aus allen Eutern im Stall begann die Milch reicher zu strömen.

Aber an keiner Kreatur im Hof zeigte sich eine solche Veränderung wie an dem Hunde Poll. Er war weder schön noch gut; einem Wolf ähnlich, war er weit größer und schwerer, schwarzgrau, struppig, schon alt und von Charakter so giftig wie alle Hunde, die stets an der Kette liegen. Seine tiefe, heisere Stimme scholl mißtönend, sobald nur ein fremder Fuß sich dem Hause näherte, wozu er aus seiner neben der Hausecke stehenden Hütte herauskam, in deren Tiefe er gemeinhin unsichtbar zu liegen pflegte. Nun aber trat er, so oft die Magneta aus dem Hause kam, so weit hervor, wie seine Kette zuließ, und folgte ihr mit den Augen, wenn sie sich entfernte, und wenn sie in der Nähe beschäftigt blieb, so ließ er mit halb geöffnetem Rachen und stetem, leisem Bewegen der buschigen Rute den Blick auf ihr unaufhörlich. Als sie es zum erstenmal wahrnahm, kam sie zu ihm; er machte mit heiserem Blaff einen kleinen Sprung ihr entgegen, wedelte heftiger, und als sie sich dann zu ihm hinkauerte, seinen großen Kopf in die Hände nahm und liebkoste, warf er sie fast um mit freudigem Ungestüm, bohrte die Schnauze in ihren Schoß und stand endlich halb über ihr, den Hals auf ihrer Schulter, an den sie die Wange drückte; so ertrug er, den scharf gezahnten Rachen weit offen, die Augen halb geschlossen vor Lust, das Glück ihrer Hände, das sie klopfend und streichelnd in seinen alten Leib rieseln ließen; das Glück einer freundlichen Nähe, das er seit den Tagen seiner ersten Jugend nicht mehr erfahren hatte. — In der fünften Nacht ihrer Anwesenheit in Althaus ging er — denn nachts wurde er losgemacht — die Treppe hinauf, die an der Seite des Hauses zur Altane führte, und bis vor ihr Fenster, wo er sich eine Weile unschlüssig hin und her bewegte, hineinblickte, und schließlich sich niederlegte. Dies tat er von nun an stets um die Nachtmitte, als ob er jetzt die Hälfte der Nacht der Pflicht für das Haus, die andere Hälfte insbesondere Magneta widmete.

Über dem Berg lag die Stille der Einsamkeit unveränderlich, da kaum jemals eine fremde Erscheinung auftauchte, die den Wachhund zum Kläffen gebracht hätte. Alle drei gingen kaum hörbar auf nackten Sohlen umher; ab und an klang eine zufallende Tür, ein Eimer auf dem hölzernen Brunnenrand und der veränderte Ton des ewig fallenden Wasserstrahls; dazu aus der Tiefe des Waldes der Schlag der Äxte.

Der Althäuser, der von Natur wortkarg war, hatte mit dem Hingang der Bäuerin fast die Sprache verloren; denn nur mit ihr war er zu sprechen gewohnt. Für den Sohn, der nur zu gehorchen hatte, genügte Anweisung oder Wink. Also fügte die Schweigsamkeit der Fremden sich natürlich zu der der Männer und der Natur, wenn deren Stille auch mancherlei Laut hatte. Doch war das Keckern der Rotschwänzchen, die ihr Nest an der Altane bauten, und das Tschilpen der Baumläufer, ferner Kuckucksruf und Gehämmer des Spechtes, das Feilen der Grillen

und selber der laute Abendgesang der Amseln nur da, um die Tiefe der Stille wahrnehmbar zu machen. Nur ein Hauch von Wehmut über den lieblichen Zügen der Stummen war fremd in der heiteren Fülle des Reifens und der zarten Leichte der Bergluft.

Bei Dunkelwerden, nach dem schweigsamen Nachtmahl unter dem Fenster der düstern und rußschwarzen Küche — das Feuer brannte ja offen auf dem fußhoch aufgemauerten Herde, und nicht aller Rauch fand seinen Weg in den Kamin hinauf — entzündete der Althäuser auf dem Tisch in der Fensterecke der Wohnstube die zinnerne Öllampe und las eine halbe Stunde, die Füße in einem Eimer mit lauem Wasser, in einem Erbauungsbuch. Vor Magnetas Kommen pflegte der Sohn auf der Ofenbank zu sitzen, gleichfalls die Füße im Eimer. Jetzt wusch er sich nur, ging hinaus und saß auf der Bank zur Linken der Haustür, still, die Ellbogen auf den Knien. Zwei Schritte vor ihm war ein winziges Gärtchen eingezäunt, in dem die Bäuerin ein wenig Kohl und Salat, Dill und Petersilie zog; dazu säte sie ein paar Sonnenblumen und die zartfarbenen Wicken am Zaun, von denen zur Zeit freilich nur etwas Grün zu sehen war. Aber die bunten Bauernnelken blühten bereits, und die weißen Lilien hielten mit hohen Stengeln die kräftigen Blütenkolben empor. Aber nach denen sah Rochus nicht hin.

Der Brunnentrog, ein sechs Fuß langer, halber, gehöhlter Baumstamm, entsprach der Lage des Gärtleins auf der anderen Seite der Haustür; der nie versiegende Wasserstrahl fiel aus einem mannshohen Pfosten hinein, auf dem oben in einem alten Tontopf ein rotes Geranium blühte. Unten hockte, den Rücken daran gelehnt, die Magneta, die Hände im Schoß. Sie und Rochus blickten gemeinsam in der gleichen Richtung nach rechts hin — zu der Helle, die im dunklen Rahmen der Obstbäume offen war, und in der fern und klein ein Schneegipfel stand, noch lange schimmernd im schon versunkenen Licht.

Über etwas ist noch ein Bericht nachzuholen.

In der vierten Nacht nach Magnetas Ankunft hatte der jüngere Althäuser sich nach einigem schlaflosen Wälzen bald aufgesetzt und nach einer Weile lautlos seine Kammer verlassen. Die Tür, die vom oberen Flur an der Seite des Hauses auf die Altane führte, stand offen; er trat hinaus und ging um das ganze Haus bis zu dem letzten der kleinen Fenster auf der anderen Seite. Im Begriff anzuklopfen, fand er die Flügel nur lose zusammengelegt und stieß sie leise nach innen auf. In der schmalen Kammer war Dämmerhelle; gleich links vom Fenster stand das Bett, dessen Fußende bis zur Tür reichte, so daß der Rochus den Kopf der Schlafenden dicht vor sich hatte, als er den seinen hineinhielt. Sie lag merkwürdig — auf dem Leib, das Gesicht in das Kopfkissen gedrückt, das sie mit beiden Armen umschlungen hielt. Ihr Atem ging hörbar. Wie aber Rochus ihren Namen rief, sie anrührte und bewegte, erwachte sie weder, noch regte sie sich. Sie war schwer wie ein Leichnam, und als er Kraft anwandte, um ihren Arm hervorzuziehn, erwies es sich als unmöglich; er zog sie nur selber fast aus dem Bett. So schien sie auch steif wie eine Tote, war indes glühend warm.

Er mußte es aufgeben. Noch zweimal kam er des Nachts und fand alles genau so wie in der ersten. Danach verzichtete er. Bei Tage ließ er nun oft, wenn sie mit einer Arbeit beschäftigt war, lange einen Blick an ihr haften, der vor innerer Anstrengung keinen Ausdruck hatte. Daß er beständig nachdachte, läßt sich nicht sagen, denn das Festhangen in einem vollkommenen Rätsel ist nicht Denken zu

nennen. Doch hätte jemand mit Augen für so etwas ihm ansehen können, daß er sich wie ein gefangenes Tier unter einem Gitterfenster bewegte, zu dem es beständig aufschaut, weil es das offenbare Hindernis zwar begreift, aber nicht seinen Sinn.

4.

Die vierte Woche neigte sich ihrem Ende zu, als eines Nachmittags eine stämmige, schwarzgekleidete Gestalt unterhalb von Althaus aus dem Walde den Wiesenweg emporklomm, erkennbar an diesem Schwarz, an der Tonsur im braunen Haar und auch an den Zügen als Pfarrer. Er hatte fest greifende Augen im braunen Gesicht, dessen dunkler Ton von vielen Wegen bei jeder Witterung sagte; er stützte sich mit der rechten Hand auf einen starken Stock und hielt seinen Hut mit dem Taschentuch in der linken. Die Luft stand unbeweglich und heiß unter dem glühenden Himmel, ringsum bebten die Halme in der Glut, aus der die Grillen schrien, als ob sie geröstet würden. Er sah im Steigen lebhaft umher, folgte einem Falterflug lange mit den Augen nach, betrachtete eine Blume, einen Laufkäfer, eine Eidechse, alles was sich durch eine Bewegung, eine Bildung, einen Glanz vom Allgemeinen unterschied. Endlich oben angelangt, setzte er sich auf das Bänklein unter dem hohen schiefen Birnbaum, der noch ein Stück vor dem Obstgarten allein stand und dessen fast nur aus Rinde bestehender Stamm wie eine Wendelstiege gewunden war. Ausruhend erquickte er sich mit dem Blick über die fallenden Wälder in die sonnendunstige graue und bläuliche Welt des Gebirges. Zu seiner Linken stand ein Roggenfeld, das eben zu blühen begann, und das sich zu der hinter ihm liegenden Wiesenfläche senkte, die in der Ferne unregelmäßig rundum von Tannenwald begrenzt war. Der stieg berghinan hoch empor, hier und da gelichtet von großen, gelben Flecken, wo Stürze geschehen waren, leuchtend unter dem tiefen Blau des östlichen Himmels. Im West gegenüber türmte sich ein Gewitter mit riesigen, weißen Ballen und Häuptern über die Berge empor.

In den Wiesen unferne vom Waldrand waren zwei kleine, braune Gestalten zu sehen, die beiden Althäuser, die nichts am Leib hatten als ihre kurzen Lederhosen; und das Schleifen einer Sichel klang einmal von dorther. Auch der süße Duft des frischgeschlagenen Grases kam herüber, um zu erquicken.

Nachdem er sich ausgeruht und gekühlt hatte, ging der Pfarrer durch die grüne Dämmerung unter den Bäumen auf das Haus zu, indem er seinen Hut aufsetzte. Nachdem er dem unablässig weiter scheltenden Hund vor seiner Hütte ein paar beruhigende Worte zugerufen hatte, verweilte er noch bei den Lilien, von denen einige schon fertig in ihrer schönen, weißen Bildung als Engelzeichen dastanden, ehe er durch die offene Tür in den kühlen Flur trat. Gleich hinter ihr stieg die schmale Treppe nach oben. Der Pfarrer blickte in die offenstehende Tür der Wohnstube zur Linken, die ganz dunkel schien, weil ihre kleinen Fenster mit Blumenstöcken verstellt waren; von der niederen Balkendecke hingen Kleidungsstücke um den braunen Kachelofen, der rechts hinter dem Türflügel halb zu sehn war.

Aus der offenen Tür der finsteren, kleinen Küche kam ein dumpfes Brausen von Fliegen. Der Pfarrer stieß die angelehnte Stalltür auf, vor der er angelangt war, und trat ein.

Auch hier war es dunkel; der Geruch von Vieh, Heu und frischem Gras füllte mit inbrünstiger Kraft den Raum, durch den sich quer, zwei Schritte weit hinter der Tür, der steingemauerte Futtertrog zog. Über ihm schnauften die hellen

Mäuler, große Augen glänzten dunkel; über den kaum erkennbaren Häuptern der Rinder wölbten sich die grauweißen Berge ihrer Rücken, sechs an der Zahl. Weiter rechts neben der anderen Wand, durch einen Durchgang im Futtertrog getrennt, standen die beiden gewaltigeren Leiber der malmenden Ochsen.

Gerade aber zwischen dem zunächst der Tür stehenden Rinderpaar ließ sich eine hockende Gestalt erkennen und auch der Schreck in ihren emporglänzenden Augen. Ihr Haar war fest in ein weißes Tuch eingeknotet; ihr Gesicht glühte dunkel von der Anstrengung des Melkens im heißen Stall. Sie hielt die Hände am Euter der Kuh, aber nun unbeweglich.

Der Pfarrer grüßte und sprach: Fahr du nur fort! — Die Kuh, die im Fressen anhaltend, ihn angestarrt hatte, hob darauf, als ob sie gemeint wäre, einen Busch Heu empor und drehte ihn herum, während die weißen Wimpern sich über dem dunklen Glas des Auges ruhig auf und nieder bewegten. Aber auch das Mädchen tat nun, wie der Pfarrer geheißen hatte.

Nur das Stampfen eines Hufs, das Klirren einer Kette unterbrach die Stille. Der Pfarrer schritt durch den Durchlaß und sah an der hinteren Wand auf ausgebreitetem Stroh die weißen Leiber der Jüngstgeborenen liegen, die dicken, noch langen Beine von sich gestreckt. Sie hoben die kurzen und stumpfen, hornlos wolligen Köpfe, schauten groß erstaunt, und der Stier raffte sich alsbald auf, kam auf die Füße, mußte aber erst mit gespreizten Schenkeln und mit gesenktem Kopf eine Weile stehn, bis er die vorgenommene Veränderung begriff und beherrschte. Dann machte er einen Sprung und stand wieder und glotzte verblüfft. Endlich drehte er sich um und grunzte, galoppierte dann an der Reihe der Hinterteile hin zu seiner Mutter, die ihm den Kopf entgegenwandte, und stieß sie mit kräftiger Stirn in die Flanke.

Die Magd stand jetzt auf und trug den Eimer zur Wand hin, bloßbeinig mit mistdunklen Füßen. Sie tauchte die Hände in einen Eimer mit Wasser, säuberte sie und trocknete sie in ihrer Schürze, stand dann still mit gesenkten Lidern, den rechten Schürzenzipfel an der linken Hüfte festnestelnd, bis der fest auf ihr ruhende Blick des Geistlichen sie die Augen zu ihm aufheben ließ. Ihr großes Anschaun war gefüllt mit etwas Traurigkeit, etwas Angst, etwas Bitte und etwas Hochmut, die unmerklich in- und auseinander glänzten und dunkelten.

Du bist, sagte er, die Magneta.

Sie nickte; er fragte: Bist du stumm?

Sie bewegte den Kopf zur Verneinung.

Aber du sprichst net?

Sie nickte; es war im Dunkel zu sehn, daß sie jetzt bleich war.

Ist's ein Verlöbnis? fragte er, und sie bejahte, die Lider senkend, die sie von jetzt ab nicht wieder hob.

Er sagte: Gut. Er wartete eine Weile und sprach dann ein wenig strenger: Ich hab dich beim Gottesdienst net und net zur Beichtn gesehn.

Ihre Stirn senkte sich etwas tiefer.

Ja so, sagte er, freilich; da du net sprechen darfst, kannst a net beichten.

Der Mensch soll beichten, sagte er und schnaubte ein Lachen; aber sie bewegte sich nicht.

Er ließ fast eine Minute verstreichen, bis er die Frage tat:

Was rufst zu die Henn', wenns kommen solln fressn?

Den Kopf hebend, öffnete sie schon den Mund zum Reden, ehe sie sich besinnen konnte. Dann lachte sie, runzelte die Brauen, warf eine Schulter herum und drehte den Kopf weg.

Magneta, sagte er, schau mich an.

Sie gehorchte langsam, und nun fragte er:

Magneta, was treibst du in der Nacht?

Ihr Gesicht wurde in einem Augenblick ganz dunkel und wieder grau; ihre Augen starrten schwarz, und die Lippen wichen langsam auseinander, sprachlos gequält. Endlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und warf sich über die nahe stehende Kuh, die davon unbeweglich blieb. Alsbald trat er zu ihr, und sie richtete sich auf; als er nur die Hand ausstreckte, wich sie gleichzeitig zurück und blieb mit gesenktem Kopf stehn. Er streckte kaum die Finger nach ihrer Stirn hin, so bewegte die sich empor; aber ihre Augen waren geschlossen. Nach einer Weile machte er das Zeichen des Kreuzes in Pausen dreimal über ihrem Gesicht. Dabei fing es unter ihren Lidern dunkel zu glänzen an, und zuletzt rannen zwei Tropfen.

Der Pfarrer sprach sanft: Benedicta sis! und wandte sich und verließ den Raum mit seiner leiblichen Fülle des dumpfen Getiers und dem geistigen Wehn des schöner gestalteten Geheimnisses.

5.

Der Pfarrer verließ auch das Haus und ging durch den Obstgarten zurück, dann den Sandweg am Kornfeld hin und schräg über die mehrere Tagwerk große sinkende Wiesenfläche, wo das in den letzten Tagen geschlagene Heu für die Nacht schon in Haufen zusammengezogen lag. Die beiden Althäuser waren in der fernsten Waldecke dabei, das heute Geschnittene aufzurechen. Der Sonnenschein war jetzt gedämpft vom aufgestiegenen Gewölk, und der Duft des Heus lag schwer in der Schwüle.

Die beiden Bauern, die in ungewöhnlicher Lage das Natürliche taten, fuhren in ihrer Arbeit fort, bis der Besuch ihnen nahe war; dann erst legten sie ihre Werkzeuge nieder, wischten die schweißigen, braunen Hände an den Hosen ab und reichten sie hin. Ihre nackten Brüste glänzten von Schweiß, und ein säuerlich starker Geruch strömte von ihnen aus; ihr rotes Haar glühte.

Althäuser, fing der Pfarrer an, nachdem einige Reden über das Wetter und die Ernteaussichten schicklich gewechselt waren, Althäuser, es geht ein Geschwätz im Markt über deine Magd, die Magneta, dem ich nachzuforschen gekommen bin. Sie sagen, daß sie bei Nacht herkommt und die Leute im Schlaf druckt, daß sie net atmen können und am End aufwachen und schrein, als ob sie gespießt wären. Und es sind sogar ganz bestimmte Leut, die das ganz bestimmt aussagen.

Die Bauern erwiderten hierauf nichts.

Rochus, wandte der Pfarrer sich an den Jüngeren, is des wahr, daß as Weibsbuid kemma is, wiar du grad am Brunna gstandn bist mit dem Loferer Ferdl, dem Mayer Sepp, dem Wörndl Jakob und dem Lenz vom Bruckner?

Rochus bejahte kräftig.

Alsdann — die vier sind's, die wo gedruckt werden in der Nacht. Akkurat die vier werden's sein. Und sie sagen, es ist die Magneta.

Geschicht eana recht! sagte Rochus, den Lumpazi.

Der Pfarrer zürnte darob. Ja, wie kann da Recht geschehn, sagte er, wenn so etwas überhaupts net geschehn darf!

Rochus griff sich in die Hosenträger und stierte zu Boden. Er würgte und sagte zuletzt auf Hochdeutsch:

Es ist mir herausgefahren.

Ist dir am End was bekannt von dem Drucken?

Da stierte er angstvoller und würgte mehr, blieb aber stumm.

Nun forderte der Pfarrer vom Älteren, ob er ein Gutes oder Ungutes von seiner Magd berichten könne.

Guats, Herr Pfarrer, da feit si nix. Brav is, ollewei brav, sauba, fleißi, unds Kalben is nia net so leicht gangn.

Danach war Schweigen.

Sie redt net, sagte der Pfarrer.

Der Althäuser bejahte.

Auf die Frage, ob sie Papiere vorgewiesen habe, berichtete er den Inhalt des Zettels, der von der Herkunft des Mädchens nichts angab.

Also ist das, begann der Pfarrer, nach einem Schweigen von neuem, daß etwas bei Nacht umgehen soll und die viere belästigen. Gleich den ersten Tag soll es angefangen haben, aber sie haben sich nicht zu sprechen getraut, bis daß der Loferer sich geäußert hat gegen den Bruckner.

Ha der! schnob Rochus unbedacht, worüber der Pfarrer sogleich Auskunft verlangte. Er berichtete dann widerwillig und verworren die Erzählung des Bruckners vom Miglbauern und seinem hexenden Weib, die den Pfarrer sehr erzürnte und beinahe zum Fluchen brachte.

An der Gschicht, rief er aufgebracht, was wird denn wahr sein an der Gschicht? Daß ein Wetter gewesen ist im Mai, was allerdings eine Seltenheit ist. Und daß es die Bäuerin getroffen hat, weil sie untern Baum gerannt ist anstatt in das Haus. Und daß sie gestorben ist von dem Schlag. Alles andere ist Geschwätz von dem Migl, wie ich gehört hab, der narrisch ist seitdem und gern möcht, daß sein Weib eine Hexe war, weil daß er in Unfried mit ihr gelebt hat. Kann schon sein, daß er ihr den Tod gewunschen hat, der Malefizer. Kann auch leicht sein, daß er sie festgebunden hat am Baum wie in deiner Gschicht. Aber Weihwasser war da keins dran an dem Strick. Dies hat mir ein Kapuziner gesagt, der von Erl gekommen ist und mit dem Pfarrer gesprochen hat. Ich sage euch das, damit ihr seht, daß meine Quelle eine geistliche ist und ka Weibagschwatz net am Brunna, und daß da nix schwimmt als menschlicher Sündendreck, aber keine schwarze Kunst.

So etwas, schloß er Atem holend und sein Tuch hervorziehend, so etwas darf's auch sein mit der Magneta.

Der Althäuser fragte nach einer Weile in die schwüle Stille hinein, ob er die Magd behalten dürfe, weil sie so gut sei mit dem Vieh.

Althäuser, sagte der Pfarrer streng. Wer spricht was andres, als daß sie gut ist?

I moan bloß, weils die Leut drucka soi, die Resl.

Der Pfarrer blieb eine Weile stumm, ehe er mit gesammelter Sanftmut bemerkte:

Althäuser, das ist ein dummes Gerede, daß sie es sein soll, die sie druckt.

Herr Pfarrer, erwiderte der Althäuser, wanns druckt wern, ko's leicht sei, daß die Resl es ist?

Althäuser, sie denken sich das bloß.

Wird scho wohr sei, wenn sies denken. Wens net drucka teat, da hot nix zum denken.

Althäuser — Der Pfarrer verstummte.

Dann sagte er: Du bist ein Hornochs! und ging seines Weges über die Wiese zurück. Vater und Sohn blickten ihm eine Zeitlang nach, bis dann der Ältere spuckte, seinen Rechen aufgriff und mit giftigem Ausdruck in den Schwaden hieb. Auch der Sohn hob seinen Rechen auf, fuhr aber fort, dem Davongehenden mit den Augen zu folgen. Wie er zuletzt hinter dem Roggenfeld schwand, machte er sich auf und lief hinter ihm her. Bei dem Birnbaum holte er ihn ein; der Pfarrer setzte sich auf die Bank, und Rochus berichtete mit vielem Stocken, was ihm in drei Nächten mit der Magneta widerfahren war. Der Pfarrer blieb danach lange stumm und nachdenklich.

Daß du zu ihr gegangen bist, Rochus, sagte er endlich, ist ein Fehltritt, aber das ist eine Sache für sich. Zu dem anderen aber scheint festzustehn, daß das Mädchen sich net aus ihrer Kammer entfernt hat, wie die Burschen glauben, und daß sie sich andererseits in einer krampfigen und eigentümlichen Lage befunden hat, nach der sich annehmen ließe, daß ihr Wille mit etwas anderm beschäftigt war als mit Schlafen. Stimmt's auch, Rochus, daß die vier Buben Faxen mit ihr getrieben und sie geraunzt haben?

Bald nachdem Rochus die Frage bejaht hatte, schickte der Pfarrer ihn fort. Er blieb auf der Bank, bis er mit Schrecken bemerkte, daß es dunkelte, und daß eine feste, grau und weiße Gewitterwand jetzt im Westen hoch in den Himmel hineinstand. Nun eilte er schleunig talabwärts.

6.

In Althaus verging der Rest des Tages wie üblich — bis dahin, daß Magneta und Rochus an ihren gewohnten Plätzen am Brunnen und auf der Bank im Dunkel saßen. Aber nach einer Zeit stand er auf und ging zu ihr hin. Noch blieb er zwar eine Weile aufrecht an dem Stamm, aus dem die lebendige Flut seit hundert Jahren hervorstürzte, indem er sie wechselnd in seine hohle Hand und wieder in die Völle des Trogs fallen ließ. Endlich trat er einen Schritt vor und beugte sich über die Hockende. Sie hatte, wie er sie vor Wochen zuerst sah, die Stirn auf den Knien, doch ihre Hände lagen leer auf dem Erdboden. Und er legte, wie damals auch, seine Hand auf ihr Haar, doch ließ ihr Kopf sich diesmal emporbiegen ohne Widerstreben. Ihre Lider jedoch waren gesenkt.

Bist du's, fragte er, was sie sagn?

Sie hob die Lider einmal und schloß sie wieder. Das hieß Ja. Dann faßte sie nach seiner Hand und zog sie herunter, hielt aber noch einen Augenblick den Daumen fest, ehe sie losließ. Zugleich hatte sie das verschlossene Gesicht seitwärts gedreht und lehnte nun den Kopf an den Trog zurück mit einem gramvollen Ausdruck.

Da kniete er vor ihr hin und faßte nach ihren Händen.

Kost es net lassa? fragte er.

Sie hob erst langsam die Schultern und ließ sie fallen, blickte in sein Gesicht und machte eine Handbewegung nach seinem Hals; ihre Lippen öffneten sich, und es kam ein haschender Laut. Aber das Ende der ganzen Hilflosigkeit war verzweifeltes Aufschluchzen, mit dem sie die Stirn wieder auf die Knie warf. Sie schluchzte immer heftiger wohl eine Minute lang, sprang plötzlich auf die Füße und lief in das Haus. Das Knarren der Treppenstufen ward hörbar; dann wurde das Brunnengeräusch laut in der Stille.

Rochus ging langsam den Weg hinunter und blieb an einem Stamm stehen; er hob nach einer Weile eine Hand und begann Stücke aus seiner Borke zu brechen.

Auf einmal wurden hastige Schritte nackter Füße hinter ihm laut. Sie kam durch das Dunkel gelaufen, ihr großes Bündel mit einem Arm an den Leib gedrückt. Als er sie auffing, ließ sie es fallen, und es gab einen lautlosen Kampf, der durch ihre Gelenkigkeit eine Weile dauerte, bis er sie mit den langen Armen, die ihren an ihren Leib drückend, fest umschloß und aufhob und zum Hause zurücktrug. Vor der Tür indes bekam sie mit einem unverhofften Druck die Arme frei und die Sohlen auf die Erde, und sie stemmte beide Hände mit solcher Kraft gegen die Türpfosten, daß er sie nicht hineindrängen konnte. Nun bückte er sich, umschlang sie über den Knien, trat zurück und schwang sie — weiß Gott weshalb, vielleicht aus Genuß seiner Kraft — über sich zur Altane empor, an die er fast mit dem Scheitel reichte, so daß sie die hochfliegenden Arme von selber über die Brüstung warf. Darauf schämte er sich nicht, ihren Beinen einen solchen Schwung nach oben zu geben, daß sie mit ganzem Leib auf dem Geländerbalken lag — worauf sie sich denn innen hinabgleiten ließ und durch die Tür im Hause verschwand.

Rochus ging hin, holte und trug ihr Bündel die Treppe hinauf und legte es vor ihre verriegelte Tür. Als er eine Viertelstunde später zum Schlafengehen wieder nach oben kam, war es nicht mehr da.

7.

Das am Nachmittag aufgestiegene Gewitter ging in dieser Nacht mit Regen von solcher Schwere über den Einödhof, daß die gesamte Baumfrucht am Morgen im Grase zu sehen war. Der Althäuser ging zwischen den Stämmen umher, als sein Sohn aus der Tür sah, hob diese und jene der kaum walnußgroßen grünen Knollen auf, murmelte — und äußerte später am Tag, die Magneta wäre doch eine Hexe und dies ihre Rache für den gestrigen Pfarrersbesuch. Sicherlich bestärkte es ihm diesen Glauben — obwohl er nichts sagte — daß der Regen nun volle fünf Tage nicht aufhörte zu fallen, was für das schon geschlagene Gras keine Guttat war. Die Männer saßen währenddes in gezwungener Untätigkeit umher, bastelten und besserten dieses und jenes und schliefen, soviel sie vermochten. Die wenige Arbeit der Viehfütterung und des Melkens besorgte die Magneta; für Rochus blieb nichts als die Säuberung des Stalls. Wenn er dann nicht Brennholz im Schuppen zerkleinerte oder es, ein Stück Leinwand übergehängt, an der Hauswand aufschichtete, saß er bei dem Stierkalb im Stall, das ihm seinen Krauskopf auf den Schenkel legte, ließ es an seinen Fingern saugen, die er in eine Schüssel mit Milch tauchte, oder sie balgten sich miteinander, rangen und stießen die Schädel zusammen, daß es dröhnte. Der Kleine war ihm so anhänglich geworden, daß er ihm überall im Haus nachlief. Er hatte den Namen Peter empfangen und war

als Geschenk des Vaters Rochus' Eigentum, das er für sich selber aufziehen und verkaufen oder behalten durfte, um ihn zum Decken zu verleihen.

Der Althäuser nämlich hatte als der jüngste von drei Brüdern den Hof, der eigentlich dem Erstgeborenen zustand, erst im Alter von 57 Jahren bekommen. Denn da es nach dem Gesetz jedem Bauernpaar freistand, ihren Besitz erst dann zu übergeben, wann es ihnen gefiel, so hatte es seiner Mutter, die den Vater überlebte, gefallen, dies erst auf dem Sterbebette zu tun; das war in ihrem siebenundsiebzigsten Jahr. Die Alten waren überdies beide so geartet, daß sie keinem ihrer Söhne je einen Heller bares Geld in die Hand gaben, so daß sie, wenn sie fürs Gasthaus oder Tanz, für ein Feiertagsgewand oder Geschenk etwas brauchten, es mit eigener Arbeit außerhalb des Hauses verdienen mußten. Aber dies hielten die beiden Älteren nicht lange aus. Dem zweiten glückte es, einen Hof zu erheiraten; der Älteste, der am hitzigsten war, ging nach Tirol, verfiel den österreichischen Werbern und verlor sein Leben in weiter Ferne bei Torgau. Der Jüngste allein hielt aus, weil er der Einfältigste und Bedürfnisloseste war, obgleich seine Eltern ihm nicht einmal erlaubten, das Mädchen, das er haben wollte, heimzuführen, weil sie eine Kätnerstochter war. Von drei Kindern, die sie zur Welt brachte, starben zwei Mädchen früh weg, und es wäre bei den waltenden Umständen auch hart gewesen, sie aufziehen zu müssen; nur Rochus, der Spät- und Starkgeborene, blieb übrig und wurde in seinem neunzehnten Lebensjahr, als die Großmutter starb und sein Vater heiraten konnte, ehelich. Der zählte jetzt 63, Rochus 25 Jahre.

So beschränkten Verstandes nun der Althäuser war, hatte er es doch mit seinem Sohn, sobald er's vermochte, anders gehalten. Bar Geld gab er ihm auch zwar keins; aber er überließ ihm dann und wann ein Ding oder Geschäft, mit dem er sich Heller verdienen konnte, ein Schaf zum Scheren, ein Stück Wald zum Fällen, ein paar Obstbäume, die besonders gute Ernte versprachen. Und nun hatte er ihm, wenn es ein Stier würde, das eine Kalb der beiden Trächtigen versprochen und der Rochus darauf nicht abgelassen, seinem Schutzpatron, dem heiligen Rochus, der die Pestbehafteten heilte, für eine Stiergeburt schöne Kerzen zu geloben. Auch Magneta hatte er die Sache anvertraut und sie zum Scherz gebeten, ihrerseits zu tun, was sie könne. Darauf war das Mädchen vor die Trächtige hingetreten, hatte sie im Stand zurückgedrängt und es mit einem plötzlichen Griff fertig gebracht, daß sie das Maul gegen das am Pfosten über ihr hängende Öllämpchen aufsperrte. Dann hatte sie ihr tief in den Rachen unter dem Gaumen geschaut und auf Rochus' erregte Frage: Sixt es? Wird's ein Stier? so ernst mit dem Kopf genickt, daß es ihn durchfuhr. Als er dann eines Abends mit dem Vater aus dem Walde heimkommend den Geborenen auf dem Stroh liegen sah, staunte er so maßlos, daß er nicht dazu kam, zornig zu sein, weil sie ihn nicht zur Hilfe gerufen hatte. Sein Vater schalt und murrte dafür um so länger; freilich war das höchst kostbare Leben der Mutter in Gefahr gewesen, so daß er sich nun wie der weiland Reiter über den Bodensee vorkam. Rochus versuchte umsonst ihn mit dem Einwand zu beruhigen, daß die stumme Magneta ja nicht rufen konnte; aber der Althäuser bestritt: sie hätte Zeichen machen können. Endlich mit Magneta über dem Geborenen allein, da der Alte zornig hinauslief, bedankte er sich bei ihr, als wäre es ihr Geschenk. Sie stand noch atmend von der Anstrengung der Geburtshilfe neben dem Tier, strich eine ihrer schwarzen Haarsträhnen mit dem Rücken der besudelten Hand aus der Stirn und lächelte mit flatternden Lippen zum erstenmal.

Um so mehr wunderte Rochus sich, in den folgenden Wochen dreimal eine Wahrnehmung zu machen, die er nicht verstand. Davon war jede für sich unscheinbar, und erst als es drei waren, empfingen sie voneinander ein verdächtiges Blinken, das sie zur Dreiheit verband. Einmal als er vor dem Stier am Boden sitzend die Hand in die neben ihm stehende Milchschüssel tauchte, um ihn saugen zu lassen, trat sie im Vorbeigehen auf den Rand der Schüssel, so daß sie umschlug und die Milch ausfloß. Einmal als der Stier spielend auf sie los ging, gab sie ihm eine Maulschelle, die ihn für beinah eine Minute gar starr machte. Danach ging er mit einer Miene fort, als ob das Leben ihm unverständlich geworden sei. Zum dritten — da war der Stier bereits einen Monat alt und sehr kräftig — kam Rochus dazu, wie sie ihn im Hausflur mit Fäusten bearbeitete, während er auf sie einstieß; die Ursache des Zweikampfs verriet ihm die Stumme nicht, aber weil es vor der Küchentür war, mochte der Kleine auf der Suche nach Rochus dort eingedrungen sein. Alles in allem schien offenbar, daß die Magneta das Tier nicht im entferntesten so liebte wie Rochus.

Im Laufe des sechsten Tages klärte der Himmel sich auf.

Hinter dem Hause standen die Obstbäume regellos auf ebenem Wiesengrund, der dann zu der Althaus überragenden bewaldeten Kuppe anstieg; auch eine kleine Wildnis von Sträuchern gab es dort und daneben einen eingefriedigten Platz, auf dem die Schafe weideten. Dort befand sich Magneta eines Tages — während die Männer bei der Holzarbeit waren — da sie den Schafen ihr Trinkwasser in Eimern vom Brunnen gebracht und in den Trog geschüttet hatte. Da hörte sie den Hund anschlagen und anhaltend bellen, und bald darauf näherten sich zwei Gestalten dem Eingang der Hürde, zwei Burschen, die Magneta gewiß erkannte, denn sie erbleichte sofort und trat einen Schritt rückwärts, während ihre Augen aufglühten. Auch die beiden hatten blasse, entschlossene Gesichter unter ihren kleinen in die Stirn gerückten Filzhüten. Sie sprachen kein Wort, traten durch die Tür hinein — die übrigens so eingerichtet war, daß sie von selber zufiel — der eine duckte sich, als ob er auf das Mädchen zuspringen wollte — sprang aber dann zur Seite und war mit ein paar Sätzen hinter ihr. Dann fing der andere an, ihr zuzureden; sie solle sich nicht sträuben und wehren, sondern gutwillig mitkommen. Sie würden ihr kein Leid tun. Während sie das anhörte, das Kinn gegen die Brust gesenkt, an der Lippe nagend und mit immer dunklerem Blick, näherte sich der hinter ihr befindliche Bursche unhörbar, erreichte sie mit einem plötzlichen Sprung und schloß sie in seine Arme, die ihren, in denen die Eimer hingen, fest an den Leib drückend. Sie warf den Kopf heftig zurück, indem kam der andere, riß ihr die Eimer fort und griff nach ihren Handgelenken.

Unterweil war das Gebell des Hundes zu einem immer wütenderen Geheul geworden; jetzt kam er zwischen den Bäumen daher gefegt mit wirbelnden Läufen. Er nahm die Tür mit einem herrlichen Sprung; allein an seiner Kette hing ein armlanges Brett, das er in der morschen Hütte losgerissen hatte, und verfing sich dergestalt zwischen den Hölzern der Tür, daß er mitten aus dem Sprung zu Boden fiel. Aufgesprungen riß er wild an der Kette, kam aber nicht los. Magneta jedoch, von der die Burschen beim Heranstürmen des Hundes fortgesprungen waren, flog zu ihm, riß ihn zurück und löste die Kette, packte aber dann mit beiden Händen in das Halsband und hielt ihn fest, sich gegenstemmend mit ganzem Leib und so langsam bei ihm hinsinkend. Die beiden Burschen schien der plötzliche Schreck

gelähmt zu haben; sie bewegten sich nicht fort, stampften auf der Stelle und schrien Magneta zu, den Hund festzuhalten, sonst gäbe es das gräßlichste Unglück. Damit hatten sie recht, und Magneta bot auch weiter alle Kraft auf, das Tier zu halten. Sie umschloß seinen Hals mit beiden Armen, drückte Stirn und Gesicht in sein Fell, und nun schien er ruhiger zu werden. Eine lange Zeit blieb es nun so, daß der Hund dastand auf breiteingestemmten Tatzen, heiser grollend aus weit aufgesperrtem Rachen, und das Mädchen halb unter ihm kauerte, das Kinn auf seiner Stirn und die Männer anglühend mit Augen so voll Gift wie die Lichter des wütenden Tiers. Ja, sie und der Hund schienen für die erschreckten Burschen eins geworden; es sah aus wie ein Tier mit zwei Köpfen, die beide das gleiche Feuer des Hasses aus den Augen spien. Langsam bewegte sich dies Doppeluntier dann vorwärts, immer näher und näher den beiden, mit dem heiseren Keuchen des Hunderachens, während jene zugleich bis zu der Hürde zurückwichen. Als sie endlich die Balken im Rücken spürten, drehten sie sich blitzschnell um und kletterten und sprangen hinüber. Magneta löste ihre Umschlingung, strich mit den Händen über den Leib des Tieres und richtete sich auf. Er blieb unbeweglich an ihrem Knie, den Flüchtenden nachschauend wie sie, in deren Augen langsam die wilde Flamme erlosch bis auf ein kaltes Licht der Verachtung.

(Schluß folgt)

Kunstbetrieb und Judenfrage*)

Ein Vortrag

von

Paul Fechter

Als Herr Doktor Max Naumann mich zu einem Vortrag in Ihrem Kreise aufforderte, habe ich zunächst leichtsinnig Ja gesagt. Als er mir dann das Thema nannte, das er gern von mir behandelt sehen wollte, war mein erster rein reflexmäßiger Gedanke: Herzlichen Glückwunsch! Eine bessere Gelegenheit, sich gänzlich unbeliebt zu machen und es mit beiden Seiten zu verschütten, als dieses Thema, hätte er wirklich nicht gut finden können.

Wenn ich trotz dieser anfänglichen Regung hier vor Ihnen stehe und es übernommen habe, einige Worte über das Problem zu sagen, das mit den Kennworten dieses Vortrags gegeben ist, so halten Sie das bitte nicht für Waghalsigkeit, sondern für das Ergebnis einer Überlegung, die ich nicht erst auf Grund der Aufforderung, hier vor Ihnen zu sprechen, angestellt habe. Es ist vielmehr so, daß mir und meinen Freunden von der christlichen wie von der jüdischen Seite das Problem seit langem als solches klar geworden ist, und

*) Der Vortrag, den wir hier zum Abdruck bringen, wurde gehalten im Frühjahr 1930 vor einer Versammlung des „Verbandes nationaldeutscher Juden" in Berlin. Wir geben ihn hier wieder, weil er eine der Quellen für das schon damals fühlbare, gefährliche Anwachsen des Antisemitismus, das die zweite Hälfte dieses Jahres 1930 dann offen erwiesen hat, aufzeigte und Wege andeutete, auf denen man dieser Gefahr allein vielleicht noch begegnen kann. Die Schriftleitung.

daß es uns, je länger desto mehr notwendig schien, einmal die Hemmungen, die von beiden Seiten her vor einer Erörterung dieses Problems stehen, beiseite zu schieben und den Versuch zu machen, durch Offenheit und Klarheit wenigstens einige von den Schwierigkeiten, die sich gerade in den Jahren nach dem Kriege für Sie wie für uns ergeben haben, aufzulösen und vielleicht zum Verschwinden zu bringen.

Ich kann natürlich, was sich eigentlich von selbst versteht, was ich aber doch ausdrücklich betonen möchte, diesen Versuch nur von einer Seite unternehmen. Ich kann nur für die nichtjüdische Seite sprechen und versuchen, Ihnen, den ich darf wohl sagen Wohlmeinenden auf der jüdischen Seite, klarzulegen, wie Vorgänge und Erscheinungsformen des heutigen Kunst- und Literaturbetriebs sich von unserer Seite aus ansehen, was für Wirkungen diese Vorgänge und Äußerungen bei uns hervorrufen, und was für Ergebnisse sie für das Verhältnis zwischen Juden und Christen innerhalb der deutschen Nation haben. Ich bin der Meinung, daß es richtig ist, über diese Dinge offen zu reden und nicht, wie das zum großen Teil noch immer auch bei vernünftigen und sich mit Sympathie gegenüberstehenden Menschen der Fall ist, gerade um diese Probleme scheu, ängstlich und vorsichtig herumzugehen. Wir müssen uns daran gewöhnen, scheint mir, im Zusammenleben die Worte Jude und Christ gegeneinander so unbefangen zu gebrauchen wie vergleichsweise die deutschen Stammesbezeichnungen, die ja allmählich auch ohne Kränkungsabsichten gebraucht zu werden pflegen, selbst zwischen Preußen und Bayern. Wir leben seit Jahrhunderten auf dem Boden dieses Landes zusammen, werden von seinen Kräften genährt und geformt, von seiner Sprache, von seiner Kultur getragen. Wir sollten jetzt eigentlich einmal den Anfang damit machen, uns ruhig und friedlich über die Dinge auszusprechen, die unser Zusammenleben in diesem Lande und auf diesem Boden sagen wir einmal nicht eben leichter machen. Wir sollten versuchen, langsam etwas von der Fremdheit zu beseitigen, die trotz diesem jahrhundertelangen Zusammenleben auch heute noch zwischen den Deutschen auf der einen und den deutschen Juden auf der andern Seite besteht.

Viele werden diese Fremdheit vielleicht leugnen, werden darauf hinweisen, daß Deutsche und Juden seit mindestens einem Jahrhundert zusammen die Schulbank gedrückt, auf der Kneipe gesessen, die Hohen Schulen besucht, die Uniform getragen und Kriege mitgemacht haben. Sie werden darauf verweisen, daß jüdische Familien seit Jahrhunderten in deutschen Städten ansässig sind, genau so wie die deutschen Familien, Bürger wie die deutschen Bürger, daß sie mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, mit den Gefühlen seiner Menschen, ihrem Wollen und Nichtwollen genau so vertraut sind wie die Bürger selber. Ich will gerne zugeben, daß dieses in sehr vielen Fällen zutrifft. Will gerne bekennen, daß ich selbst seit Jahrzehnten mit einer ganzen Reihe jüdischer Männer und Frauen nahe und gut befreundet bin; ich muß trotzdem feststellen, daß diese Fremdheit besteht. Sie wird einmal immer wieder dadurch genährt, daß neuer Zuzug von Osten her die Zahl der jüdischen Familien vermehrt, die wirklich mehr oder weniger fremd in einer ihnen fremden Umwelt hier sitzen, und sie bleibt auch mit seltenen Ausnahmen bestehen zwischen den alteingesessenen jüdischen Familien, die sich selbst längst als Deutsche fühlen, und den andern. Es hat sich zum Teil unter dem Einfluß geschichtlicher Vorgänge und Erfahrungen, zum Teil auf Grund einer, wie mir scheinen will, falschen und gefährlichen Konvention der Brauch herausgebildet, in Gegenwart jüdischer Menschen das Wort Jude ängstlich zu vermeiden, und auf der andern Seite der Brauch, gegen den Gebrauch dieses Wortes mit einer ausgesprochenen oder unausgesprochenen Empfindlichkeit zu reagieren. Diese Empfindlichkeit kann auf einem sehr ordentlichen Gefühl beruhen, auf dem nämlich, daß die Tatsache des Jüdischseins völlig belanglos ist gegenüber der viel umfassenderen des Deutschseins. Auf der andern Seite pflegt ja aber auch kein Protestant oder kein Katholik es übel zu nehmen, wenn man in seiner Gegenwart diese Konfessionsbezeichnungen gebraucht, und worauf es heute ankommt, scheint mir dieses

zu sein, daß man sich zwischen Deutschen und deutschen Juden dahin einigt, den Begriff jüdisch im wesentlichen als Bezeichnung einer anderen Geistigkeit aufzufassen.

Jedenfalls, die Tatsache der Fremdheit und der Neigung zur Absonderung besteht, und gerade aus ihr ergeben sich Komplikationen, die gerade in der heutigen Zeit im beiderseitigen Interesse vermieden werden müssen. Mir scheint es notwendig, daß die ordentlichen Leute von beiden Seiten zusammenkommen und mit aller erforderlichen Rücksicht auf die gegenseitigen Empfindlichkeiten, aber zugleich mit aller Offenheit einander sagen, wie es denn bei ihnen eigentlich aussieht, was jeder gegen den andern auf dem Herzen hat, und wie sich die Mißstände, die bei dieser Unterhaltung klargelegt werden, in gemeinsamer Arbeit beseitigen lassen. Es ist ja zwischen Ihnen und uns eine viel umfassendere Basis gegeben, als gemeinhin die Einzelnen in ihrem etwas ängstlichen Mißtrauen voraussetzen, nämlich die Tatsache, daß Sie und wir zunächst Deutsche sind. Daß wir auf dem Boden des gemeinsamen Landes stehen, die gleiche Sprache sprechen und durch das gleiche Landgefühl dieser Nation auf Gedeih und Verderben verbunden sind. Von diesem gemeinsamen Landschicksal aus und mit Rücksicht auf dieses Landschicksal scheint mir, lassen sich zwischen Leuten guten Willens auf beiden Seiten durchaus Verständigungen ermöglichen, die die langsam etwas schwierig werdende Atmosphäre zu reinigen und für Besserung zu sorgen geeignet sind.

Infolgedessen war ich wie gesagt, nachdem der erste Schreck vorüber war, Herrn Doktor Naumann eigentlich ganz dankbar, daß er mir die Möglichkeit bot, das heikle Thema, das er mir gestellt hatte, hier einmal zu erörtern. Ich will gern diese Gelegenheit benutzen, nicht mit fruchtlosen Angriffen und Protesten, die doch nichts helfen, auf den Plan zu treten, sondern hier einmal vor Ihnen als vor dem Kreis, der bewußt und betont zugleich das Judentum wie das Deutschtum hochhält, im Umriß zu zeigen, wie der Kunstbetrieb und im Zusammenhang mit ihm einige Teilgebiete der jüdischen Frage von uns aus gesehen sich darstellen. Ich möchte nicht anklagen, sondern feststellen, was sich um so leichter ermöglichen läßt, als ich Sie trotz allem, was ich hier vorbringe, bitten möchte, die Bewertung dieser Angelegenheit von uns aus für nicht zu schwer zu nehmen.

Die Situation liegt so, daß das größere Interesse an der Klärung und Reinigung der Atmosphäre auf der Seite des Judentums liegt, weil es innerhalb des ganzen deutschen Bereichs durchaus trotz der weiten Sichtbarkeit vieler Vorgänge zahlenmäßig in der Minderheit ist. Jeder faux pas im Literatur- und Kunstbetrieb, der sich auf der jüdischen Seite ereignet, hat infolgedessen eben um dieses Zahlenverhältnisses willen ein ablehnendes Echo von erheblich größerem Umfang, dessen Wirkungen auf Ihren ganzen Bezirk zurückfallen, jeden von Ihnen, auch den betont deutschen mittreffen — während auf unserer Seite der ganze große Volkskörper von den gesamten Vorgängen des Kunst- und Literaturbetriebs im Grunde nur sehr wenig berührt wird. Die Vorgänge, von denen wir hier handeln, sind erfreulicherweise im wesentlichen auf die Bildungsschichten beschränkt. Eben darum kann man die Hoffnung hegen, wenigstens zwischen den ordentlichen Leuten auf beiden Seiten eine klare Atmosphäre zu schaffen, sobald man dafür sorgt, daß jeder sieht, was auf der Seite des andern vorgeht.

Ich möchte mich dabei von vornherein nicht auf den Standpunkt stellen, der heute von vielen nicht eben erfolglosen Männern der deutschen Literatur von älteren wie von jüngeren mehrfach schon also formuliert wird: „Im Ghetto sitzen heute wir". — Das scheint mir bei aller Anerkennung des Vorhandenseins von Tatsachen, die zu einer Stimmung führen können, wie sie sich in diesem Wort ausdrückt, doch eine falsche Bewertung des tatsächlichen Kraftverhältnisses und eine Überschätzung der Tatsache, daß heute wohl die größere Hälfte der deutschen Druckerschwärze zur Realisierung von Äußerungen verbraucht wird, die nicht auf der deutschen Seite gewachsen sind. Ich möchte auch nicht auf die Äußerungen eingehen, die gelegentlich kolportiert werden, wenn beispielsweise aus einem Berliner Kunstsalon das Wort l'art boche als allgemeine Bezeichnung für nicht-

französische Bilder, für Arbeiten deutscher Maler verbreitet wird, oder wenn man einem Dramatiker jüdischer Abstammung den Ausspruch in den Mund legt: „wenn es den Deutschen hier mit uns nicht mehr paßt, können sie ja auswandern". Das sind bon mots, an denen lediglich die Tatsache interessiert, daß sie eben weiter verbreitet und gelegentlich da und dort doch nicht für so belanglos genommen werden, wie sie von Menschen mit Hirn genommen werden müssen. Wenn ich sie hier anführe, geschieht es lediglich, um sie Ihnen als kleine Stimmungsmomente nicht vorzuenthalten.

Denn die Sache liegt heute so, daß nicht nur Sie auf der jüdischen Seite das Gefühl haben, bei uns dem zu begegnen, was man Antisemitismus nennt, sondern daß heute selbst ziemlich robuste und wenig empfindliche Leute auf unserer Seite das Gefühl bekommen haben, daß diesem Phänomen auf der Gegenseite ein mindestens gleichstarker und sogar viel robuster in die Erscheinung tretender Antigermanismus entspricht. Mit dem gleichen Recht, mit dem die deutschen Staatsbürger jüdischer Rasse sich den Antisemitismus verbitten können, wofern sie innerhalb des Ganzen die Rolle spielen, die Volk und Staat von ihnen verlangen dürfen, mit demselben Recht können und müssen wir uns heute eben diesen Antigermanismus, diese Bekämpfung, Herabsetzung, Mißachtung all der Dinge, die uns als Deutschen lieb und wert sind, von jüdischer Seite verbitten. Sehr viele von Ihnen werden das Vorhandensein einer solchen Tendenz in einem Teil des in Deutschland ansässigen Judentums bestreiten; genau so wie viele von uns das Vorhandensein starker und sich vielfach äußernder antisemitischer Tendenzen vielleicht bestreiten werden, weil sie ihnen zufällig innerhalb ihres Bezirks und dessen, was sie in diesem Bezirk lesen und beachten, selten oder nie begegnen. Genau so wie wir uns die Belege für das Vorhandensein antisemitischer Strömungen durchaus von Ihnen als den in diesem Falle Aufmerksameren und Empfindlicheren vorlegen lassen wollen, genau so werden Sie uns als den in diesem Punkte primär Betroffenen zugestehen, daß wir die schärferen Augen für die Dokumente dieses Antigermanismus, für seine Strömungen und sein Vorhandensein haben. Wobei ich gern zugeben will, daß Ihr Herr Doktor Naumann in Ihrer Zeitschrift seinerseits ausgezeichnete Sammelarbeit leistet und, soweit sein Platz ausreicht, alle wichtigen Fälle anzunageln bestrebt ist.

Es gibt heute eine ganze Reihe von Blättern, die bewußt und konsequent den Kampf gegen das Deutschtum führen, so bewußt und konsequent, daß man sie geradezu als die Hauptorgane zur Verbreitung und Kräftigung des Antisemitismus bezeichnen könnte. Denn das ist einer der Hauptgründe, warum ich es für wichtig erachte, hier vor Ihnen einmal mit möglichster Offenheit unsere Gefühle gegenüber diesen Unternehmungen darzulegen: daß wir beide und Sie vielleicht noch mehr als wir an der Bekämpfung dieses Unfugs interessiert sind. Denn, wie schon gesagt, das deutsche Reich ist ein großes Land und ein Land, das nach all den ungeheuren Stürmen, die während der Weltgeschichte schon darüber hingegangen sind, in guter Gesundheit auch diese Anwürfe und Beschimpfungen überdauern wird. Das Gefährliche an der Geschichte ist aber dieses, daß jede solche Attacke, jede solche Unverschämtheit gegen das Land direkt wie indirekt die Kräfte des Antisemitismus stärkt. Direkt insofern, als all die ordentlichen Leute, denen diese Dinge in die Hände kommen, selbstverständlich eine Wut kriegen und diese Wut meist ohne viel Differenzierung auf unsere jüdischen Mitbürger als Gesamtheit richten; indirekt insofern, als wir auf der angegriffenen Seite je länger desto weniger Lust haben, uns diese Angriffe gefallen zu lassen und entschlossen sind, den Leuten, die diesen Unfug treiben, mit allen Mitteln entgegenzutreten. Es läßt sich nicht vermeiden, daß die Abwehr dieser Angriffe, deren Berechtigung Sie uns wohl zugestehen werden, wiederum eine Menge von naiven Lesern, und die sind ja immer in der Mehrzahl, ebenfalls zu einer negativen Haltung gegenüber dem ganzen Judentum innerhalb der deutschen Reichsgrenzen mitreißt. Das ist natürlich bedauerlich; es ist aber eine Konsequenz, die sich nicht wird vermeiden lassen — es sei denn, daß Sie, die deutschen Juden, von Ihrer Seite aus ebenfalls, wie Sie es ja

bereits begonnen haben, den Kampf gegen diesen Antigermanismus aufnehmen. Wenn Sie offen und ohne Rückhalt sich mit uns über die Unmöglichkeit des Schweigens zu diesen Dingen einigen und die lange notwendig gewordene Einheitsfront der anständigen Leute von hüben und drüben bilden helfen. Das Interesse daran ist, wie gesagt, auf Ihrer Seite größer als auf der unsrigen; wir können die Sache erstens aushalten, und die bewußt nationalen Kräfte erhalten auf Grund dieser Wühlarbeit sogar mehr Zuzug als die Herren, die sie leisten, sich träumen lassen. Wenn wir diese Dinge abzuwehren und wo wir können zu paralysieren entschlossen sind und an keiner solcher Äußerung mehr schweigend vorübergehen wollen, so tun wir das im wesentlichen mit Rücksicht darauf, daß wir je länger desto mehr auch im Ausland wieder Respekt für unsere nationale Haltung als Volk verlangen und dafür Sorge tragen müssen, daß nicht durch derartige Herabsetzungen in deutscher Sprache falsche Vorstellungen von unserer Selbsteinschätzung draußen erzeugt werden. Gerade darum scheint mir eine Einheitsfront von Ihnen und uns, von den anständigen Leuten auf der jüdischen wie auf der christlichen Seite mehr denn je eine Notwendigkeit. Die einigende Formel ist sehr leicht zu finden. Man braucht nur das schöne Wort Friedrich Theodor Vischers vom Moralischen, das sich von selbst versteht, leicht dahin zu variieren: „Das Nationale versteht sich von selbst."

Sie können vielleicht sagen, daß ich hier vor Ihnen als ein besonders empfindlicher Mann von der deutschen Seite stehe, der geneigt ist, gelegentliche Entgleisungen, temperamentvolle Äußerungen jüngerer schreibender Leute zu überschätzen. Ich möchte daher als Zeugen dafür, daß die Notwendigkeit einer solchen Frontstellung gegen den gemeinsamen Gegner auch auf Ihrer, der jüdischen Seite durchaus erkannt worden ist, einen unverfänglichen jüdischen Gewährsmann anführen, der, ohne daß er mit einem meines Kreises irgendein Wort darüber gewechselt hat, von sich aus zu völlig denselben Ergebnissen gekommen ist. Der Maler Ludwig Meidner, ein religiös wie rassenmäßig betont jüdischer Mann, hat vor kurzem einen Aufsatz „Der Trennungsstrich" in der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. In diesem Aufsatz sagt er unter anderem:

„Welchen anständigen Menschen bringt nicht die schmähliche Langeweile auf und der frivole Stumpfsinn, der jetzt in so vielen Druckwerken, Theaterstücken und anderweitigen Machwerken an den Tag kommt, diese, trotz ihrer Dummheit auf die Dauer keineswegs harmlose Offenbarung des Zeitgeistes. Nicht mehr wie im vergangenen Jahrhundert sind heute große Umstürzler und Rebellen am Werke, sondern eine Unzahl kleiner Skribenten, Literaten, Schürer, Geiferer und Brandstifter haben sich vereinigt zur Unterwühlung und völligen Zerstörung aller überlieferten Werte. Unter ihnen finden wir leider eine Menge jener entwurzelten Juden, recht mäßige Begabungen zumeist und sehr unreife Menschen, die manchmal eine routinierte Feder besitzen und stets ein gewissenloses Draufgängertum. Von ihrem eigenen Glauben abgefallen, für den sie nur ein höhnisches Achselzucken haben, setzten sie sich die Aufgabe, die Heiligtümer der Nichtjuden anzubelfern, zu verspotten und schlecht zu machen. Sie sind auf Seiten alles Ablehnenden und Lebensfeindlichen, der Entwertung aller positiven, seelischen Werte, der Geringschätzung der Metaphysik, der Gemütskräfte und der sittlichen Tugenden. Sie wollen so sehr human sein und sind doch die reinen Teufel. Ihre hetzerische Bösartigkeit wird keineswegs übertroffen von der Grobschlächtigkeit ihres Empfindens in allem, was nicht den Intellekt betrifft, sondern die Bosheit und der Hohn sind das schlimmste an ihnen. Und vier Elemente vornehmlich sind es, die ihnen nicht behagen mögen und jeden Tag von neuem ihren Geifer wachrufen: das Heer, die Religion und ihre ethischen Lehren, die deutsche geschichtliche Vergangenheit und deutsche Volkseigenart.

Es gibt einen religiös-ethisch fundierten Pazifismus; der besteht zu recht, das ist keine Frage. Es gibt aber auch einen ursprünglichen, kriegerischen Geist, soldatisches Wesen und soldatische Tugenden; das gehört alles mit zur abendländischen Tradition

und namentlich zur deutschen; ja, dies Soldatische war dem Deutschen immer der höchste Besitz, fast wie etwas Heiliges: Mannestum, Manneszucht und Mannesehre. Der dieses hier schreibt, ist zwar kein begeisterter Soldat gewesen, aber er versteht sehr gut, daß es viele andere gibt, Rüstigere, denen das Waffenhandwerk ungeheuer gefällt. Das hat es auch immer gegeben, es gehört in dieselbe Reihe wie Philosophie, Dogmatik, Poesie, Theater, Architektur, Malerei und all die anderen Teufeleien und dämonischen Zauberkünste, welche die Europäer auf so geniale Weise heraufbeschworen haben. Es ist gewiß nicht notwendig im Hinblick auf ein Leben ganz in Gott und die zukünftige Welt, ja, eher hinderlich und schädlich, aber wir Juden sind ja allmählich Abendländer geworden, und wenn wir uns für Philosophie und Architektur begeistern, so sehe ich nicht ein, warum wir das Militärische ablehnen sollen, sintemal das alles aus derselben Wurzel hervorgegangen ist. Jedenfalls haben unsere Entwurzelten keineswegs das Recht, sich dem entgegenzustellen und die Armee und den militärischen Geist immerfort verächtlich zu machen vor aller Welt.

Kommt aber die Diskussion auf das Religiöse, dann sehe man sich diese entarteten Nachfahren des Prophetenvolkes an, wie sie die Münder spitzen und den frechsten Hohn spritzen über solch einen Blödian oder Psychopathen, der es wagt, Ewigkeitsgedanken zu äußern und Sehnsüchte, die über den irdischen Tag hinausgehen; und sie merken auch nichts von dem Verlangen nach Religiosität, das allenthalben heutigen Tags durch die Herzen zieht. Am liebsten würden sie die Gotteshäuser schließen lassen und die Geistlichen entlassen, die nach ihrer Meinung nur ausgemachte Volksverdummer und bewußte Betrüger sind. Man würde hier nicht so viele Worte machen über die Geiferer und ihren Troß, doch sie sind obenauf und eine Gefahr; sie haben die wichtigsten Organe und Tribünen in ihrer Hand, die geistige Jugend nimmt das alles ernst, und die ältere Generation glaubt es am Ende auch noch, wenn sie es jeden Tag in ihrem Blatte liest."

Sie sehen schon aus diesen Proben, daß der Mann von der jüdischen Seite die Tonart viel schärfer und energischer nimmt, als ich sie hier vor Ihnen angeschlagen habe. Es macht seiner Ritterlichkeit und seiner Gesinnung alle Ehre und ist wahrscheinlich mit durch die Erkenntnis bedingt, daß, wie gesagt, diese Unternehmungen geeignet sind, weit mehr als uns die jüdische Seite selbst zu schädigen. Wenn es heute für uns zuweilen nicht ganz leicht ist, in den Kreisen bewußt nationaler Menschen Verständnis für die Notwendigkeit der Eingliederung der national bewußten Kräfte des Judentums zu finden, so liegt die Schuld daran an diesen ständigen Pöbeleien, die durchaus mit Unrecht, aber verständlicherweise der Gesamtheit unserer jüdischen Mitbürger in die Schuhe geschoben werden.

Sie könnten nun fragen: „Ja, was meinen Sie denn eigentlich — wollen Sie uns nicht einmal an ein paar Beispielen sagen, was Sie unter Antigermanismus verstehen?" Die Beispiele liegen so auf der Hand, das man sie eigentlich gar nicht mehr besonders herauszuholen braucht. Die ganz groben Fälle sind mindestens ebenso zahlreich wie die gedankenlosen Taktlosigkeiten, die schon gar nicht mehr von dem, der sie verübt, bemerkt werden, bei denen, wenn man darauf hinweist, das Ergebnis meistens ein tief erstauntes und nicht eben intelligentes Gesicht des Täters ist. Die groben Fälle reichen von dem berühmten Satz aus der Weltbühne im Jahrgang 1918, da ein Mitarbeiter dort feststellen durfte, daß ihm beim Anblick der ersten französischen Uniform auf dem Potsdamer Platz „traumhaft wohl" wurde, bis zu dem Buch von Tucholsky „Deutschland, Deutschland über alles", in dem z. B. ein Blatt mit deutschen Offiziersköpfen die Unterschrift erhalten hat: „Tiere sehen dich an". Sie umfassen Dinge wie jene Szene in Mehrings Kaufmann von Berlin, in der ein toter Soldat mit den Worten: „Dreck — weg damit" auf den Kehrichthaufen geworfen wurde, wie jene Kritik des Nibelungenliedes — sie erschien in Hamburg —, die da feststellte, daß „das ganze Lied voll Falschheit, Hinterlist, Gemeinheit, Roheit

widerlichster Art" sei, die die Berechtigung des Stolzes der Deutschen auf dieses Nibelungenlied bestritt und es verneinte, daß die Dichtung sich zur Erziehung der Jugend eigne und irgendwelche nachahmenswerten Vorbilder biete. Wir möchten als Antigermanismus Äußerungen bezeichnen wie etwa diese über Fichte, auch aus einem Berliner Blatt, wo es wörtlich heißt: seine Reden an die deutsche Nation sind ein „leerer, wüster, halb oder dreiviertel psychopathischer Quatsch", die „Hauptquelle des kindisch-wahnwitzigen Größenwahns unserer nationalen Giganten, der in dem kleinen, in vielen Dingen höchst kläglichen Deutschland den Nabel der Welt sah. In der Jauchenatmosphäre der Berliner Universität wurde Fichte geradezu widerlich; dort befruchtete er zusammen mit dem herzig lieben Hegel alle: Ranke, Droysen und Sybel und Treitschke bis herunter zu Lenz und Meineke".

Wir finden es auch nicht eben taktvoll, wenn man uns erklärt, der deutsche Michel existiere nur in völkischen Gehirnen; „doof, aber gerissen", sei die eigentliche Formel für ihn. Wir regen uns schon nicht mehr darüber auf, wenn dauernd die Idee des heroischen Lebens, das immerhin ein auch drüben relativ populärer Autor wie Nietzsche propagiert hat, tagaus, tagein herabgesetzt, als höchste Dummheit, Blödheit und schlimmeres bezeichnet wird. Wir fühlen uns aber attackiert, wenn man zum Beispiel Hindenburg uns als den Vertreter der plattesten Ungeistigkeit vorzuhalten wagt, wenn Taten wie die Verbrennung der französischen Fahnen, die nach dem Versailler Vertrag ausgeliefert werden sollten, in deutschen Blättern als Dummerjungenstreich bezeichnet werden. Wir möchten es in diesen Dingen genau so halten, wie es unsere jüdischen Mitbürger halten, sobald ihre Tradition, ihre Rasse, ihre Menschen angegriffen werden. In der Berliner Volksbühne ging vor kurzem ein neues Stück in Szene. Ein Volksstück, das unter kleinen Leuten spielt, die durch die Bauabsichten eines Filmdirektors, der an der Stelle ihres Hauses einen Filmpalast bauen will, in Aufruhr und Bewegung gebracht werden. Der Filmdirektor, der eine ziemlich trübe Rolle spielt, Geschäftsmensch von der übeln Sorte, ein Tschandala-Typus, wie er im Buch steht, ist in dem Stück ein Jude. Der Kritiker des Berliner Tageblatts erhob gegen diese Zuteilung des Bösewichts zur jüdischen Rasse energisch Protest. Er hatte vollkommen recht, und jeder von uns hat sein Gefühl verstanden und ihm zugestimmt. Wieviel Dutzende von Fällen müssen aber wir im Lauf eines Winters hier über uns ergehen lassen, in denen der Deutsche als Beamter, als Lehrer, als Offizier in mindestens ebenso übeln Rollen dargestellt und lächerlich gemacht wird. Wenn wir dann protestieren und uns zur Wehr setzen, sieht man uns mehr oder weniger verständnislos an. Daß der Deutsche ein ebenso empfindliches National- und Rassengefühl haben kann, wie der jüdische Mann es selbstverständlich hat, das ist etwas, was innerhalb des Berliner Literaturbetriebs an vielen Stellen erst gelernt werden muß.

Es muß aber gelernt werden. Diese Dinge müssen unter anständigen Menschen ebenso unmöglich werden wie die Beschimpfungen und Herabsetzungen jüdischer Einrichtungen und Sitten. Wir wollen dabei gar nicht soweit gehen wie jener Mann, der vom preußischen Kultusministerium die Abänderung des Rückertschen Liedes vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt hat, verlangte und es tatsächlich durchgesetzt hat, daß in dem Neudruck der Fibel, in der das beanstandete Gedicht stand, nicht mehr der Jude, sondern ein neutrales Wesen durch den Wald geht und die goldenen Blätter sammelt. Soweit, wie gesagt, wollen wir gar nicht gehen; wir möchten nur, daß innerhalb des Kunst- und Literaturbetriebes auch auf unsere Gefühle Rücksicht genommen wird. Wir wünschen das im beiderseitigen Interesse; wir, wie gesagt, können im Bewußtsein der zuletzt doch entscheidenden numerischen Überlegenheit der Menschen, für die all das gedruckte Zeug der großen Städte überhaupt nicht existiert, diese Dinge noch eher ertragen als die anständige jüdische Seite, die unberechtigt aber verständlicherweise die Rückwirkungen all dieser Äußerungen und Verhaltungsweisen naturgemäß zu tragen hat.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß hier ein sehr schwieriges Problem sichtbar wird, das Problem der Kritik überhaupt, das dadurch bei uns so furchtbar erschwert wird, daß sich eben zwei Rassen gegenüberstehen, von denen die eine, die in der Mehrzahl ist, gemeinhin Objekt, die andere, die in der Minderzahl, gemeinhin Subjekt der Kritik ist. Ich weiß sehr wohl, daß bei dieser gegenseitigen Empfindlichkeit die Aufgaben und Möglichkeiten der kritischen Betätigung an künstlerischen wie an politischen Dingen nicht eben erleichtert werden. Es liegt uns vollkommen fern, Kritik auch an Dingen, die uns am Herzen liegen, überhaupt beseitigen und verhindern zu wollen. Es liegt uns aber daran, diese Kritik auf eine Tonart abzustimmen, daß sie produktiv und nicht nach beiden Seiten negativ und zerstörend wirkt. Jede Kritik ist möglich, die von einer gemeinsamen Grundlage ausgeht. Diese gemeinsame Grundlage ist eigentlich in der Tatsache gegeben oder müßte wenigstens mit der Tatsache gegeben sein, daß Sie wie wir Deutsche sind, Angehörige der gleichen Schicksalsgemeinschaft, mit der wir auf Gedeih und Verderben verbunden sind. Gehen beide Parteien von vorneherein auf diesen gemeinsamen Boden zurück, auf die Grundlage der staatlichen Gemeinschaft, stellen sich also, einfacher ausgedrückt, beide von vorneherein auf die selbstverständliche Basis der anständigen Leute, so glaube ich, daß trotz aller seelischen Verschiedenheiten, trotz aller Unterschiede in den inneren Kräfteverteilungen ein gentleman agreement, ein Zusammenarbeiten und eine Verständigung, ohne daß Kritik überhaupt ausgeschaltet werden müßte, ohne Mühen zu erzielen ist. Wenn von beiden Parteien aus versucht wird, die Fremdheit, von der ich eingangs sprach, auszuschalten und die beiderseitigen Empfindlichkeiten, nicht nur die der Minorität, bei dem gegenseitigen Verhalten in die Rechnung zu stellen, so dürfte eine Ausschaltung wenigstens der groben Fälle, der übelsten Taktlosigkeiten, sagen wir der äußersten Schwierigkeiten wohl zu vermeiden sein.

Denn die Dinge, von denen ich bisher hier gesprochen habe, stellen nur die äußersten, die sichtbaren Fälle, die Punkte dar, an denen die Schwierigkeiten, die sich im Kunstbetrieb aus dem Zusammentreffen der beiden Faktoren ergeben, am sichtbarsten werden. Hier werden die Unterschiede und Gegensätze, die Meinungsverschiedenheiten und das beiderseitige geringe Wissen vom Partner sichtbar und greifbar und können damit angefaßt, besprochen und bekämpft werden. Viel schwieriger sowohl zu diskutieren wie zu beseitigen sind die indirekten, unsichtbaren, zuweilen unbewußten Schwierigkeiten, die sich aus den Verschiedenheiten des beiderseitigen Weltgefühls im Kunstbetrieb vor allem der großen Städte ergeben. Erlauben Sie mir, daß ich auch hierüber versuche, einiges zu sagen, obwohl ich hier nicht in der Lage bin, greifbares Belegmaterial vorzubringen, sondern mich darauf beschränken muß, einiges von Stimmungen und Gefühlen zu geben. Ein sehr großer Teil der Zentralen des Literatur- und Kunstbetriebes befindet sich in jüdischen Händen. Die Theater, die großen Verlage, die großen Kunsthandlungen stehen zu einem Prozentsatz unter jüdischer Führung, der weit über das Verhältnis zwischen der Anzahl deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens zu den andern hinausgeht. In dieser Feststellung soll keinerlei Vorwurf liegen, vielmehr eine halb neidvolle Anerkennung; auf jüdischer Seite ist die Wichtigkeit dieser Unternehmungen für die Beherrschung der Propaganda viel schneller erkannt, eine viel größere Aktivität entfaltet worden als auf unserer Seite. Es kommt hinzu, daß Theater, Literatur, Kunst Gebiete sind, die früher dem Judentum zum Teil als Ersatz für politische Betätigung dienten, die ihnen bis zum Kriege vor allem, wofern sie positiv gerichtet waren, wie offen zugegeben sei, zuweilen nicht ganz leicht gemacht wurde. Es ist kein Wunder, daß sich aus dieser Tatsache ergibt, daß Werke, Arbeiten, Leistungen, die dem jüdischen Gefühl und der jüdischen Weltbetrachtung, dem jüdischen Verhältnis zur Zeit entsprechen und nahestehen, viel eher Aussicht und Möglichkeit haben, auf den deutschen Bühnen, dem deutschen Buchmarkt, den deutschen Kunsthandlungen einen Platz zu finden und ihren Weg zu machen als die Arbeiten, Leistungen, Werke, die womöglich betont und bewußt dem

deutschen Gefühl, der deutschen Weltbetrachtung, dem deutschen Verhältnis zur Zeit entsprechen. Es ist sehr schwer, diesen Dingen im einzelnen nachzugehen, Belege zu erfassen, Tatsachen beizubringen. Ich fühle mich aber verpflichtet, es auszusprechen, daß eine Menge von deutschen Autoren, Malern, Dramatikern heute mit dem Gefühl herumgeht, daß für das Deutsche auf den deutschen Bühnen, dem deutschen Buchmarkt, in dem deutschen Kunsthandel, wenn überhaupt, viel schwerer Platz zu finden ist als für anderes.

Auf einem dieser Gebiete läßt sich die Richtigkeit dieses Gefühls sogar ein wenig sichtbar machen, das ist der Kunsthandel. Wenn Sie sich heute mit Berliner Malern oder Bildhauern über die schwierige Lage der deutschen Künstler in dieser Zeit unterhalten, so ist die ständige Klage die: wir können, wofern wir nicht größere private Beziehungen haben, die uns ein Weiterleben ermöglichen, mit unserer Arbeit nicht durchdringen, können weder den inneren noch gar den internationalen Markt erobern — weil es keinen Kunsthändler gibt, der sich gläubig und energisch für das, was heute in Deutschland geschaffen wird, innerhalb wie außerhalb der Grenzen einsetzt. Das ist zwar nicht ganz zutreffend; es gibt, wenn auch sehr wenige, doch immer noch Kunsthändler, die an die Werte, Qualitäten und Leistungen gerade einer spezifisch deutschen Kunst glauben und ihren Lebenssinn darin finden, sich für diese Kunst einzusetzen — wobei der Unterschied zwischen jüdisch und deutsch hier einmal wegfällt. Sie haben aber verhältnismäßig sehr geringe Wirkungsmöglichkeiten, weil neben ihnen die andern großen Betriebe stehen, die der deutschen Kunst, der betont modernen genau so wie jeder andern, mit der Haltung gegenüberstehen, die aus der schönen Formel l'art boche — Bochekunst — klingt, die hier in Berlin für die Arbeiten der Deutschen generell geprägt worden ist.

Diese Händler sehen ihre Aufgabe nicht darin, auch die Deutschen zu propagieren, sondern sie sind von vorneherein überzeugt von der absoluten Überlegenheit der französischen Malerei sowohl was die künstlerische Qualität als vor allem, was die Geschäftsmöglichkeiten angeht. Folge dieses Glaubens, dessen Richtigkeit oder Unrichtigkeit einmal dahingestellt bleibe, war die Tatsache, daß Berlin, die Hauptstadt des Deutschen Reiches, das von Frankreich seit 1918 in weiß Gott nicht sympathischer Weise behandelt wurde und wird, daß diese Hauptstadt zu einer Zeit schwersten politischen Ringens gegen die Übermachtstellung Frankreichs dauernd eine französische Ausstellung nach der andern brachte, daß die deutsche Kunsthändlerwelt, die deutsche Kritik, die deutschen Zeitschriften und Zeitungen mithalfen, die Vormachtstellung Frankreichs im Kunstbetrieb vor der ganzen Welt zu stützen auf Kosten der deutschen Kunst — der jüdischen wie der christlichen. Verstehen Sie dieses bitte richtig; ich bin der letzte, der gegen internationale Beziehungen gerade in künstlerischen Dingen ist. Dazu bin ich selbst viel zu neugierig, viel zu sehr darauf gestimmt zu wissen, was draußen vorgeht. Aber die Voraussetzung jeder Internationalität ist zunächst einmal das Vorhandensein eines selbstverständlichen Nationalismus. Die Berliner Kunsthändler, die hier dauernd Manet und Monet und Renoir und Gauguin und Picasso und Cezanne und all die Kleinen von den Meinen brachten, sind sich dabei sicherlich sehr mondän, sehr überlegen über die misera plebs der Deutschen vorgekommen. Die Leidtragenden sind dabei die deutschen Maler und Bildhauer, von denen wohl gelegentlich der eine oder andere in irgendeinem Büdchen in Paris auch ein paar Sachen zeigen darf, von denen aber jenseits unserer Grenzen selbstverständlich kein Mensch Notiz nimmt — wenn hier in Berlin die führenden Betriebe als die wichtigsten Ausstellungen des Jahres lediglich französische Kunst vorführen. Den Franzosen fällt derartiges natürlich bei ihrem beneidenswerten nationalen Instinkt niemals ein, obwohl es eigentlich sehr lustig wäre, sich das einmal auszumalen, was unsere deutschen Kunsthändler und Kritiker wohl für Gesichter machen würden, wenn sie zur Aufbesserung ihrer Kenntnisse der französischen Malerei nach Paris fahren und dort in sämtlichen führenden Salons lediglich den wohlbekannten deutschen Bildern von Liebermann bis Hofer be-

gegnen würden. Den Franzosen, die, um etwas von uns zu erfahren, nach Berlin kamen und nun hier all ihre altbekannten Pariser Ladenhüter wieder vorfanden, muß leicht komisch zumute gewesen sein.

Auf diesem Gebiet tritt einmal die Wirkung des Anationalismus, den ein großer Teil der jüdischen Betriebe pflegt, und die schädigenden Folgen, die sich von hier aus für die deutschen Maler ergeben, sichtbar zutage. Viel schwerer ist die Feststellung auf dem Gebiet der Literatur, des Dramas, des Theaters. Es ist mehr als natürlich, daß ein großer Teil der Deutschen heute vor der Not des Landes stärker denn je sich an alles klammert, was dieses Land war und ist, aus der Gegenwart heraus Wege zu den Quellen sucht, aus denen Wesen und Kraft dieses Volkstums quillt. Sobald diese Tendenzen zusammenstoßen mit den international eingestellten auf der jüdischen Seite, ergeben sich sofort teils offen, teils versteckt Mißklänge und Gegenaktionen. Wenn es Mißklänge gibt, muß man eigentlich noch zufrieden sein, denn dann weiß man, woran man ist. Der Widerhall, den ein Buch wie Hans Grimms „Volk ohne Raum" bei einem Teil der Kritik gefunden hat, war wenigstens offenherziger Protest eben gegen das Deutsche, Aktion, auf die man wieder mit Reaktion antworten kann. Schwieriger festzustellen ist schon das stillschweigend negative Verhalten, das Übergehen, Verschweigen. Nur selten ist jemand so offenherzig wie ein großer Berliner Zeitungsverlag, der auf die Anfrage eines Buchverlags, warum seine Bücher, die sich mit der deutschen Geschichte, mit der deutschen Vergangenheit, mit den Schicksalen und Leistungen der Nation auf den verschiedenen Gebieten beschäftigten, nicht besprochen würden, ganz freundlich antwortete: das geschähe prinzipiell nicht: die Deutschen sollten sich gefälligst mit der Gegenwart und nicht mit ihrer Vergangenheit beschäftigen. Es ist ja sehr nett, in dieser Weise für eine Aktualisierung unseres nationalen Empfindens Sorge zu tragen; wir hielten es aber doch für taktvoller, wenn man diese Sorge uns selbst überließe. Hier liegt aber der Fall wenigstens so, daß etwas zu greifen und festzustellen ist. In den allermeisten Fällen jedoch gehen diese Dinge unausgesprochen, der Gegenpartei unfaßbar im stillen vor sich. Man muß das vorläufig wenigstens, bis einmal ein stärkerer Kontakt erzielt ist, als Schicksal hinnehmen; wir müssen das um so mehr tragen, weil wir ja selbst zum großen Teil schuld daran sind, daß die ganzen führenden Positionen des Theaters, der Literatur, des Kunsthandels nicht in unsern Händen sind. Hier rächen sich Versäumnisse, für die man niemand verantwortlich machen kann außer uns selbst; die Aufgabe ist hier nicht, die Gegenseite anzuklagen, sondern nachzuholen und besser zu machen.

Denn das möchte ich doch noch, obwohl es sich eigentlich von selbst versteht, ausdrücklich betonen; es handelt sich hier nicht darum, etwa Dilettantismus, der sich national gebärdet, nur weil er sich national gebärdet, auszuspielen gegen die nichtnationale, aber im übrigen ästhetisch und literarisch einwandfreie Literatur von der jüdischen Seite. Im Gegenteil: in der Bekämpfung des nationalen Dilettantismus, der Substanz und Qualität nicht einmal durch Gesinnung, sondern durch ein billiges Benutzen des Vokabulars der Gesinnung ersetzen möchte, sind wir absolut einig mit unseren Herren Kollegen von der Gegenseite. Worin wir durchaus nicht mit ihnen einig sind, das ist die stillschweigende oder offenkundige umgekehrte Identifizierung von jedem bewußt Deutschen und Nationalen mit eben diesem Dilettantismus. Dieses Identifizieren ist ein sehr beliebtes Verfahren; sobald irgendwo in einer literarischen Arbeit das Wort deutsch vorkommt, wird auf der Gegenseite von vorneherein das überlegene Gesicht gemacht, das jede nationale Regung ohne weiteres als Gefühl zweiter Klasse kennzeichnen soll, wird, wie es die Vossische Zeitung einmal ausdrückte, der Ausrottung jeder nationalen Selbstachtung Vorschub geleistet. Dieses sollte man vermeiden: wir stellen ja auch nicht jedes kümmerliche literarische Erzeugnis sofort als Dokument der Impotenz auf der Gegenseite heraus. Es wäre also schon viel gewonnen, wenn von beiden Seiten wiederum ein stillschweigendes gentlemen agreement getroffen würde, die Meinungsverschiedenheiten unter Achtung der

beiderseitigen Standpunkte, also auch des Nationalen nur an den wirklich geeigneten, wirklich niveaumäßig anerkannten Objekten auszupauken. Denn wir müssen so oder so dazu kommen, daß diese gemeinsame Basis, diese grundlegende Voraussetzung der Diskussion von hüben und drüben geschaffen und von beiden Seiten anerkannt wird. Diese Basis kann nicht literarisch-ästhetischer Art sein, denn das bloß literarisch Ästhetische ist eine Berufs-, eine Bildungsangelegenheit, die mit dem Ganzen des Volks nichts zu tun hat. Es handelt sich aber darum, den Boden für eine Verständigung zu finden, den die ganze große, auch die unliterarische Volksgemeinschaft anerkennen, den man vor ihr als tragfähig betreten und verteidigen kann. Dieser Boden ist aber allein die Einigung auf das bewußt Nationale, das Ihnen wie uns gemeinsam ist.

Wir, die wir in dem ganzen Kunstbetrieb zum wenigsten als Publikum entschieden die Stärkeren sind, wahrscheinlich aber auch nicht bloß als Publikum, könnten ja schließlich die Vorgänge in den Gebieten der Literatur, des Theaters, der bildenden Kunst als belanglos gegenüber den Vorgängen in den Bezirken des wirklichen Lebens beiseite lassen samt den Konsequenzen, die sich aus ihnen ergeben, da diese Konsequenzen, wie gesagt, für Sie, für die Gegenseite viel unangenehmer sind als für uns; es handelt sich aber darum, daß Sie, meine Damen und Herren, die Sie schon das Fremdwort national, mit dem wir bezeichnenderweise immer noch unser eingeborenes Landgefühl zu nennen pflegen, Ihrem Verband voranstellten, daß Sie damit wie wir die eigentlich stillscheigend selbstverständlich verbindenden Kräfte, die erst aus einer Masse Menschen ein Volk machen, bewußt betonen und fördern wollen. Daß Sie wie wir den Irrtum erkannt haben, der darin liegt, die natürlichen, aus dem gemeinsamen Nebeneinanderleben sich ergebenden Bindungen durch Organisation ersetzen zu wollen, die immer äußerlich bleibt und niemals das Phänomen der unbewußten Summierung von Kräften erzeugen kann, die das gemeinsame Leben auf der Grundlage der gemeinsamen Sprache und des Bekenntnisses zur deutschen Kultur ganz von selbst erzeugt — und daß wir darum unter offener Aussprache zum Zusammengehen verpflichtet sind.

Der Doktor Hans Zehrer, als Außenpolitiker der Vossischen Zeitung gewiß ein unverfänglicher Zeuge, hat vor kurzem in einem Aufsatz in der Geopolitischen Zeitschrift einmal die Frage gestellt, ob zur Zeit eine Außenpolitik für uns überhaupt möglich sei. Er kommt zu einem negativen Ergebnis, weil den Deutschen zur Zeit die gemeinsame sich selbst summierende Kraft fehlt, die die aktiven Träger der Außenpolitik überhaupt erst zu einer solchen befähigen. Er sieht als Voraussetzung für eine neue spätere aktive deutsche Außenpolitik eben dieses gefühlsmäßig Nationale an, von dem hier die Rede war, hält es für die Aufgabe der nächsten Dezennien, diese alle — Sie wie uns — gemeinsam umfassende Bejahung der Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes, dieses Gefühl für die gemeinsame Gesamtexistenz aller deutsch sprechenden Menschen im mitteleuropäischen Raum lebendig werden und wachsen zu lassen, so daß von dieser sich selbst summierenden Kraft des Gefühls von Millionen die Politik des Reichs wieder eine wirklich lebendige Aktivität bekommen kann. Zehrer kommt von ganz anderen Gesichtspunkten her, belegt seine Betrachtung mit ganz anderen Gründen; das Ergebnis ist das gleiche wie hier.

Von diesem Ergebnis aus erweist es sich als notwendig, die Störungen, die sich gegen die Bildung dieses gemeinsamen tragenden Gefühls ergeben können, bewußt zu machen und damit in ihren Wirkungen, wenn es geht, aufzuheben. Es wäre sehr schön, wenn das in gemeinsamer Arbeit von beiden Seiten geschehen könnte, weil diese gemeinsame Arbeit nicht nur wirksamer die Übelkeiten verhindern und beseitigen könnte, sondern auch weil sie bewirken würde, daß wir vielleicht durch sie eines Tages dahin kommen könnten, daß die Judenfrage ein für allemal aus dem deutschen Kunstbetrieb ausgeschaltet ist, und daß es nur noch eine positive, keine negative Arbeit von Ihnen wie von uns gibt zum Wohl des gemeinsamen Ganzen.

Semiramis mit den hängenden Gärten

Erzählung

von

Bruno E. Werner

„Das müssen Sie alles noch lernen," hustete der Mann neben ihm, „Semiramis ist die Eins."

Sie standen beide mit dem Gesicht gegen die getünchte Mauer. Die Novembernacht war warm. Der große Bär funkelte gerade über dem Schloß. Aus dem dichtverhängten Fenster brach ein schmaler, gelblicher Strahl.

„Überhaupt Ihre Haare! Sie sehen aus wie ein Musiker. Lassen Sie sich Ihre Locken schneiden."

Der Fähnrich sah das Sternbild der Kassiopeia. Er entsann sich, es zuletzt über dem Silser See erblickt zu haben. Das war lange her. Er hätte diesen Augenblick nicht mit einem friedlichen Sommeraufenthalt im Engadin tauschen mögen.

„Kommen Sie," sagte der Oberleutnant, „drehen Sie den Kasten wieder auf. Ihre Haare, Mensch, Ihre Haare!"

Drinnen war der kleine Saal mit einem gelblichen Gewebe warmen Rauchs verhangen. Die Männerstimmen rauschten durcheinander. Auf den grünen Flaschen zuckten die Kerzen.

„Landluder oder Stadtluder?", rief ihnen der Hauptmann entgegen. „Selbstverständlich Landluder, Herr Hauptmann", griff der Oberleutnant in die Diskussion ein. Der Fähnrich kam in Verlegenheit. „Nun, wo gehören Sie hin, Fähnrich? Sind Sie ein hoffnungsloses Stadtgewächs, oder würden Sie, wenn Sie die Wahl haben, mit uns Mist karren?"

„Überzeugtes Stadtluder", antwortete der Fähnrich mit dem Mut und der Ahnungslosigkeit seiner 18 Jahre. „Menschenskind, Sie haben ja keine Ahnung", meinte Krag. Aber der Hauptmann sagte nichts. Er lächelte. Seine Ohren, die wie Fledermausflügel abstanden, leuchteten transparent vom Widerschein des großen, geborstenen Spiegels. „Drehen Sie den Kasten auf", rief der Oberleutnant. Der Fähnrich kurbelte und legte die Hartgummiplatte auf die Scheibe. Aus dem Messingtrichter rauschte es krächzend. Serenade von Toselli.

Die schwarze Katze, die einzige Bewohnerin des Schlosses saß auf dem Kaminsims aus falschem Marmor und blickte auf die seltsame, schweigende Gesellschaft.

Da saß der Hauptmann Rösch, der das kleine Bataillon führte, mit seinen roten Ohren, seiner Paradehaltung. Zwei Jahre dauerte für ihn nun das Schlamassel. Er lächelte mit einer ererbten stillen Überlegenheit, der das Leimband mit toten, zappelnden Fliegen, die schmutzigen Gläser und der Rotwein, den der Fähnrich beim Einschenken über das fleckige Tischtuch vergossen hatte, nichts anhaben konnte. Kleines Ferkel, hatte der Adjutant gemeint und hatte mit einem Messer den Wein auf den Boden gestrichen.

Der Leutnant Krag, von dem man nicht genau wußte, ob er zu Hause en gros oder en detail arbeitete, und der an weltmännischer Haltung dem Hauptmann und dem Adjutanten nachzueifern versuchte, ließ zwei Flaschen Mattheus Müller anfahren und schlug mit dem Messer einen Hals ab. Die schwarze Katze sprang mit einem Satz vom Kamin und lief quer durch das Zimmer zwischen den Beinen der Männer hindurch.

In diesem Augenblick, als der Hauptmann dem Stabsarzt zutrank, trat eine Stille ein, und man vernahm draußen ein neues Konzert. Es war ein Brummeln und Rollen, als würden unweit des nächtlichen Schlosses auf einer riesigen Kegelbahn Kugeln gerollt. Der Fähnrich sah sich um. Die Versammelten schienen nichts zu hören. Die Gläser in den Fensterrahmen zitterten. „Scheibenhonig", sagte der Adjutant.

„Heute ist der amerikanische Präsident gewählt worden", meinte Weichert. „Wilson und Hughes kandidieren. Da wird man ja sehen, ob . . ." „Was gehen uns die Brüder an", unterbrach ihn Krag. Aber der Oberleutnant Lippe rief laut: „Wilson oder Hughes," sprang auf den Stuhl und brüllte: „Ich stimme für Hughes. Es ist wegen seiner Verdienste, Herr Hauptmann, und ich erkläre jeden für einen Pabser und Armleuchter, der anderer Meinung ist. Setze 5 Flaschen Schampus auf den Mann!"

Der kleine Krag wollte nicht zurückstehen. Er stieg vorsichtig auf einen Stuhl auf der anderen Tischseite und rief: er nehme die Wette an und setze 5 Flaschen auf Wilson. Die Parteien spalteten sich, die Offiziersmesse verwandelte sich in ein tobendes Parlament. Grieneisen, die Ordonnanz, beugte sich vor und hielt die Gläser fest, während Blätzsch mit schwankendem Gang die Flaschen abräumte. Zwei Gruppen standen sich gegenüber. Die Wilsonleute hatten 10 Flaschen gegen Hughes aufgebracht. Der Adjutant, der wie alle anderen außer dem Namen Roosevelt keinen anderen amerikanischen Präsidenten kannte, bemerkte, daß um 1 Uhr das Wahlresultat zu erwarten sei.

„Warum lassen Sie den Kasten stehen?" rief der Oberleutnant dem Fähnrich zu, „bis zwölf Uhr ist noch lange Zeit, spielen Sie das Heckenrosenlied." —

Der Stabsarzt stand über den Apparat gebeugt. Die Nadel lief in leisen Schwingungen über die Platte. 70 Umdrehungen in der Minute, dachte der Arzt, während dieser Zeit durchschreitet die Nadel ein paar hundert gebirgige Täler, Grüfte, kleine Hügel, heitere Wellen und wieder Grüfte. Der lineare Gang eines zugespitzten Stahlstiftes, der in sich selbst eine Parabel beschreibt, erzeugt auf einer zitternden Zelluloidmembrane die Polyphonie. Vom Heckenrosenlied bis zur H-Moll-Symphonie. Unterdessen dreht sich der Erdball. Er rotiert im Jahre 365 mal um sich selbst. Er bewegt sich in 365 Tagen einmal um die Sonne und

legt dabei in der Sekunde 30 Kilometer zurück. Rings um ihn kreisen die Planeten. Wir durchgleiten die Täler, die kleinen Hügel, die heiteren Wellen, die Grüfte. Von der Nadel, die auf uns spielt, vernehmen wir nichts. Aber vermutlich dienen wir Myriaden Lebewesen dazu, eine Musik zu erzeugen, ein Konzert, das zu eines anderen Freude dient.

Der Stabsarzt dachte mit einem wunderlichen Gedankenschluß an die Photographie, die er mit zwei Reißzwecken in den Deckel seines Offizierskoffers geheftet hatte, den er sofort schloß, wenn jemand in sein Zimmer trat. Er sah die Frau, die auf dem blassen Bromsilberabzug einen großen Hut trug, in einem Zimmer mit blauen Vorhängen an einem Flügel sitzen. Er hörte sie die Tasten anschlagen und mit dunkler, ein wenig belegter Stimme singen. Und er sah sich selbst ein Jahr später allein in diesem Zimmer mit seinem weißen Mantel, den Operationsspiegel auf der Stirn, und wußte, daß er ein Narr war, dem es nicht einmal gelang, diese Frau zu halten.

Der Oberleutnant Lippe saß auf dem Sofa und pfiff das Heckenrosenlied mit. Er dachte an einen Sonntagnachmittag, wo er mit Horn schwerbetrunken durch die blühenden Obstbäume fuhr, bis das Pferd scheute und die beiden sich in einem Chausseegraben wiederfanden. Horn, blond mit grauen Augen. Der Oberleutnant zog in Gedanken ein kleines Bleistiftkreuz auf der Tapete und schrieb dahinter mit korrekten deutschen Buchstaben: Somme-Py, 4. August 1916.

Krag kostete den warmen Sekt vorsichtig mit der Zunge, strich sich über das Bärtchen und sah nichts als Glanz. Keine Baisse, keine Hausse. Was ging es ihn an, ob Lewald wieder die Papierpreise erhöhte, oder daß die große Registerkasse zum zehnten Male repariert werden mußte. Er übersetzte die grauen, schmutzigen Uniformen hier im Schloß von sich aus in funkelnde Galaröcke mit weißen Spiegeln und goldenen Knöpfen, und schließlich hörte er, wie die Regimentskapelle das Heckenrosenlied schmetterte und er selbst, Carl Max Krag, auf einem schwarzen Rappen — es mußte ein Rappe sein — an der Spitze seiner Elften in seiner Heimatstadt einzog.

Der Leutnant Weichert, der das theologische Studium für das sichere Einkommen eines Oberlehrers an den Nagel gehängt hatte, dachte unvermittelt an den Tod. Er schämte sich gar nicht, heimlich diesen Schatten auf das Tischtuch zu werfen, und empfand auf einmal mit einer leichten körperlichen Übelkeit die Weltspanne, die zwischen der Botschaft des Leonidas und der kleinen Witwenpension seiner Frau lag. Bei den Worten: „Du habest uns hier liegen gesehen . . . .“ beschlugen sich seine Brillengläser sichtlich mit einem weißen Hauch. Er fuhr sich mit einem Zeigefinger in den Uniformkragen und dachte krampfhaft an seine Geige, die er noch in Ulm bei seinem Schwiegervater stehen hatte.

Der Fähnrich aber, der den Kasten aufgedreht hatte, erblickte sich als Dirigenten eines philharmonischen Orchesters. Er sang das Heckenrosenlied laut mit und dirigierte mit einer Gabel seine 50 Musiker, die seinem Wink mit feinster Präzision gehorchten.

Der Adjutant, ja, der Adjutant trank. Er goß sich unentwegt von Krags Sekt ein und stieß ab und zu einen leisen Ton aus, von dem man nicht wußte, ob er eine Begleitung der Musik oder ein Wille zur Dissonanz sein sollte. Denn neben ihm saß das Mädchen auf einer Bank, das Mädchen mit seinen schmalen

Nasenflügeln, von dem ihm seine Wirtin in Bohain gesagt hatte, daß er sie nie wiedersehen würde.

Der Hauptmann wanderte zwischen den Heckenrosen in den Wald und trug die Jagdflinte unter dem Arm. Es roch nach nassem, welkem Laub. Der Wind war still. Man hörte nur das Knacken des morschen Holzes. Aber plötzlich sah er hier wieder das Schloß vor sich. Rundherum saßen die Offiziere seines Bataillons. Unbewegt wie Wachsfiguren. Nur die Köpfe wechselten. Er zählte von links nach rechts: Horn, Mooshacke, Liebes, von Erny, Röbel und der Adjutant Raschoff. Dann wechselten die Köpfe, und er begann von neuem. Es waren andere Namen. Das wiederholte sich ein drittes Mal. Nur Raschoff war immer dabei. Wo sind die andern hin? fragte sich Rösch. In Flandern, in den Argonnen, an der Somme.

Die Nadel krächzte laut über die Platte, das Heckenrosenlied war zu Ende.

„Was haben Sie da an die Wand geschrieben, Lippe?" grinste der Stabsarzt und hob mit ausgestrecktem Arm den ledernen Becher gegen die Decke.

Der Oberleutnant drehte sich mit rotem Gesicht um: „Quark, Herr Stabsarzt, knobeln wir lieber: Semiramis mit den hängenden Gärten."

Die Würfel rollten wieder über den Tisch. Was war dies für eine Nacht! Die Luft blies warm. Weichert und der Adjutant standen vor dem Schloß auf der Dorfstraße. Aus einer Scheune brachen summend und abgerissen Töne der Ziehharmonika. Sonst war es still. Der Posten stieß den Rauch seiner Pfeife nach der Milchstraße. Man sah nur die weiße, kleine Dampfwolke und hörte, wenn sein Gewehrschloß gegen die Feldflasche schlug. Auch die unendliche Kegelbahn in der Ferne war still geworden.

Drinnen klopfte der Würfelbecher gegen die Holzplatte, als wenn sich einer mit der flachen Hand gegen den offenen Mund schlägt. Der Stabsarzt, der Hauptmann, der Oberleutnant und der Fähnrich knobelten. Julchen, Macao, Semiramis, zerquetschter Droschkenkutscher, Kirchenfensterchen. Krag klapperte auf den Tasten des Klaviers, das keine Seiten mehr hatte.

Um zwei Uhr meldete die Funkstation die Wahl Wilsons. Die Partei Krags hatte gesiegt. Während die Flaschen knallten, die Gläser gegeneinander geschlagen wurden, marschierte Krag en gros und detail gemeinsam mit Wilson, dem idealistischen Schulmeister, in die kommende Epoche.

Aber die zehn Flaschen Champagner steigerten nur für kurze Zeit den Rausch zu Fontänen von Gelächter und lauten Rufen. Mochte es der jäh einsetzende Regen sein, der in schweren und langsamen Tropfen gegen die Scheiben schlug, mochte es am Stadium der Trunkenheit liegen, oder war es der Melderadfahrer, der in diesem Augenblick den 3 Kilometer entfernten Regimentsstab verließ — vielleicht auch ging in dieser Nachtstunde etwas Geheimnisvolles vor sich, das jeder spürte und von dem sich keiner Rechenschaft geben konnte — genug, es folgte ein jäher Absturz aus der Heiterkeit in eine müde Entspannung, bei der man das Flackern der Kerzen hören konnte.

Rösch war in sich zusammengesunken. Sein feuerroter Kopf hing wie ein Lampion dicht über den Tisch. Er schlief. Der Stabsarzt trommelte mit den Fingern gegen den Kamin. Krag rief ein über das andere Mal: „Aber meine Herren!" und fügte, als keine Antwort erfolgte, hinzu: „Wir haben noch vier

Flaschen Chablis, ich setze . . ." — „Quatsch," unterbrach ihn der Oberleutnant, „saufen Sie mit Ihrer Großmutter", nahm seine Mütze, schnallte die Feldbinde um und verließ mit Weichert das Zimmer.

In die Stille aber, die nur von dem Ramtamtam des Stabsarztes begleitet wurde, brach unvermittelt wiederum das dunkle Rollen in der Ferne. Der Adjutant saß am Tischende, und man hörte, wie er auf den Fähnrich einsprach.

„Es ist gar kein Zweifel," sagte der Adjutant, „ich werde sie nicht wiedersehen. Es ist nicht wegen des alten Waschweibs in Bohain. Mein Lieber, ich habe es bereits damals gewußt, als der Teelöffel auf den Boden fiel. Es war unser letzter Nachmittag. Mein Urlaub war zu Ende. Wir saßen im Café am Fluß. Vor uns lag die Brücke, wo ich ihr drei Jahre vorher begegnet war. Ich hatte schlechte Laune und quälte sie mit meinem Mißvergnügen. Ich zog aus meinem Brustbeutel die kleine hölzerne Frau, die sie mir geschenkt hatte, und sagte ihr, sie dürfe sie in eine Vitrine stellen oder besser zum Fenster hinauswerfen, wenn man sie ihr demnächst mit dem Brustbeutel zuschicken würde.

Bis dahin hatte sie auf meine albernen Bemerkungen gelacht. Nun wurde sie auf einmal wütend und sah mich mit ihren graublauen Augen an und sagte ganz feierlich, als wenn sie das Schicksal beherrschte: Im Februar wirst du wieder hier sein. — In diesem Augenblick stieß ich an die Tasse und der Löffel stürzte klirrend auf den Boden. Ich sah ihr weiter in die Augen und überlegte nur, daß Löffel immer mit der Rundung nach unten fallen. Himmel, sagte ich zu mir selbst, wenn er so gefallen ist, werde ich im Februar wieder da sein. Aber ich hatte nicht den Mut, das Ding aufzuheben. Meine gute Laune kehrte wieder, und ich versicherte ihr, daß sie die schönsten Hände habe, die ich je gesehen hätte.

Der Abend kam. Wir froren beide und lachten uns an. ‚Wir wollen noch einmal über die Brücke gehen,' meinte sie, ‚die hat ja das Unglück angerichtet.' Da standen wir beide auf. Mir fiel der Teelöffel ein. Der Teelöffel lag da, wie nie ein Teelöffel daliegt. Er lag mit dem Gesicht auf den Steinfliesen, die Rundung nach oben, und sein gewölbter Rücken glänzte mich an. — Man wird nach drei solchen Jahren kindisch, Fähnrich. Für mich war die Sache erledigt.

Wir standen dann beide auf der Brücke. Durch ihr dünnes Kleid fühlte ich den Druck ihres Armes. Rauch strich über den Fluß, und unser ganzes gemeinsames Leben zog in wenigen Sekunden vorüber. Der erste Tag, wo sie die Möwen in einem flatternden Kleid gefüttert hatte, und wo sich ihr linker Nasenflügel vom Sturm schloß, sodaß sie den Mund aufsperren mußte, um atmen zu können. Ich fragte sie, ob ich ihr nicht helfen darf. Fähnrich, Sie wissen nicht, was es bedeutet, wenn eine solche Frau plötzlich erkennt, daß nichts dagegen spricht, gemeinsam Möwen zu füttern. Ach, was erzähle ich Ihnen für sentimentales Zeugs! Glauben Sie mir, es ist eine Geschichte von Tausenden. In keiner Weise interessant. Nur für mich, allerdings für mich.

Jedenfalls, alles zog vorüber. Aber unter uns floß etwas anderes vorüber. Der Fluß. Mit zerbrochenen Balken, Heubündeln, er sah grau aus, mir wurde es zum Kotzen. Ich bildete mir ein, diverse bekannte Gesichter da unten zu erkennen, unter anderem den guten Horn mit seinem famosen Bauchschuß. — Prost, mein Lieber, ich bin völlig verrückt, was ich Ihnen da erzähle. Außerdem hat der Teelöffel sicher so gelegen wie alle Teelöffel. Ich bin wahrscheinlich beim Aufstehen mit dem Fuß daran gestoßen."

agogik"; die Darstellung der protestantischen philosophischen Pädagogik kann allerdings nicht befriedigen, dafür unterrichtet das Buch gründlich über katholische Pädagogen, die in den anderen Bearbeitungen sonst völlig unbeachtet bleiben; und zum Schluß liefert Grünwald einen wertvollen wissenschaftstheoretischen Beitrag für den Aufbau der Erziehungswissenschaft. Eine „Zusammenschau" der pädagogischen Gedankenbewegung, die bewußt mehr sein will als eine bloße Überschau und ein trockener Bericht und die schon stark im Dienst der geschichtlichen Besinnung steht, ist das lebendig geschriebene Büchlein von K. F. Sturm, „Die pädagogische Reformbewegung" (A. W. Zickfeldt, Osterwieck 1930). Auch hier wird die pädagogische Bewegung noch nicht aus einer wirklich tiefen Wesensschau der Gegenwart verstanden und noch nicht genug herausgehoben vor dem Hintergrund der geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lage, auch die Gliederung ist nicht immer glücklich („Die entschiedenen Schulreformer" und „Der Einbruch der Montessori-Pädagogik" als besondere Kapitel!?), und die Kritik ist nur angehängt und etwas zu vorsichtig. Aber doch kommen Ursprung, Verlauf, Sinn und Ertrag der jüngsten deutschen pädagogischen Vergangenheit hier wirklich zu einer eindrucksvollen Gesamtdarstellung und Würdigung, und so scheint mir Sturms Arbeit im Augenblick die beste zu sein, die wir über dies Thema haben und aus der am ehesten ein Gesamtbild der Reformpädagogik zu gewinnen ist.

Mit guten Gründen hat sich K. F. Sturm hier auf die eigentliche Reformbewegung beschränkt und ist auf die theoretische Pädagogik kaum eingegangen. Um so wertvoller ist, daß er die „Erziehungswissenschaft der Gegenwart" auch gesondert behandelt hat (Philos. Forschungsberichte, Heft 8, Junker & Dünnhaupt, Berlin 1930). Diese Untersuchung ist nicht nur eine notwendige, sondern wirklich auch eine glückliche Ergänzung des ersten Buches und stellt in seiner klaren problemgeschichtlichen Gliederung, seiner knappen Wiedergabe der wesentlichsten Erörterungen und der straffen Zusammenfassung des Einheitlichen in allem Widerstreit der Begriffe eine ganz ausgezeichnete Leistung dar und gibt wirklich einen Einblick in das Ringen der Pädagogik um ihren Wissenschaftscharakter. Einen Ausschnitt aus der Erziehungswissenschaft der Gegenwart bearbeitet ausführlicher und eingehender P. Schneider in seiner Untersuchung über „Die Erziehungswissenschaft in der Kulturphilosophie der Gegenwart" (H. Beyer & Söhne, Langensalza 1930). In einer gründlichen und in die Tiefe dringenden Auseinandersetzung wird hier deutlich, wie sich die gegenwärtige geisteswissenschaftliche Kulturpädagogik, als deren wesentlichste Vertreter E. Spranger und Th. Litt zu gelten haben, von den Ansätzen bei W. Dilthey entwickelt und wie sich hier die für die heutige Pädagogik entscheidenden Begriffe des Geistes, der Kultur, der Bildung und Erziehung herausgebildet haben. Die Art, wie Schneider dann in einer systematischen Darstellung den Ertrag dieser ganzen Gedankenbewegung zusammenfaßt, bringt deutlich zum Bewußtsein, was in den letzten 30 Jahren für die Begründung und Klärung der Erziehungswissenschaft geleistet worden ist und an welcher Stelle die Erörterung der Grundfragen heute steht. Die Gedanken und Systeme der drei führenden Pädagogen der Gegenwart, der „Heiligen drei Könige im Reich der Pädagogik", wie einmal scherzweise gesagt worden ist, hat M. Vanselow unter bestimmten Gesichtspunkten untersucht, gewürdigt und beurteilt in seinem Buch „Kulturpädagogik und Sozialpädagogik bei Kerschensteiner, Spranger und Litt" (Junker & Dünnhaupt, Berlin, 2. Aufl., 1930). Die gedanklichen Übereinstimmungen und die bei aller Einheitlichkeit der Auffassungen bestehende Eigenart dieser drei persönlich befreundeten und geistig verwandten Denker wird dabei sehr fein herausgearbeitet. Daß Vanselows Kritik im wesentlichen verfehlt ist und zum Teil Selbstverständlichkeiten ausspricht, mindert den Wert seiner Arbeit doch nicht entscheidend herab, weil sie zu klar zeigt, wie Wertvolles gerade diese drei Pädagogen für die Erziehungswissenschaft der Gegenwart beigetragen haben.

All diese Arbeiten zeigen, wie stark vorbereitet und notwendig eine systematische Pädagogik ist, damit endlich einmal über die wesentlichsten Begriffe des pädagogischen Denkens Klarheit erzielt wird. Schon deshalb ist es zu begrüßen, daß E. Kriegk in seiner „Erziehungsphilosophie" (Sonderausgabe aus dem „Handbuch der Philosophie", herausgegeben von A. Bäumler und M. Schröter, L. Oldenburg, München 1930) eine knappe systematische Zusammenfassung seiner pädagogischen Gedanken gegeben hat. Kriegks Erziehungs-

philosophie ist von besonderer Eigenart und Tiefe, und ihr Wert liegt darin, daß sie im schärfsten Gegensatz zu jeder individualistischen Auffassung den Sinn der Erziehung in ihrer funktionalen Bedeutung für die Gemeinschaft sieht und immer wieder betont, daß für die Reifung des Menschen, d. h. für sein Hineinwachsen in die Volksgemeinschaft nicht nur das rationale, planmäßige erzieherische Tun entscheidend ist, sondern auch die unbewußte Einwirkung, die von dem Volksganzen und seinen Gliederungen ausgeht. Auch wer das anerkennt, muß die Behauptung Kriegks, daß sich „vorwiegend" durch seine eigenen Arbeiten die Pädagogik zur „reinen" Wissenschaft entwickelt habe, als Selbstüberschätzung zurückweisen; ja, vom Standpunkt strenger Wissenschaft aus wird man die Umprägung, erhebliche Erweiterung und sog. Vertiefung des Erziehungsbegriffes bei Kriegk, die seine Freunde als „grandiose Ausweitung" rühmen, als bedenkliche Begriffsverschwommenheit bezeichnen müssen. Man muß auch das fragen, wie weit bei der Kennzeichnung der Erziehung als der Eingliederung des Nachwuchses in die Gemeinschaft die besonderen Spannungen berücksichtigt sind, die das Hineinwachsen in die Gestaltungen des objektiven Geistes für jede neue Generation bedeutet?

Gegenüber Kriegks eigenartiger Unklarheit über das eigentümliche Wesen des Erziehungsvorgangs muß man es als den besonderen Vorzug der Pädagogik von H. Nohl ansehen, daß sie das rein Pädagogische, den „pädagogischen Bezug", die innere Verbundenheit von Erzieher und Zögling so klar herausstellt. In seinen „Pädagogischen Aufsätzen" (J. Beltz, Langensalza, 2. Aufl., 1930) zeigt Nohl seine wesentliche Stärke, Gegenwartsfragen der Erziehung in gedrängter Form lebendig und geistvoll zu beleuchten und auch Gestalten der Geschichte der Pädagogik in unmittelbare Beziehung zu unserm Leben zu setzen. Was Nohl von Pestalozzi rühmt, „daß er immer pädagogisch denkt", kann man auch von ihm selbst behaupten; aber man spürt deshalb auch bei Nohl selbst schon gelegentlich die Grenze dieses „autonomen pädagogischen Gesichtspunktes", wenn das Ziel aller Erziehung nun manchmal doch zu einseitig im Individuum gesehen zu werden und darin, trotz aller Betonung des Alltags und des Lebens für die Schule, ein für uns heute zu starker humanistischer Zug zu liegen scheint. Eine wie seltsam lebendige Macht übrigens der Humanismus als Bildungsfaktor auch heute noch hat und wie tief der Glaube an ihn und seine menschenformende Kraft in einzelnen geistig Führenden ist, beweisen die Gedanken G. Bäumers in ihrer Schrift „Neuer Humanismus" (Quelle & Meyer, Leipzig 1930). Dieser „neue Humanismus" will trotz der Entseelung und Mechanisierung unseres Daseins die leiblich-seelisch-geistige Ganzheit der Menschen bilden, will auch die Millionen erfassen und gerade in der Berufsbildung das volle Menschentum entfalten; er will „anspruchsvolle" Menschen erziehen, die ihre seelischen Kräfte wenigstens außerhalb der Arbeit „auszuleben" imstande sind. Ist dies demokratische und soziale Bildungsstreben überhaupt noch „humanistisch" zu nennen? Vor allem aber ist ernstlich zu fragen, ob eine die „Individualität", ihre „schöpferischen" und zu entfaltenden Kräfte so sehr in den Mittelpunkt stellende Bildung, dies recht starke expressionistische Verlangen nach der „Entfaltung des vollen Menschentums" nicht überhaupt das Ideal einer versunkenen Zeit ist? Hier führen uns die ausgewählten Aufsätze zur Bildungsfrage in G. Kochs „Menschenbildung" (Neuwerk Verlag, Kassel 1929) ganz erheblich weiter. Die Gedanken des bekannten Vorkämpfers der Volkshochschulbewegung gehören überhaupt zu dem Feinsten und Tiefsten, was in den letzten Jahren über „Bildung" geschrieben worden ist. Koch sucht eine Volksbildung, die das zerrissene Volk eint, und er läßt uns begreifen, wie jene humanistische Universalbildung eines Goethe und Humboldt, die für diese Großen des Geistes echter Götterdienst war, zum Götzendienst wird für die Zehn- und Hunderttausende, die sich nach diesen Vorbildern zu „Persönlichkeiten" zu „bilden" anmaßen. Von dieser „Hybris" der literarisch-ästhetischen Allgemeinbildung erlöst nur eine echte Volksbildung, die zum Dienst an Gemeinde und Volk, zur Gestaltung der Wirklichkeit in Beruf und Leben, zum Organ- und Gliedbewußtsein in aller Einfachheit bildet und so alle eint „in der reinen Sachlichkeit schlichten, eindeutigen Gehorsams, Berufs- und Gottesgehorsams".

Hier bricht einmal die Gegenkraft des christlichen Denkens durch, gegen die in der Erziehungsbewegung oft zu stark vorherrschende Diesseitigkeit und „in sich ruhende Endlichkeit". Von diesem Ringen der humanistischen Kräfte und christozentrischen Gegenkräfte in der Völkerpädagogik gibt uns

D. Eberhard in seiner „Welterziehungsbewegung“ (Furche Verlag, Berlin 1930) ein großartiges Gemälde. Wir werden in alle Länder und zu allen Völkern geführt, aber wohin wir sehen, ob zur Laienschule Frankreichs oder zur Sowjetpädagogik Rußlands, ob zur „neuen europäischen Erziehungsbewegung“ oder nach Neuchina, zum Internationalismus in der Erziehung oder zur faschistischen Schulreform, die Einheitlichkeit der Erscheinungen ist von gewaltiger Eindruckskraft, und überall tritt uns ein in seinem Zentrum gottferner Säkularismus entgegen. „Überall Ideen, schöne, leuchtende und einleuchtende Gedanken von Menschenwürde und Weltbeglückung, aber nirgends die herbe, paradoxe Wirklichkeit, die alles Denken überragt und aus der Ewigkeit in die Wirklichkeit einbricht.“ Aber Eberhard zeigt uns auch, wo heute in der Welt sich die Gegenkräfte regen und vom Evangelium aus mit der ganzen schmerzhaften Wirklichkeit illusionslos Ernst gemacht und auch Erziehung aufgefaßt wird als Verantwortung vor dem Ewigen, als Ausrichtung auf einen letzten Lebenssinn. Das Wertvollste aber in Eberhards Buch ist, daß in ihm selbst „der heiße Atem der Entscheidungszeit weht“ und es selbst Gegenkraft wird im Kampf gegen die reine Diesseitigkeit. Als eine solche Gegenkraft für eine christliche Erziehung werten wir auch jenes Aufsehen erregende Rundschreiben des Papstes Pius XI. „Über die christliche Erziehung der Jugend“ vom 31. Dezember 1929 (autorisierte Ausgabe mit lateinischem und deutschem Text B. Herder & Co., Freiburg 1930). Aus der Jahrtausende alten Weisheit kirchlicher Erziehung, in erstaunlicher Unbekümmertheit um allen pädagogischen Sturm und Drang wird hier alle Erziehung „auf das letzte Ziel“ hin gerichtet, jeder pädagogische Naturalismus abgelehnt, der das Kind „befreien“ will und es doch nur zum „Sklaven seiner ungeordneten Leidenschaften“ macht. Das Wesen der katholischen Schule, für die zu kämpfen dem Katholiken nicht Parteisache, sondern unerläßliche religiöse Pflicht ist, liegt selbstverständlich nicht nur im Religionsunterricht, sondern darin, „daß der ganze Unterricht und Aufbau der Schule vom christlichen Geiste beherrscht wird.“ Auf unseren entschiedenen Widerspruch stößt die Kirche aber da, wo sie im völligen Widerspruch zur deutschen geschichtlichen Überlieferung ihren Rechtsanspruch auf „Leitung und Aufsicht“ der gesamten Erziehung erhebt und so die Schule wieder zur „Kirchenschule“ zu machen droht. Diese Gefahr bekämpfen allerdings die am unwirksamsten, die immer noch ihr Ideal der simultanen Zwangseinheitsschule durchsetzen wollen.

Deshalb wird auch die Schrift von A. Köttgen, „Schule und Lehrer im modernen Staat“ (H. Beyer & Söhne, Langensalza 1930) weder unserer geistigen Lage noch dem Stand der pädagogisch-wissenschaftlichen Erörterung gerecht. Indem Köttgen die Schule als betont staatliche Einheitsschule ohne Rücksicht auf die weltanschaulichen Spannungen innerhalb der Nation als selbstverständlich hinstellt und jede Gliederung des Schulwesens nach Weltanschauungsgruppen streng ablehnt, wird das Wesen des Gegenwartsstaates völlig verkannt. Zwar ist anzuerkennen, daß schon in der leisesten Politisierung der Schule eine Zerstörung der Bildungsarbeit gesehen und Sicherung dagegen gefordert wird, aber der Weltanschauungswert unseres paritätischen Parteienstaates wird hier ganz gewaltig überschätzt. Es ist für uns heute unerträglich und typisch für den von Eberhard gekennzeichneten „gottfernen Säkularismus“, wenn uns als Merkmal des „ausgeprägten Nationalstaates“ die „wesensmäßige Annäherung zwischen Staat und Kirche“ hingestellt wird, als lebten wir noch mitten im 19. Jahrhundert. Es ist dabei bezeichnend und keineswegs zufällig, wie verständnislos Köttgen dem Minderheitenrecht gegenübersteht. Hier aber, im Kampf der nationalen Minderheiten für ihr Volkstum gegen den allmächtigen Nationalstaat ist das neue Staats- und Volksbewußtsein zum Durchbruch gekommen, dessen lebendigen Ausdruck W. Färbers prächtige Kampfschrift ist „Die Schule in Staat und Volk“ (Furche Verlag, Berlin 1930). Hier wird die Losung ausgegeben, die dem Lebensgefühl der jungen Generation und dem inneren Zustand des Gegenwartsstaates entspricht. Der Auffassung, als wäre aller pädagogischer Fortschritt an die weitere Verstaatlichung des Schulwesens geknüpft, wird leidenschaftlicher Kampf angesagt und nachgewiesen, wie innerlich brüchig und deshalb unehrlich bei der nicht vorhandenen Bildungseinheit unsere Staatsschule schon geworden ist, wie aus der Staatsallmacht über Kultur und Schule eine immer stärkere Bürokratisierung und Politisierung unseres Bildungswesens und ein unerträglicher Staatsdespotismus geworden ist. Es ist

eine Entscheidungsfrage für unser Volk, ob es wieder zum deutschen Staatsgedanken des Freiherrn vom Stein zurückfindet und die Grenzen der Staatsmacht anerkennt. Die Schule muß nach Färber zu einer Selbstverwaltungsangelegenheit unter Aufsicht des Staates werden, damit sie ihre eigentliche Erziehungsaufgabe erfüllen kann, die ihr zu stellen der Gegenwartsstaat gar nicht fähig ist und die nur aus den Kräften des Volkstums, wie sie in Familie, Gemeinde und Kirche lebendig sind, erwachsen kann.

Es scheint mir ein bedeutsames Zeichen der Zeitwende zu sein, in der wir stehen, daß uns das Jahr 1930 neben O. Eberhards „Welterziehungsbewegung" und Färbers „Schule in Staat und Volk" ein drittes ganz wesentliches Buch mit H. Schreiners „Pädagogik aus Glauben" (F. Bahn, Schwerin 1930) beschert hat. Es ist nur eine sekundäre Übereinstimmung, wenn auch Schreiner der Überzeugung ist, daß die „heutige Zwangsorganisation im Staate" „den tieferen Sinn aller Bildung von innen her untergräbt". Wesentlicher ist die gemeinsame pädagogische Grundauffassung vom Menschen, die unter Ablehnung jeglichen Humanismus und mit Absage an den idealistischen Persönlichkeitsgedanken aus der christlichen Grunderfahrung von der Unfähigkeit des Menschen zur Selbsterlösung im Glauben an die Gnade ein neues Ethos begründet. „Nur da, wo wir Gottes schöpferisches Leben empfangsbereit aufnehmen, erschließt sich uns die Möglichkeit, ‚schöpferisch zu wirken.'" Wie so aus der Gottesverbundenheit, dem „Organwerden in der göttlichen Liebe" auf alles Werk und so auch auf die Pädagogik in Theorie und Praxis ein neues Licht fällt und viele Fragen der Pädagogik und Fürsorge mit gläubigem Realismus angepackt werden, macht Schreiner eindringlich deutlich. Daß diese „Pädagogik aus Glauben" nur aus der sozialen Fürsorgearbeit herauswachsen konnte und sie hier ihre besondere Sendung hat, beweist die von Schreiner überzeugend herausgearbeitete Überlegenheit der christlichen Agape als Grundlage aller Erziehung gegenüber dem an das vergängliche Schöne gefesselten, unbeständigen, nur ästhetischen pädagogischen Eros: wo wir nur noch Unwertigkeit sehen und tiefe Verworfenheit uns anblickt, muß der Eros sterben, während die vom Gegenstand der Liebe abhängige, aus der Tiefe quellende, unerschöpfliche Agape auch dann noch des andern Last zu tragen fähig ist.

Wie hoch steht diese „Pädagogik aus Glauben" über allem schulpolitischem Streit! Wie lächerlich ist ihr gegenüber der rationalistische Gespensterspuk, der in der Pädagogik jedesmal anzuheben pflegt, wenn religiöse Erziehung ihr Recht verlangt! Was ahnen die Gegner und auch — die Freunde der heutigen „Bekenntnisschule" von dem, was eine evangelische Schule im Ernst sein will und kann! Das wird in Umrissen deutlich bei Bernhard Hells Versuch zur Gestaltung eines evangelischen Landschulheims, dessen Grundhaltung er in seiner „Evangelischen Schulgemeinde" (Bärenreiter Verlag, Kassel 1930) darlegt. Hier ist der Glaube nicht die gefürchtete lehrgesetzliche Bindung, sondern die das Schulleben innerlich zur wirklichen Gemeinde gestaltende Kraft; hier wird nicht zur Weltflucht erzogen, sondern bei aller kritischen Haltung des religiösen Menschen gegenüber der „Welt" zu einer Verantwortung vor allem Leben in Natur und Kultur, die auch von Gott zeugen können, aber nicht Götter sind. Wie denn alle echte christliche Erziehung, obwohl sie dem Staat die Allmacht über Kultur und Schule streitig macht, aufs innigste mit dem Volkstum und seinem Staat verbindet, weil auch „der Dienst an deutscher Zukunft" für den Christenmenschen ein „Gottesauftrag" ist.

Gerhardt Giese.

Technische Rundschau

Technik und Geschichtsbetrachtung — Technik und Politik — Psychologie des Verkehrswesens

I.

Die durchschnittliche Beurteilung der Technik ähnelt der primitiven Auffassung, mit der man in früheren Zeiten etwa die Weltgeschichte als eine chronistische Anreihung von Tatsachen betrachtete, deren geistige Verknüpfung unter einem dynastischen oder religiösen Dogma erfolgte. Über die technischen Phänomene, die eine verwickelte und bewegte Geschichte haben, ist der Allgemeinheit in unserer Zeit nicht viel mehr bekannt, als daß zu gewissen Zeitpunkten kluge Köpfe auf die oder jene Erfindung gekommen seien, die dann den Gesetzen der Wirtschaft unterlagen. Das sei so immer gewesen und werde so fortgehen. Einmal sei einer auf die Idee gekommen, eine Dampfmaschine zu bauen, die dann allerdings eine Reihe von neuartigen Wirkungen ausgelöst und weitere Erfindungen ermöglicht habe. Auch in unserer Zeit, die im übrigen aus irgendwelchen Gründen erfindungsreicher sei als irgendeine andere, werde eben eine Idee und Erfindung summativ neben die andere gesetzt, um dem Fortschritt zu dienen. Im großen und ganzen sei die Technik rational und vor allem „wirtschaftlich" bedingt.

Man braucht ja nur die Werke unserer (meist technikfremden) Wirtschaftslehrer aufzuschlagen, in denen steht, wie sich alles Technische aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten ergeben habe, daß „die" Wirtschaft als die Ausgangskraft anzusehen sei, welche die Technik und die Erfindungen hervorrufe. So ließe sich ganz einfach die Technik als Wirtschaftsphänomen erklären, und gelänge es nur einmal erst, die unruhigen Bilanzen wieder durch größere Vernunft der Gesetzgeber und und Arbeitnehmer in Ordnung zu bringen, so würde sich sofort alles rational zum Besten kehren. Worauf die Summation der Erfindungen, Gründungen, Fortschritte usf. wieder automatisch anheben und die Menschen in einen Kulturkreis führen würde, wie er sich sehr plastisch und drastisch bereits in den Köpfen von Ford und Edison abzeichnet. Mehr Automobile als Voraussetzung des Weltfriedens, höhere Löhne und Dividenden als Voraussetzung von „Happineß" und als Waffe gegen den Bolschewismus, Ausbesserung der jetzt durch allerhand Mißgeschick durchlöcherten Kapitaldecke zum Zwecke der Hervorrufung neuer „Prosperity". Wir sehen, es gibt ein rationales, primitives, dogmatisches Schema zur Betrachtung der Geschichte der Technik, ein Schema, das in manchen Hinsichten der dogmatischen Geschichtschronik unseres naiven Mittelalters ähnelt.

Nun ist aber die Technik als Gesamtphänomen keineswegs etwas Rationales, so wie die einzelnen Maschinen an der oder jenen Stelle des Fabrikbetriebes rational sind. Zwar ist die Technik nicht irrational in einem metaphysischen Sinn, sondern — bei aller Rationalität der technischen Einzelarbeit — irrational, weil die Ursprünge und Beweggründe, aus denen die Technik hervorwuchs, nachweisbar oft ganz irrationalen Charakter haben. Außerdem hat sich die Technik mit allen politischen, rassischen, geistigen, geschichtlichen Irrationalitäten verflochten und ist somit aus sich und aus der Welt heraus, in die sie hineinwuchs, ein unbeschreiblich kompliziertes seelisches Gebilde geworden. Drittens aber ist jede primitive und dogmatische Betrachtungsweise, die im Mittelalter auf vielen Gebieten zu fester geistiger und praktischer Haltung zu führen vermochte, in unserer Zeit grundsätzlich für kein Gebiet mehr anwendbar. Die modernen Ergebnisse der Philosophie und Geschichtsforschung, wie etwa unter anderm die perspektivischen, morphologischen und ähnlichen

Verfahren sind auf alle Fälle vorhanden und werden in dem Augenblick in die Geschichtsforschung der Technik hineinspringen, in welchem genügend Material ausgebreitet ist, um die Grundlagen und das historische Wesen der Technik erst einmal zu begreifen. Daß wir beginnen, ausreichendes Material zu besitzen, ist in Deutschland vor allem Conrad Matschoß zu verdanken.

Es wird einmal die Zeit kommen, zu der man sich dieser wichtigen Stoffe bemächtigen wird, um von ihnen aus neue geschichtliche Weltbilder zu entwerfen. Bisher hat man einfach in die geschichtliche Beschreibung der Vorgänge kurze, oft unzutreffende und meistens naive Abschnitte angefügt, die im besten Fall etwa kurz darauf hinwiesen, daß die Dampfmaschine aufgetreten sei, die Kohlenbergwerke belebt und die Beziehungen zwischen den Völkern vermehrt habe. Der grundlegende Gedankengang aber ist bisher unvollkommen durchgeführt worden, daß die moderne Technik eine vollkommene Änderung aller Beziehungen der Lebensräume geschaffen hat, daß die Landschollen umgewertet sind, daß die Menschen durch das Autofahren und Fliegen zwar nicht biologisch, aber praktisch eine neue Spezies von Lebewesen darstellen, daß das zeiträumliche und stoffliche Milieu ein anderes geworden ist, und daß von nun an die geistigen und politischen Beziehungen der Menschen sich anders darstellen müssen. Teils fehlte das Material für die grundlegende Umstellung, teils aber war man eben in der alten staats- und kulturpolitischen Methode der klassischen Geschichtsschreibung befangen.

Lamprechts Ansätze zu einem Einbau der technischen Phänomene in die Geschichte bleiben eine vereinzelte Erscheinung. Daß diese Art der Geschichtsbetrachtung noch nicht weiter gedieh, ist kaum zu begreifen. Es steht außer jedem Zweifel, daß zwischen den eigentlichen Geschichtsvorgängen und dem jeweiligen technischen Zustand der agierenden Völker die intimsten Zusammenhänge bestehen, so daß es, wenn man eine gewisse Einseitigkeit in Kauf nimmt, durchführbar wäre, die handwerklichen, gewerblichen und technischen Vorgänge als eine bestimmte Schicht anzusehen, aus der auch die geistigen und politischen Ereignisse in ihrer bestimmten Gestalt hervorwachsen. Bronze und Eisen werden schon in der Vorgeschichte begabtere Völker in den Vordergrund geschoben haben; die Fähigkeit, Straßen und Aquädukte zu bauen, beeinflußt die Struktur des Römerreichs entscheidend, aber freilich haben sich die Römer diese technischen Hilfsmittel auch aus politischem Willen als Instrumente angeeignet, so daß eine Wechselwirkung besteht. Die Wassermühlen des Mittelalters fördern die Gewerbe der Städte und damit die Festigung des deutschen Reichsstadtcharakters, die Wirkungen des Pulvers und des Kompasses sind allbekannt. Der politische Charakter Englands im neunzehnten Jahrhundert ist durchaus aus der Dampfmaschine, aus Kohle, Eisen und Spinnereien hervorgewachsen, die ihrerseits wieder allererst das Geschwader neuerer sozialer Fragen haben sichtbar werden lassen. Der Kohle-Eisen-Charakter Englands ist inzwischen durch das Vordringen von Öl und Wasserkraftelektrizität abgeschwächt, was ganz wesentlich zu den heutigen Krisen Englands beiträgt. Die Kraftlinien der heutigen Politik verlaufen viel mehr längs der Ölfelder, aus denen die Motorschiffe, Automobile, Tanks und Flugzeuge gespeist werden, als längs der Kohlefelder. Aber die dem Laboratorium entsprungene Möglichkeit, die Kohle zu verflüssigen, hat wiederum ganz spezifische, neue Kräfteverteilungen geschaffen, an denen Deutschland in einem bisher noch nicht recht festzustellenden Maß teilhat. Es ist darum nicht recht festzustellen, weil die als Folge dieser Laboratoriumsarbeit neuaufgetretenen kapitalistischen Verhandlungen mehr oder weniger unbekannt geblieben sind, Vorgänge, die in der Art, wie sie heute wirksam sind, ebenfalls auf der Maschine basieren.

Denn die Auslöschung von Raum und Zeit, die vollkommene Verflechtung aller Punkte und Menschen durch Nachrichten und Verkehrsmittel hat eine ganz neuartige Technik des Kapitalismus hervorgerufen. Die „Kapitaldecke" liegt wie ein funktionales Reich aus schwankenden Wertbeziehungen (Börse!) über dem ganzen Planeten.

Weiter ist auch die Gesinnung und Struktur Sowjetrußlands (Technik ohne Ausbeutung, der Traum Lenins von einem Überamerika) den Maschinen entstiegen. Man hat einmal früher geglaubt, der Kommunismus ähnele einer Art von Maschinenstürmerei, weil das Elend des Proletariats ja mit dem Auftreten der Maschinen verknüpft ist. Aber das Gegenteil ist richtig, es gibt keine fanatischer „technische" Ideologie als die der Sowjets, ja, sie stehen und fallen mit dieser Maschinenideologie und eigentlich ist Sowjetrußland ein einziger großartiger Versuch, mit Hilfe der Maschinenideologie

den Kapitalismus zu überwinden. Ob der Versuch gelingen wird, ist mehr als fraglich, denn der Kapitalismus ist immerhin auch eine Funktion der Maschine, und in einem späteren Stadium der Entwicklung werden umgekehrt viele der Maschinen, die jetzt auch in Rußland angewendet werden, eine Funktion des Kapitals.

Wird es später einmal gelungen sein, das technisch-geschichtliche Material seit Eintritt der Dampfmaschine durchzuarbeiten, so wird sich herausstellen, daß die technische Welt ebenso persönlichkeits-, geistes- und geschichtsbewegt ist wie die Politik und Kultur, daß es in der Technik Perioden gibt, die sich so klar voneinander abheben, wie sich die Perioden und Stilrichtungen der andern Bezirke unterscheiden. Ja, man kann durchaus von Primitivität, von Aufstieg und Verfall sprechen, von einer Technik etwa, die aus übersteigertem Kombinationswillen oder aus andern, durchaus nicht allein „wirtschaftlich" bedingten Ursachen heraus in ihrem innern Wesen früh oder spät, klassisch oder barock ist. Das ist ja immer und immer wieder der Irrtum vor allem unserer Wirtschaftstheoretiker und der Laien, die über technische Dinge nachdenken, daß Technik Wirtschaft sei und sich ausschließlich nach einem bilanzmäßig kontrollierbaren Bedürfnis regele. Wenn doch einmal dieser Grundirrtum verschwände, der ja doch nur die vollkommene Unkenntnis der Welt verrät, die für unsere heutigen Schicksale entscheidend ist!

II.

Einem typisch modernen seelischen Bereich entwachsen die Kontroversen über die Automobile. Man verbinde einem Autoliebhaber, der nicht gerade Automobilingenieur ist, die Augen und setze ihn hintereinander in drei, vier verschieden konstruierte gute Wagen aus verschiedenen Ländern. Es wird diesen Leuten gehen wie dem Zigarettenfanatiker, der bei verbundenen Augen seine Marke nicht von der von ihm verabscheuten Marke unterscheiden kann: er wird nicht unterscheiden können, ob er in einem Packard, einem Mercedes oder Horch sitzt. Gleichwohl spielen sich auf diesem Gebiet heftige Kontroversen ab. Ein Deutscher (der im übrigen national wählt) fährt nur Packard, er meint, es gäbe keinen andern Wagen von ähnlichen Qualitäten, vor allem nicht in Deutschland. Er beweist an der Art der Schmierung und Steuerung, am Vergleich der Preise usw., daß es sein gutes Recht sei, nur auf Packard zu schwören. Die nähere Analyse ergibt überraschende „irrationale" Motive. Optische Eindrücke, Suggestionen, ja Gerüche, Laute, Vorstellungen von dem Vorteil irgendeiner Schmiermethode, der für ihn gar nicht wahrnehmbar ist, Einbildungen von einer besonderen (nie praktisch im Vergleich mit andern Vergasern in Erscheinung tretenden) Eigenschaft und Tugend des Vergasers, alle diese Dinge vereinen sich zu einem seelischen Gesamtbild, das man von Packard oder Mercedes hat, ja, auch der Name wirkt irgendwie magisch. Es sind ähnliche Vorgänge und Suggestionen wie auf politischem oder künstlerischen Gebiet. Aber ihretwegen lebt der Mensch, bringt er Opfer. Mit andern Worten, das Automobil ist an sich als Maschine so vollkommen, daß die sinnliche und seelische Skala des Automobilwerterlebnisses „wirtschaftlich" eine ebenso große Rolle spielt, wie die rational vergleichbaren Ziffern und Preise.

So mag eines Tages irgendeine große Erfindung auftauchen, richtig durchdacht und patentiert, berechnet und finanziert, und sie wird doch an seelischen Umständen scheitern. Umgekehrt halten sich Erscheinungen oder es treten neue hervor, die auf etwas Irrationales stoßen und trotz fürchterlicher Wirtschaftskrisen aufblühen.

Das „Reich" der Technik ist allmählich ein unauflösbares Bündel geworden, in dem das geschichtlich Gewachsene ebenso gegen das Neue dasteht und sich zu behaupten sucht, wie in den andern Bereichen der Weltgeschichte; worin das Wirtschaftliche und Rationale ebensogut mit dem Seelischen und Irrationalen ein Bündnis eingehen muß wie auf andern Gebieten; worin eines Tages die Menschen dieses, das andre Mal jenes wünschen mögen, um es durchzusetzen oder aufzugeben, je nachdem, an welche Widerstände es stößt. Man könnte sich fragen, ob die ungeheuren Behelligungen der andern menschlichen Gebiete durch die Technik nicht von der falschen Theorie der rationalen Wirtschaftsbedingtheit der Technik herstammt, ob nicht eine andere Einsicht und seelische Haltung eine erfreulichere, weniger drückende Technik, gleichsam wie eine neue geschichtliche Phase oder Spielart, eines Tages heraufführen könnte.

Wirtschaft und Wirtschaftlichkeit der Technik ist wirklich nicht ihre einzige Führerin. Gewiß hat sie einen wirtschaftlichen Überschuß in die Welt hineinprojiziert, aber die Bilanz über ihre Wirtschaftlichkeit oder Unwirt-

schaftlichkeit als Gesamtphänomen ist noch keineswegs abgeschlossen. Jedes Jahr wirft Milliardenwerte von Werkzeugmaschinen, Schienen usw. auf den Alteisenhaufen, nur weil Konjunkturen, Gedanken, Wünsche eine Lage herbeiführen, die neue Maschinen erforderten. Da konstruiert plötzlich einer einen Propellertriebwagen für die Eisenbahn. Automobil und Flugzeug bedrängen unsere Eisenbahnen, die ohnehin in einer Zwischenphase zwischen Dampfbetrieb und Elektrisierung steckenblieben. Wird die Bahn eines Tages veröden? Nun, aus dieser Konstellation heraus schafft die Technik gegen andere technische Erscheinungen die Gegenwehr. Sie „erfindet" schon nicht mehr etwas Ursprüngliches, wie es die Dampfeisenbahn darstellte, sondern sie greift mit den beliebigen zur Verfügung stehenden Konstruktionselementen Auto und Flugzeug an und schafft den Propellertriebwagen. Man denkt sich, daß in Zukunft alle Viertelstunde etwa ein Wagen mit 200 Kilometer Geschwindigkeit zwischen Berlin und Hamburg fahren wird. Wie verlockend, wie wirtschaftlich wie aussichtsvoll, dem Auto, dem Flugzeug den Fahrgast wieder abzulocken! Wohin fällt das Los? Wer wird profitieren, wer wird notleiden, die Autofabriken, die Motorenfabriken, die Schwerindustrie? Wir wissen es nicht. Inzwischen wird alles sachlich geprüft. Aber Signalwesen, Fahrpläne, Psychologie, technisch-historisch Gewachsenes steht alles da. Wir wissen noch nicht, wie sich der Kampf des Alten gegen das Neue entscheidet, zumal Flugzeug- und Autokomplex selbst noch in vollem Fluß sind, zumal insbesondere auch die Formen des Kapitalismus sich wandeln und wir gar nicht wissen, wie in zehn Jahren die Psychologie und damit ein gut Teil der Realität des Geldes einspielt. Werden unsere seelischen Triebkräfte zu den immer erneuten Umwälzungen ausreichen? Kommt das Neue, nun so frißt es plötzlich die D-Züge, die schweren Bahnunterbauten auf, setzt neue Fabriken in Bewegung, hält erneut die Menschheit in Atem, um sich selbst in Erscheinung treten zu sehen. Dabei ist kein Jota von den menschlichen Sorgen abgestrichen. Aber darum handelt es sich nicht! Auch der Propellerwagen ist irrational, die Menschheit erhält ihn nicht umsonst, und was sie dann damit anfängt, was in Wirklichkeit damit geleistet ist, das ist eigentlich gar nicht zu entscheiden, außer mit der Fiktion der Geldbilanz, des Personenkilometers, des Geschäftsberichtes.

Eugen Diesel.

Luftfahrt-Rundschau

Die andern und wir — Deutsche Spitzenleistungen — Richtige und falsche Luftverkehrspolitik — Subventionen — Das Reichsluftministerium

Ein Rückblick auf die deutsche Luftfahrt in eben vergangener Zeit kann an der Hand von statistischem Material noch nicht erfolgen, weil dieses noch nicht abgeschlossen vorliegt. Es läßt sich aber ein ungefähres Bild geben, wo wir Deutschen zu Beginn des Jahres 1931 mit unserer Luftfahrt in der Reihe der luftfahrenden Nationen und Staaten stehen. Wir haben für das wenige Geld, das wir zu dieser Sache mitbringen durften, nur einen ganz billigen Beiseitestehplatz kaufen können.

In allen Ländern mit Ausnahme des Deutschen Reiches wird die Entwicklung der Luftfahrt bestimmt durch die militärischen Luftrüstungen und durch das für die zivile Luftfahrt reichlich vorhandene Geld. Heeresaufträge machen die Flugzeugindustrie und die damit zusammenhängenden Industrien stark für Serienlieferungen größter Ausmaße in befristeter Zeit, zwingen also den Fabrikanten das zum Gedeih der Luftrüstung nötige Tempo auf gegen gute Bezahlung und beleben so nach vielen Richtungen. Sie geben weiterhin durch Aufträge auf Versuchsbauten den Antrieb zur technischen Verbesserung. Ein Stillstand tritt bei feststehendem Etat der Luftstreitkräfte nicht ein, das Streben nach vorwärts ist laufend erzwungen durch die Notwendigkeit, die Luftrüstung stets in höchster Form halten zu müssen. Eine durch Heeresaufträge in Schwung gehaltene Industrie erfüllt leicht die Forderungen der zivilen Luftfahrt, wenn diese

richtig vertreten wird, und baut ohne große Schwierigkeiten nach Zwecken des Luftverkehrs. Da überall, wo man Kolonien hat, der Hauptzweck der zivilen Luftfahrt in der Flugverbindung Mutterland-Kolonie gesehen wird, so liegen grundsätzliche Faktoren für den Bau des Fluggerätes und für die Einrichtung der Flugstrecken ohne Diskussion schon klar. Geld ist reichlich da; die behördlichen Instanzen werden geschaffen in selbständigen Luftministerien, die der Luftfahrt das Ansehen geben, das sie verdient; wegen des Überfliegens anderer Länder kann man überall auf der Grundlage wenigstens ungefährer Gleichberechtigung verhandeln und abschließen — es ist eben leicht zu fliegen für die, die während des Krieges Neutrale waren, noch leichter aber für die, die sich heute „Sieger" nennen, und für die, die im Propellerwind der „Sieger" mitflattern dürfen.

Ganz anders ist es im Deutschen Reiche.

Wir haben keine Luftstreitkräfte, also keine Flugzeugindustrie für Heereszwecke. Wir haben keine Kolonien, also fehlt die Hauptanregung für exterritorialen Luftverkehr. Wir haben viel zu wenig Geld. Wir haben kein Luftministerium, das unsere sehr uninteressierte Volksvertretung aufrütteln könnte. Daß wir trotzdem noch fliegen und manchmal sogar beachtet werden, ist beinahe wunderbar, jedoch: wir haben eine technische Stärke, die uns ceteris paribus der Spitze der Luftfahrt nahe bringen würde. Der „Graf Zeppelin" fliegt, wohin er will, und kehrt unversehrt nach Hause zurück; mit einem deutschen Flugzeug siegte ein Deutscher zweimal bei europäischen Rundflügen; drei deutsche Sportpiloten auf deutschen Flugzeugen brachten im letzten Jahre vier erste Preise aus internationalen Konkurrenzen nach Hause; am 15. Dezember 1929 hielt das Reich 38,8 % aller Flugzeugweltrekorde; ein deutsches Flugboot findet im nördlichen Atlantik den Etappenflugweg von Deutschland nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Alles deutsche Erfolge, entstanden aus gutem Können und gutem Material, die aber nicht voll ausgewertet werden können, denn zur wirtschaftlichen Ausnutzung von Rekordleistungen gehört viel Geld, und zur dauernden Inbetriebnahme eines in der Sonderleistung gefundenen Flugweges gehört die Zustimmung von mindestens einem anderen. Gerade in diesem letzten Punkt sieht es für uns nicht freundlich aus. Wohin wir uns wenden, sehen wir schon andere bei der Arbeit. Die uns nach dem Krieg aufgezwungene lange Flugpause ist allen anderen ausgezeichnet bekommen. Jetzt stehen wir so schwach, daß wir nicht einmal alle Luftverkehrslinien, die uns nach mit dem Ausland geschlossenen Luftverkehrsabkommen zufallen, als Deutsche mit deutschen Flugzeugen befliegen können.

Unsere flugtechnische Stärke hat uns in zwei Gebieten der Luftfahrt an die Spitze gehoben, im Luftschiffbau durch den „Grafen Zeppelin" und im Großflugzeug durch das Junkersflugzeug G 38 und das Dornier-Flugboot Do X. Überall zeigte das Jahr 1930 den Willen zum Großflugzeug, Deutschland schuf das Beste zu Wasser und zu Lande mit den zwei erwähnten Bauten, zu deren bisheriger Betätigung einiges zu sagen wäre: Do X hatte vor, nach Nordamerika zu fliegen; er hat seinen Plan bereits auf Südamerika umschalten müssen. Man fragt sich, was will Do X jetzt in Amerika? Er ist so weit erprobt, daß er längere Strecken bezwingen kann ohne Sondergefahr, aber für den Flug nach Nordamerika war schon ein gewagtes Manöver nötig — eine Tankzwischenlandung mitten auf dem Ozean. Jeder ist froh, daß sie jetzt ausfällt, denn abgesehen von der Gefahr, die sie für das Flugschiff bedeutet, hätte sie nur bewiesen, daß es im jetzigen Zustande zu einer Ozeanüberquerung nicht geeignet ist. Nachdem Flugzeuge — zu Rekordzwecken gebaut und geflogen — den Atlantik pausenlos überflogen, also die Zeitverkürzung — und diese ist allein wichtig! — gegenüber anderen Verkehrsmitteln brachten, kann es keine Ozeanüberfliegung mehr geben, die unterwegs auf dem Wasser Benzin schöpfen muß. Warum fliegt Do X nicht auf dem Mittelmeer im Anschluß an irgendwelche Eisenbahnlinien von Genua oder Brindisi aus? Dabei kann seine Geeignetheit für täglichen Luftverkehr untersucht werden; die Strecken innerhalb des Mittelmeeres sind nicht zu lang, und es wird genug Passagiere geben, die von Genua nach Ägypten aus Snobismus oder sonstigen Gründen einen Do X-Flug bezahlen. Da Italien zwei solcher Flugboote bei Dornier bestellt hat und außerdem zahlreiche Dornier-Flugzeuge im italienischen Luftverkehr fliegen läßt, so wäre wohl auch über einen Chartervertrag mit Italien zu verhandeln gewesen, besonders da es ja fürs erste nicht auf Gelderwerb angekommen wäre, sondern auf Erprobung.

Der Wert eines jeden Flugzeuges liegt heute darin, daß es sich im Verkehr als schnell erweist; die Schnelligkeit muß gerade beim ersten Auftreten eines neuen Fluggerätes betont werden. Die Flüge des Engländers Capt. Barnard, London—Malta—London in 37½ Stunden mit Landung nur auf Malta und London—Tanger—London in 36½ Stunden mit Landung nur in Tanger, überzeugen hundertprozentig von der Bedeutung des Flugzeuges. Wenn aber Do X nach wochenlangem Unterwegssein glücklich über Holland—England—Frankreich in Portugal angekommen ist, so ist der Begriff der ihm an sich eigenen Schnelligkeit zu stark verwässert, um von jedem noch klar erkannt werden zu können. Dasselbe gilt vom Junkers G 38. Dieses Flugzeug flog etwa 9000 km in Europa herum und hat, wie zu erwarten war, seine Bewunderer in Fach- und Laienkreisen gefunden. Aber warum lebte es während dieser Reise länger auf der Erde als in der Luft? Man hätte einen Rundflug machen sollen, unter Benutzung ausgebauter Nachtflugstrecken, ohne Empfänge, Besuche, Reden und sonstige Störungen, sondern nur mit kurzen, gut vorbereiteten Zwischenlandungen zur Betriebstoff- und Lebensmittelübernahme; vielleicht konnten dabei, wenn kein Zeitverlust entstand, irgendwelche nun einmal durchaus nicht zu vermeidende Ehrengäste von Hafen zu Hafen mitgenommen werden — aber immer eilig, eilig! Geschlafen und gegessen wird nur in der Luft. Bei 150 Stundenkilometern Durchschnittsreisegeschwindigkeit hätten sich die 9000 km in 60 Flugstunden erledigen lassen; 25% dazu für notwendige Tankzeit, und nach etwas mehr als drei Tagen wäre G 38 wieder zu Hause gewesen: eine erstklassige Verkehrsflugpropaganda durch hohe Reiseschnelligkeit! Ein Repräsentationsflug hätte angeschlossen werden können, aber erst einmal mußte wie eine geballte Ladung die hohe Flugleistung dieses deutschen Großflugzeuges vor der Welt daliegen.

Wir sind flugtechnisch gut, wie wir es immer waren, seit wir fliegen. Wo liegt für uns die Möglichkeit der Verwertung dieser Flugfähigkeit, nachdem wir die Grundlagen der anderen — Luftwaffe und Kolonien — nicht mehr haben? — Über große Meere zu fliegen, ist zur Zeit zwecklos. Die Schifffahrtlinien sind billig, bequem, gefahrlos und schnell. Die Überseepost wird beschleunigt durch Katapultzubringerflugzeuge — ein tentabler Zeitgewinn ist mit heutiger Fluggeschwindigkeit nicht zu finden. Außerdem wird Deutschland die Luftlinien nach Westen, Südwesten und Süden besetzt finden; da ist für uns nichts zu holen. Uns muß der Osten und Südosten bleiben. Der Vorstoß nach Bagdad ist ein Anfang. Durch Rußland und Asien gibt es nur allerschlechteste Verkehrsmittel, das Luftschiff und das Flugzeug werden beim heutigen Rußland die wünschenswertesten und stets die schnellsten Verkehrsmittel sein. Die Russen wollen noch nicht und fordern unerhörte Geldopfer; da müssen wir warten, bis sie besserer Laune werden aus Erkenntnis und aus Not. Es wird stets viel Geld kosten, mit ihnen einig zu werden, aber dieses Risiko müssen wir eingehen. Die sich jetzt schon zeigenden Minusergebnisse ihres Fünfjahresprogramms werden vielleicht spätere Verhandlungen für uns günstig beeinflussen. Die Luftverbindung Deutschland—China ist angebahnt durch das Abkommen vom August 1930, das von chinesischer Seite sehr begrüßt wurde. Wir aber müssen bedenken, daß das heutige China in mancher Beziehung ein bedenklicher Vertragsgegner ist. Trotzdem, auch hier muß ein Risiko durch Hergabe von vielleicht verlorenen Mitteln eingegangen werden; der Osten ist unsere einzige Aussicht, in absehbarer Zeit weltpolitisch fliegen zu können. Die Subventionshöhe für diese zukünftigen Ostunternehmungen wird erheblich sein.

Mehr als alle anderen müßte das Deutsche Reich seine Luftfahrt staatlich unterstützen. Es ist nicht möglich, weil das Geld tatsächlich fehlt. Dann aber muß unbedingt verlangt werden, daß die geringen vorhandenen Mittel sehr überlegt und gut kontrolliert eingesetzt werden. Das ist in eben vergangener Zeit nicht immer geschehen. Der Fall Rohrbach zeigt eine böse Stelle der Subventionspolitik. Ob er vereinzelt bleibt, ist fraglich. So lange die subventionierende Behörde es ablehnt, die Verwendung gegebener Subventionsbeträge zu überwachen, so lange ist mit einem befriedigenden Ergebnis nicht zu rechnen. Die behördliche Auswahl einiger Betriebe für Subventionsempfang läßt den freien Wettbewerb ganz absterben und verstaatlicht in gewisser Weise die Flugzeug- und Motorenindustrie; viel Neues kann nicht erwartet werden, gutes Personal wird lahmgelegt, seinem Gebiet und vielleicht sogar seiner Heimat entfremdet. Da entstehen Krankheiten, deren Heilung schwer ist, weil die Medizin, das Geld, sehr teuer ist, und weil

weiterhin kein Arzt, sondern ein Heilgehilfe behandelt. Der Arzt, der Luftminister, ist bei uns nötiger als in jedem anderen Lande. Der jetzt zu schaffende Unterbau für die kommende Luftfahrt darf nicht in einer Nebenabteilung des Reichsverkehrsministeriums entstehen; er braucht seinen eigenen beachteten und verantwortlichen Architekten.

Rudolf Rötter.

Medizinische Rundschau

Von

D. Kulenkampff

(Schluß)

Wie finden wir uns daraus zurück, gibt es Wege und Mittel? Ich sagte es schon: Auslese ist das Grundproblem. Die golden rule, von der oben die Rede war, muß biologisch auf allen Lebensgebieten gesucht werden. War auf dem Kunstgebiet der goldene Schnitt ein etwas naiver erster Versuch, so bleibt doch bestehen, daß es einen „goldenen Schnitt" im biologischen Sinne geben muß — sonst gäbe es keine Kunst von viel tausend Jahren Alter! Was aber ist die golden rule als allgemeine Grundvoraussetzung für alle Möglichkeiten menschlicher Betätigung? Richtige Auslese zur Fortpflanzung — von deren Gesetzen wir noch wenig kennen. Alle Arbeit der Menschen, die nicht darauf gerichtet ist, ist vergeblich, weil in die Vergangenheit schauend. Es ist eine kindliche Fortschrittsideologie, wenn immer davon geredet wird — von Ellen Key an: „Das Jahrhundert des Kindes", bis zu dem seichten Gerede: auf unsern Kindern ruht die Zukunft, wenn damit verkannt wird, daß auf den Kindern gar nichts mehr ruht, daß aus ihnen gar nichts zu machen ist, was nicht schon Auslese gemäß darin steckt. Pädagogisch ausgedrückt: das Ziel der Maßnahmen kann nur sein, das Gegebene nicht schlechter zu machen, als es ist — herauserziehen können wir gar nichts! Darum Nietzsches Lehre vom „Heranzüchten". Was kann herangezüchtet werden? Nur der tief im Biologischen verwurzelte Trieb zu richtiger Fortpflanzung. Die Aufklärung aber blieb und bleibt im Sexuellen hängen und schreitet nicht fort zum Eros, der im Kult, in etwas verankert ist, was irgendwie ins Religiöse hinüberspielt. Welch einen „Rummel" diese irregeleitete Stellungnahme erzeugt hat, lese man in den von tiefem Ernste und reicher Selbsterfahrung getragenen Ausführungen über die Wirklichkeit und das dazugehörige Schrifttum von Mayer[13]), dem Tübinger Frauenarzt. Der wilde Kampf um den Paragraphen 218[14]) ist nur der Ausdruck der rein wirtschaftlichen Einstellung, wobei noch in dreister Weise verschwiegen wird, daß Präventivmaßregeln so alt sind, wie wir von der Menschheit wissen, und heutzutage leicht in guter Form den Menschen zur Verfügung stehen — wenn sie nur wollen. Aber der böse Wille, die Sünde wider den heiligen Geist — davon spricht man nicht. Man will ja nur die Geschlechtsmoral als rückständig und dumm untergraben, die Familie mit falschen sozialpolitischen Theorien zerstören.

Hier grenzen Leben und Metaphysik aneinander — denn der Sinn der Familie ist prospektive Potenz, wie sie schon in der

13) Mayer: Gedanken zur modernen Sexualmoral. Enke 1930.

14) Um eine gewisse Rationalisierung in der Zahl der Nachkommenschaft, — die es übrigens stets auf Erden gegeben hat, kommen auch wir nicht herum. Sie ist auch nicht bedenklich, wenn nur die Heilung der Fortpflanzung nicht zerstört wird, wie in dem widerwärtigen Rummel, den die Torheit der Sowjets in Rußland heraufgeführt hat. Der Paragraph ist im übrigen völlig gleichgültig als solcher, wichtig nur, wenn er Ausdruck eines Volkswillens einer unbedingten Heiligung des Lebens ist.

Einzelzelle in ihren Teilungsstadien hervortritt: die ursprünglich im Ablauf der Teilung zur Bildung aller Körperteile befähigten Zellen, verlieren diese „Omnipotenz" im weiteren Ablauf der Teilung. Es tritt plötzlich eine prospektive Potenz auf: die Zellen gewinnen eine festgelegte Sondereigenart, die sie für den weiteren Ablauf zu einer ganz bestimmten Aufgabe sozusagen vorausschauend bestimmt, z. B. nur noch zur Bildung des Augapfels befähigt zu sein. Eine solche Determination besteht auch für die Fortpflanzungszellen — zum Endzweck der Familie. Ihre „Ganzheit" wird erst in einer „richtigen" Verschmelzung erreicht. Starke Kräfte, die sie herbeiführen, welche die Fehler in einer falsch gerichteten Auslese bis zu einem gewissen Grade ausgleichen! Alle Sinne und Vermögen des Körpers werden in ihren Dienst gestellt: Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch und auf der anderen Seite die gesamten Seelenkräfte. Das rücksichtslose Überwiegen ihres rein ans Denken geknüpften Teils bei der Auslese hat das fein abgestimmte Verhältnis zwischen allen diesen Faktoren zerstört.

Prospektive Potenz, vorausschauende Zweckstrebung muß als erlebbare Tatsächlichkeit schon das Kind lernen. Darauf kommt es wesentlich an. Erleben aber kann das Kind in Schule und Haus nur das, was vorgelebt wird.

Die europäischen Kirchen, die hier große Aufgaben zu erfüllen gehabt hätten, haben ihr Erbe schlecht verwaltet. Sie haben sich hereinziehen lassen in eine logifizierende Kirchenlehre, anstatt die Religion im Bio-Logischen zu verankern. Brauche ich, um blitzlichtartig das Gemeinte zu beleuchten, auf die Analogie: Vorsehungsglaube — prospektive Potenz hinzuweisen, auf die Verankerung eines Gottesbegriffes in der spontanen schöpferischen Betätigung des Lebewesens? Überall stieß das Denken auf diese letzte Grundlage, die Aristoteles als Entelechie bezeichnete, Kant als Einbildungskraft, als den „Inbegriff aller seelischen Spontanität" (Raymund Schmidt[15])). Um diesen Punkt kreist alle religiöse und schöpferische Betätigung, in ihm ist sie auch gegen kritische Zersetzung durch die blutleere Begriffswelt der kausal geordneten Logik unangreifbar verankert. Dieses Vermögen bedeutet die echte Freiheit des Lebewesens, einen Zustand von sich aus zu beginnen. Aber: ein begriffliches „Überkommen", eine Verzerrung und Unterordnung unter das Denken, eine Unterdrückung des „richtigen Fühlens" des Weibes — das alles bedeutet „die Sünde wider den heiligen Geist", bedeutet Zerstörung der Kräfte, aus denen eine Weltanschauung hervorwachsen kann. Von frühester Jugend muß es entfaltet und gestärkt werden. Ein einfaches Beispiel: schon das Kind kann lernen, daß entstehendes Leben ein Stück Göttliches, Heiliges sei, kann wieder zur unmittelbar erlebten Heiligung der Mutter und der Mutterschaft kommen. Wer aber den Schleier heiliger Empfindungen von diesem Stück Gottheit reißt, wer in rationaler Verflachung durch Wissen zur Erkenntnis kommen will, auf den werden die prophetischen Worte Schillers zutreffen: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein".

Ein großer Teil unserer Geburtshelfer nimmt einen groben und unverständigen Eingriff vor, wenn er das Erlebnis Geburt durch den Dämmerschlaf für die Mutter schlechthin zerstört. Gewiß — warum sollten Geburtsschmerzen nicht gelindert werden? — aber wer das so weit treibt, schlechthin zu vergessen, daß das Erlebnis gewahrt bleiben muß, begeht eine Sünde wider den heiligen Geist. Der Beweis ist jeden Tag erlebbar, aber darauf kommt es ja bei dem falsch orientierten Denken gar nicht an. Aber ich erinnere mich, einmal vor Jahren in einer der medizinischen Wochenschriften gelesen zu haben, daß ein katholischer Pfarrer darauf hinwies, welchen Dämmer-

15) Raymund Schmidt: Kants Lehre von der Einbildungskraft. Leipzig 1924, Felix Meiner, 41 S. Ich verweise den interessierten Leser auf diese meines Erachtens wichtige Schrift, die diesen wichtigen und philosophisch nicht bearbeiteten Punkt der Kantschen Philosophie zu klären sucht. Er fehlt in den üblichen Kantdarstellungen und scheint mir grundlegend. Leider ist das Opus posthumum, in dem sich vielleicht noch weitere Hinweise von Kant selbst finden, immer noch (zu Zweidritteln etwa) nicht veröffentlicht, was dem Leser zu denken geben wird, der es vielleicht für selbstverständlich hält, daß es über 100 Jahre nach dem Tode Kants schon eine Gesamtausgabe seiner Werke gibt.

schlaf er als Seelsorger den Frauen angedeihen ließe, die die Geburt erleben wollten. — Nun, eine „richtige“ Frau wird den ersten Schrei ihres Kindes hören wollen — sie beweist damit, daß sie noch etwas von alledem aus unmittelbarem Empfinden versteht, daß sie vom Schönsten in der Welt, was es gibt, vom Akt der Schöpfung etwas erleben will, Krankheit ist Sünde — das steht schon am Anfang des Geschehens — Frauen, die diesen Erlebniswillen nicht haben, verraten schon, daß sie zur Fortsetzung der Rasse ungeeignet sind. Praktisch könnte das nur nach der Regel gehandhabt werden: wie die Mutter, so die Tochter, wobei es sich natürlich nur um eine Richtungslinie handeln kann, durch die man zur Erkenntnis des Wesentlichen in dieser Frage geführt wird.

Welche Möglichkeiten bestehen weiter zur rechten Wahl des Lebensgefährten zu kommen? Eine alte, gute Volksregel verweist auf eine Berücksichtigung der Eltern. Die fleißige, kinderliebe Familie, man kann meist auch sagen, kinderreiche Familie ist ein gutes Vorzeichen. Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, Naturliebe und ein religiöses Gemüt, was mit Kirchlichem nichts zu tun hat, Einfachheit in Essen, Trinken und Kleidung — das alles gibt Hinweise für alle, die nach solchen suchen.

Grundlegend aber bleibt das, was man Liebe nennt: die übersexuelle geheime Anziehung zwischen den Geschlechtern, die richtig führt, wenn nur die Menschen mit feiner Stimme horchen auf so Vieles, was tief verschüttet im Unmittelbaren der Anteilnahme am Leben verborgen liegt. Nach Möglichkeit ausschalten müssen alle anorganischen Faktoren: gesellschaftliche Stellung und vor allem materieller Besitz. Gefährlich ist eine zu starke Abweichung vom Stammland, in welchem der Betreffende verwurzelt ist. Richtlinien sind aber nur im Großen möglich. Zweifellos ist die augenblickliche Verteilung der Rassen auf der Erde schon aus einem natürlichen Werden ausgelesen — wenigstens scheint es mir am vorurteilslosesten, die Wirklichkeit so anzuschauen. Voraussichtlich wird daran die Durcheinanderwürfelung der Menschen nichts Wesentliches mehr ändern. Man muß nur im großen Rahmen bleiben, sonst kommt man in die ganze Verwirrung der Rassenfragen herein. Im übrigen hat schon die Natur dafür gesorgt, daß sich die Dinge bis zu einem gewissen Grade aus sich heraus regeln, wenn der Mensch nur nicht zu grob in diese geheimen Dinge hereingreift. Wohnung und Ernährung sind die beiden großen Faktoren, die hier weiter helfen, wenn sich die Menschen nur nicht gar zu weit durch wirtschaftliche Gesichtspunkte vom rechten Wege abdrängen lassen. Zu große Freizügigkeit ist gefährlich, weil sie Blick und Begehrung der Menschen zu sehr von einem festen Lebensrahmen abdrängen, der mit dem zufrieden ist, was ihm das zufällige Leben der Umwelt bietet. Die einzige Möglichkeit, die es für alle Völker mehr oder minder gibt, ist: sich nach der Decke strecken, bescheiden werden und das Leben nicht nach materiellem Gut zu betrachten, sondern nach dem persönlichem Glück, welches in Menschen einer rechten Auslese ohne weiteres vorhanden zu sein pflegt und auch in kleinsten Ansprüchen sein Befrieden findet, wenn sie gesund sind. Im großen Rahmen gesehen: Syphilis und Tuberkulose lassen sich vermeiden, seelische Gesundheit beider Partner verbürgt im allgemeinen auch eine solche der Kinder. Geschwulstkrankheiten sind doch letzten Endes Ausdruck von schlechter Auslese, die Seuchen sind stark eingedämmt, die vielen Ismen — am einfachsten am Beispiel des Alkohols — sind Willenskrankheiten. Vor der Züchtung der Kurzsichtigkeit bewahrt die verratende Brille[16]), die hoffentlich, wenn erst mancherlei ärztliche Vorurteile überwunden sein werden, nur noch wenig gebraucht werden wird.

Ich weiß, das sind nur wenig Beispiele, die strichartig die Verwirrung der Wirklichkeit schematisieren. Es fehlt Vieles, tausendfach Verwickeltes, es fehlt Geistes-

16) Luftig: Fort mit der Brille und Augenglas. Verlag für Augenheilkunde und brillenlose Therapie. Dr. Luftig, Berlin. (Eine Propagandaschrift, die hauptsächlich die Meinung von Bates leicht faßlich darstellt.) Die Brille stellt meines Erachtens eine gefährliche Krücke für die Augen dar, aus denen nicht das an Anpassungskräften herausgeholt wird, was herauszuholen ist durch konsequente Übung! Damit soll nicht behauptet werden, daß Bates oder der Graf Wieser in ihren Anschauungen im einzelnen recht haben. Aber richtig ist, was jeder Arzt wissen sollte, daß der Körper in allen seinen Organen hohe Anpassungs- und Regenerationskräfte besitzt, die bei vielen Fragen ärztlichen Handelns nicht genügend Berücksichtigung finden.

krankheit und Verbrechen, und es fehlt auf diesen beiden Gebieten beinahe die Hauptsache: die Rolle, welche die geistig-gemütlich Halbschierigen im Geschehen spielen, die wir bei dem etwas kindlichen Versuch durch Verhütung lebensunwerten Lebens etwas zu erreichen, nicht erfassen können — und das wäre gerade das Wesentliche. Es fehlen mit anderen Worten die Grenzbewohner, die Déséquilibré wie der Franzose sagt, die Menschen vom labilen Gleichgewicht, deren Ausmerzung durch die Auslese die Hauptsache wäre. Denn gerade das Schillernde solcher Menschen verführt manch gutes Erbgut zu schlechter Wahl. Herauskommen richtungslose Menschen, gefährlich als politische Enthusiasten, Schwärmer und Edelkommunisten, gefährlich als Masse voll geldlicher Begehrungsvorstellungen.

Es lag ein tiefer und richtiger Lebenssinn darin, wenn die Auslese oft sittengemäß von den Eltern vorgenommen wurde, die in tüchtigem Leben schon ihre Vernunft, ihre Zweckhaftigkeit bewiesen hatten, denen das tiefste Lebensgesetz Wirklichkeit geworden war: treue Arbeit am gegebenen Platz gewährleistet das sicherste Glück. Sieht, bzw. sah man es nicht am Bergarbeiterberuf, so lange er noch auf Stand und Sitte fest gegründet war, sah man es nicht am echten Handwerk und Bauernstand! In solchen Wirklichkeiten erleben wir die geheimen Lebenskräfte, die sich erhielten, so lange die Auslese nicht frevelhaft zerstört wurde. Und wodurch zerstört wurde? Durch die Präponderanz der Wirtschaft, durch die schon erwähnte Umkehrung des Bruches: $\frac{\text{Mensch}}{\text{Wirtschaft}}$ Man erkenne diese einfachste Formel für den Marxismus, und man wird mit Schrecken gewahren, wie weit sich diese Anschauungen schon lange vor dem Kriege in die sog. führenden Schichten eingeschlichen hatten. In dem erwähnten Artikel von Young sehe man das erste Aufdämmern einer Einsicht bei den Wirtschaftlern: nicht auf die Wirtschaft, sondern auf den Menschen kommt es an! Seine Aufgabe ist es, die Zwangsläufigkeiten der Wirtschaft frühzeitig zu erkennen und in die rechten Wege zu leiten.

Nicht die verabsolutierte Wirtschaft darf herrschen, sondern „right" muß herrschen! Was Freitag weit vorausschauend in kleinem Rahmen in Soll und Haben geschildert hat — es wirkt sich jetzt aus in der Weltwirtschaft, die reumütig anfängt einzusehen, daß es ohne Recht und Billigkeit nicht geht! Wo sie nicht herrschen, da kommt Sünde, kommt Krankheit, kommt die schillernde Lüge: Arbeit ist Qual und nicht Glück. Die Entheiligung des Arbeitsbegriffes ist ein großes Stück Sünde, hervorgewachsen aus falscher Auslese, bei der Kulturlumpen in Übersteigerung der rein wirtschaftlichen Seite die Heiligkeit der Arbeit zerstörten. Weitschauende wurden an die Wand gedrückt oder verketzert. Ich erinnere an einen Großen unter den Industriemächtigen, an Abbe, erinnere an viele Großbetriebe, deren Leiter für ihre Arbeiter sorgten, daß die Arbeit nicht zur ungeistigen Qual würde. Solche Bestrebungen konnten sich aber im Ganzen aus weltpolitischen und deutsch-politischen Gründen nicht auswirken. Denn es fehlte an richtigen Schulen, die das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt zu gestalten wußten, um die Begehrungsvorstellungen des Einzelnen richtig mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen.

Kaiser hat im „Gas" die grundlegende Frage ganz richtig erkannt. Können die Menschen wählen zwischen einer stumpfen Arbeit mit großem Geldverdienst und der Verwurzelung auf dem Heimatboden — sie wählen die Fabrikarbeit! Der „böse Wille", der Gott „Geld" spielt die erste Rolle. Böse ist auch der Wille des sonst so vorzüglichen Ford, um einen Namen zu nennen, der die Massenproduktion kurz dauernder Ware propagiert als die Rettung aus der Krise der Weltwirtschaft. Hohe Arbeitsleistung wird gefordert, hohe Bezahlung und gute Fürsorge werden geboten, aber zu einem „unsittlichen Ziel": Steigerung der Begehrlichkeit, Rummel der Warenerzeugung, Übersteigerung der Lebensansprüche durch die beiden Hilfsmächte: Billigkeit und die verderbliche Pest der Abschlagszahlung! Das ist die Untergrabung des Sparwillens, die Untergrabung des Prinzips vom redlichen Kaufmann, der nur kauft, was er bezahlen kann. Gewissen! Gewiß, es dreht sich ums Gewissen! Noch einmal führt uns das zurück aus dieser scheinbaren Abschweifung ins Wirtschaftliche auf die Frage: Krankheit ist Sünde!

Das Gewissen, dieses unmittelbare Wissen um die Wirklichkeit, ein verschleudertes, zermahlenes Erbgut, verschüttet unter geisteswissenschaftlichen Spekulationen, unter einer falschen, logischen Denkweise, die Ursachen für Handlungen sucht, die es nicht gibt. In diesem Suchen nach Falschem zermürbt sich der Mensch und verliert den Blick für die Wirklichkeit, die keinen

Konjunktiv: „es hätte auch anders sein können“ kennt. Es ist, es ist — das ist die harte, wirklichkeitsnahe Stellungnahme „des richtigen“ Denkens. Das Gewissen dabei ist die unmittelbare Gewißheit, daß der Mensch als handelndes Wesen wirkliche Ur-sache ist, die einzige, die es auf Erden gibt! Es ist das Wissen darum, daß sich folgerichtig und unerbittlich jede Handlung in eine veränderte Umweltbeziehung umsetzt, mit welcher der Einzelne fertig werden muß. Das rechte, das gesunde Gewissen setzt dabei die vorhandenen Gaben und Kräfte unmittelbar, ohne Reflexion ein, weil sie den gegebenen Anforderungen entsprechen und gewachsen sind. Wir haben die in sich selbst ruhenden, im Grunde harmonischen Tatmenschen. Das angekränkelte Gewissen hat einen Angsteffekt, der sich im Konjunktiv austobt! Schwächlinge, wie wir sie als Ärzte so oft sehen, die der Wirklichkeit nicht mehr ins Auge sehen können und wollen. Gibt es Menschen, denen man als Arzt noch sagen kann: „gehe heim und bestelle Dein Haus, Du mußt sterben“, die die Wahrheit noch ertragen können, weil sie wurzelfest sind, so sind es doch seltene Ausnahmen. Wie wenige vermögen wie der Chirurge v. Miculicz mit diesem Wissen ihr Leben bis zum Letzten fortzuführen, ohne daß es die nächsten Angehörigen erfahren? So gehören zur rechten Auswahl besonders die Menschen, die Wirklichkeitswillen haben, die von innerster Natur „ehrlich“ sind und sein müssen, weil sie nicht anders können. Solche Ehrlichkeit in einem neuen Sinne, einem bio-logischen würde auch die Politik der Völker auf neuen Boden stellen nach der golden rule nach Treu und Glauben, nach dem alten Satz: Was Du nicht willst, daß Dich geschieht, das tu auch keinem andern nicht!

Krankheit ist Sünde — die überwiegende Mehrzahl der Krankheiten wachsen aus der Sünde hervor. Nur richtige Einstellung zum Leben und richtige Auslese zur Fortführung des Geschlechtes kann sie eindämmen, kann die Summe des Leides verringern, aber nicht die Abwegigkeiten einer übertriebenen Sozialversicherung, die Versklavung der Menschen als Staatssäuglinge, die aus seinen Brüsten die verwässerte Milch einer allgemeinen Humanitätsseligkeit saugen. Ich schließe mit den Worten, die Prinzhorn[17] so vorzüglich formuliert hat, daß sich weitere Worte erübrigen, da sie an Menschen gerichtet wären, die für die Zukunft des Menschengeschlechtes unbeachtliche Faktoren sind.

„1. Es gibt Menschen, die wir bedauern, weil ihre wirtschaftliche Existenz kümmerlich ist.

2. Es gibt andere Menschen, die beneidet werden, weil sie „besser gestellt“ sind.

3. Die Menschheit schreitet ständig fort vom kümmerlichen zum besseren Dasein.

4. Je besser wir also möglichst viele Einzelne stellen, desto mehr beschleunigen wir den Fortschritt der Menschheit auf ein glückliches, zufriedenes Leben hin.

Das Gegenteil dieser Glücksutopie springt uns täglich von allen Seiten in die Augen: Unzufriedenheit, Neid, Gehässigkeit und Eigennutz steigern sich fortwährend.“ Sapienti sat. Gehen wir an die Arbeit, um mit zu helfen an dem großen Hahn zu drehen, aus dem die Flut des Elends fließt, jeder an seinem Platz und nach seinen Gaben. Im Anfang war die Tat und nicht der faule Wechsel auf die Zukunft, den alle Fortschrittsideologen unter großem Geschrei überall präsentieren. Tragt wieder Arbeitsheiligung ins Leben, Heiligkeit und Heiligung der Liebe, denn sie ist das größte und tiefste Geheimnis des Menschenlebens. In ihr schlummert die stärkste Kraft im Kampfe gegen die Sünde als Krankheitsbedingung, der sicherste Weg zur Verwirklichung des alten Spruches: Mens sana, in corpore sano!

17) Prinzhorn: Zur Psychologie der Sozialversicherten. Ärztliche Mitteilungen, Sept./Okt. 1930.

Literarische Rundschau

Bücher aus dem burgundischen Kreise

Die wirre Schlußzeit des 15. Jahrhunderts, deren Kernbegebenheit das Aufleuchten und Erlöschen der burgundischen Großmacht war, erhält ihren politischen Sinn vom Entstehen der habsburgischen Weltmacht und der hierdurch hervorgerufenen Erneuerung des französisch-deutschen Gegensatzes. Zeitwende war damals wie heute, drum lockt es nachdenkliche Geister, unsere Gegenwart gerade in dieser Vorzeit zu spiegeln, und unter dieser Voraussetzung verzeihe man uns das Ungewöhnliche, in einem Atemzuge eine Dichtung und ein wissenschaftliches Werk zu besprechen: die erstgenannte erzählt die Kristallisation der burgundischen Macht um Habsburg, das andere Buch behandelt die Hauptperson, durch die die Kristallisation der spanischen Reiche um die habsburgisch-burgundische Macht stattfand.

Werner Bergengruens „Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal" (München 1930, Drei Masken-Verlag) nennt sich einen Roman, verhält sich aber zu einem wirklichen wie die Stenographie zur Schrift oder eine im Luftschiff überflogene Landschaft zu einer durchwanderten. Zwar trauen wir Bergengruen die Fähigkeit zu, uns — wie etwa Stucken in seinen „weißen Göttern" — ganz in die Welt seines Werkes zu bannen und für zeitlebens in ihr zu behalten, doch wären hierzu 3000, nicht 300 Seiten erforderlich gewesen. So werden wir durchgepeitscht und sind wieder draußen — woran nicht der Verfasser schuld ist, sondern die Zeit, die sich zum Lesen keine Zeit nimmt. Dennoch ist das Werk auch künstlerisch beträchtlich. Seine vielen Personen sind zwar Andeutungen, die eine jede einen Namen tragen, doch treffen diese Andeutungen so das Wesentliche, daß der Leser ihnen unwillkürlich aus sich heraus die Vollgestalt gibt; dazu fahren und blitzen sie über ihr Tatenfeld weg von den richtigsten Ausgangspunkten aus und in richtigsten Bewegungen. Wie jemand, der die damalige Geschichte nicht kennt, das Buch auffassen würde, entzieht sich unserem Vermögen. Der Geschichtskundige bekleidet mit allem, was er über jene Personen weiß, die Bergengruenschen Figuren — und das steht ihnen. Das nun kommt von Bergengruens tiefem Verstehen und Deutenkönnen der Geschichte. Geschichtliche Wunder sind selten, doch mindestens zwei geschahen in jenen Jahren, und in seltenem Maße werden uns die beiden in Bergenguens Darstellung klar. Staaten und Herrscher quälen sich ab, und alles bleibt beim Alten; weil aber ein Berner Patrizier unter den anderen, der Herr Nikolaus v. Diesbach, sich statt für Burgund gegen Burgund entscheidet, geht Burgund unter und wird die Welt anders: das Wunder der kleinen Sprengpatrone. Das andere Wunder ist überhaupt wohl nur dem Dichter zugänglich; Ranke hat es geahnt, doch in seiner wissenschaftlichen Darstellung nicht aussprechen können: Kaiser Friedrich III., verdammt von Mit- wie Nachwelt wegen unbestreitbarer Tatenlosigkeit, zieht trotzdem alle Macht an sich und zeigt sich als Stifter der Habsburger Größe als gesegnet; das Wunder des Magneten. Schon um der Erfassung dieser zwei Wunder willen, ist das Buch, das zu lesen Genuß ist, bedeutend.

Ludwig Pfandls „Johanna die Wahnsinnige, ihr Leben, ihre Zeit, ihre Schuld" (Freiburg i. Br. 1930, Herder & Co.) enthält die Ergebnisse der Forschung über jene Fürstin, die durch ihre Ehe mit dem Erzherzog Philipp, dem Herrn der von Burgund ererbten Lande und Sohne Kaiser Maximilians, die spanische Erbschaft dem Hause Habsburg zuführte; als Philipp I. trug er mit Johanna die castilische Krone. Schon der Titel des Buches ergibt, daß es sich nur um eine Krankheitsgeschichte handelt; gerade sie stellt sich in ihrer Bedeu-

tung ebenbürtig der Krankengeschichte der Wasa in Wiegers „Erich XIV" (schwedisch) zur Seite. Johanna ist die Tochter des bedeutenden, obwohl „schuftigen" Ferdinand und der nie genug zu preisenden großen und edlen Isabel. Doch in der begabten und starken Mutter hat der Wahnsinn der portugiesischen Großmutter ein Glied übersprungen, und nachdem er Johannas Sohn Karl — Kaiser Karl V. — und ihren Enkel Philipp II. — die spanischen Könige zählen als Könige von Castilien fort — in Gestalt von Schwermut und mannigfachen Hemmungen beschattet, bricht er, von Inzucht gefördert, in Johannas Urenkel, in Don Carlos, abermals aus; wir lernen das Bild dieses abstoßenden Unglückswesens vom Helden Schillers trennen. Wie alle Werke Pfandls hat auch dieses das Verdienst, Spanisches vom einzig für Spanisches richtigen Standpunkt, nämlich von Spanien aus, zu betrachten. Da das Buch aber auch Außerspanisches betrifft, mag es diesem gegenüber nicht immer ganz gerecht sein. Daß Carl V. in Spanien ursprünglich ein Fremder war, wird in beachtlicher Weise dargetan; geistreich ist der Vergleich zwischen dem Antisemitismus der spanischen Inquisition und unserem heutigen; Kraft der Darstellung, unsentimentale Gesinnung zeichnen das Werk aus.

Otto Freiherr v. Taube.

Die Situation der deutschen Musik

1.

Es gehört zum Wesen unserer Zeit, daß wir immer wieder Situationen feststellen müssen. Bei einem gleichmäßigen, stetigen Fluß der Entwicklung war das nicht nötig; wohl traten neue Namen und Werke in den Gesichtskreis, aber die Situation einer Kunst veränderte sich nicht. Heute sieht es allenthalben anders aus, als vor einem oder zwei Jahren. Wenn wir nur bei der Kunst bleiben: seit dem Beginn der Bewegung, die vor etwa zwei Jahrzehnten eingesetzt hat und der wir auf allen Gebieten der Kunst tiefgreifende Umwälzungen verdanken, haben wir noch nie so viel Grund zu Zweifeln und zu pessimistischen Befürchtungen gehabt wie heute. Kennzeichnend für die Lage ist eine Reaktion, die alle produktiven und reproduktiven Erscheinungsformen der Kunst erfaßt. Es liegt nahe, sie nicht aus der Eigengesetzlichkeit einer künstlerischen Entwicklung, sondern aus der Gesamthaltung unseres geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebens zu begreifen.

Für die Erkenntnis der musikalischen Situation in Deutschland kommt noch eine Schwierigkeit hinzu. Die junge Musikbewegung hatte einen ausgesprochen internationalen Charakter. Arnold Schönberg, den man vielleicht als den einzigen Revolutionär der neuen Musik bezeichnen könnte, erlebte als Fünfzigjähriger die Genugtuung, daß die musikalische Sprache, um deren Schaffung er zäh und konzessionslos gekämpft hatte, vorübergehend zur Ausdrucksform einer ganzen Generation junger europäischer Musiker geworden war, in welcher der Deutsche Paul Hindemith, der Russe Strawinsky, der Ungar Bartók, der Italiener Casella, der Franzose Milhaud und der Engländer Bliß einander verstanden. Aber während die nun zwangläufig eintretende Beruhigung der künstlerischen Ausdrucksform in den andern Ländern mit einer auch politisch und soziologisch geklärten Situation zusammentraf, begegnet sie bei uns einer erregten, ungeheuer gespannten kulturpolitischen Lage. Hier liegt die Wurzel mancher Erscheinungen unserer heutigen Musik, die wir ohne diesen Zusammenhang kaum erkennen könnten, hier zugleich die Notwendigkeit, allgemein geistige und soziologische Perspektiven einzusetzen, um die Lage der deutschen Musik zu erkennen. Die Krise der alten Formen des Konzertlebens, besonders aber der Oper, die Lage der Rundfunkmusik, die Tendenz der Komponisten, einen aktiven und intensiven Zusammenhang mit den Verbrauchern ihrer Musik herzustellen, der Kampf zwischen dem Geschmacksbedürfnis einer großen Masse und einer geistigen Minderheit, schließlich die Kräfteverschiebung zwischen dem Musikleben Berlins und dem der mittleren und kleineren Städte — alle diese Zeichen liegen in einer Richtung.

2.

Es fehlen uns augenblicklich die großen musikalischen Sensationen. Die vier oder fünf Komponisten, in denen man die Führer der jungen europäischen Musik sehen kann, scheinen im Zeichen einer Atempause zu stehen. Hindemith hat nach seiner komischen Oper „Neues vom Tage" und nach seinem Badener „Lehrstück" (mit Worten von Brecht) nichts mehr geschrieben, was für seine Entwicklung bestimmend ist. Einmal von ihm geprägte Formen, wie das Bratschenkonzert oder das Konzert für Orchester, pflanzen sich gleichsam selbst bei ihm fort, ohne die Vitalität des Bratschenkonzerts zu erreichen. Er schreibt eine kleine Spielmusik für Kinder („Wir bauen eine neue Stadt") und experimentiert mit neuen technischen Möglichkeiten: mit der Schallplatte, bei der er (ähnlich wie Toch) durch Überblenden, Kombinieren und Montieren verschiedenartigster Klangbilder neue Wirkungen erreicht, mit dem Hörspiel, für das er musikalische Gesetze sucht, mit Dr. Trautweins elektrischem Musikinstrument. Das war die Situation in der „Neuen Musik Berlin 1930", die an die Stelle der früheren Donaueschinger, dann Baden-Badener Kammermusikwochen getreten ist.

Strawinsky lebte in einem Kreise von Literaten und Ästheten in Paris. Er lebt, seit dem „Oedipus rex", der sich immer mehr als ein Markstein in der Entwicklung der neueren Oper darstellt, in die Klangwelt des 19. Jahrhunderts zurückgezogen. Er schreibt eine überfeine, pointenreiche, seine Hand in jedem Takte verratende Musik, deren Substanz in Tschaikowsky verwurzelt bleibt. Außerordentlich kompliziert und ästhetisch unendlich reizvoll, hat seine Musik („Apollon Musagètes" und „Der Kuß der Fee") jene ursprüngliche Kraft verloren, die in der „Geschichte vom Soldaten" und im „Oedipus rex" absolut bezwang. Auch Strawinsky hat sein Interesse sehr stark der Schallplatte zugewandt.

Béla Bartók, der unbestrittene Führer der ungarischen Musik, hatte vor zwei Jahren in seinem Klavierkonzert und der Klaviersonate einen reifen und geklärten Stil gefunden, in dem die Elemente der Volksmusik, abgelöst von ihrer alten, ursprünglichen Kraft, aufs höchste vergeistigt und sublimiert erschienen. Dann überraschten die beiden Streichquartette, nicht nur durch die souveräne, alles, was Bartók vorher geschrieben hatte, überragende Meisterschaft ihrer Faktur, sondern auch durch ihre synthetische Kraft, welche den ganzen Entwicklungsraum der neuen Musik von Schönbergs abstrakter Spekulation bis zum stampfenden Rhythmus der ungarischen Bauerntänze verschmolz. Dieser Hochstand des Schaffens mußte eine Atempause bedingen: die beiden Violinrhapsodien und die neuen Klavierstücke sind sekundäre, unpersönlichere Arbeiten.

3.

Wenn wir diesen kurzen Bericht über Hindemith, Strawinsky und Bartók vorwegnehmen, so sollte er nicht als Beitrag zur Monographie dieser Komponisten, sondern zur Feststellung einer allgemeinen Lage angesehen werden. Die für diese drei Musiker charakteristische gemeinsame Entwicklungslinie führte über stilistische Vorstöße von größter Tragweite zu einer notwendigen Atempause, in der sich vielleicht neue Kräfte sammeln. Die Zeit kennt diese Atempause nicht. Das Publikum, das ständig neue Sensationen fordert, wird unsicher. Mitläufer und Gegner der neuen Musik drängen an die Oberfläche. Schlagworte werden geprägt, um eine Leere zu verdecken.

Die „neue Sachlichkeit" der „Gebrauchsmusik" scheint überlebt. Was hinter der gefährlichen Inhaltlosigkeit dieser Schlagworte stand, war ein Symptom der Entwicklung. Die neue Musik drängte von der übersteigerten Subjektivität, von der Einseitigkeit eines überspitzten l'art pour l'art-Prinzips zur Verständlichkeit und Darstellbarkeit. Sie suchte den Anschluß an die Bedürfnisse der Verbraucher, auf die sie vorher nicht die mindeste Rücksicht genommen hatte und die diese Vernachlässigung durch vollendete Gleichgültigkeit quittierten. Aber es war nicht nur verlegerische Rührigkeit, die den Typus einer neuen Hausmusik prägte: die Krise des Schaffenden war allmählich zu einer Krise des Hörers geworden. Die Entwicklungswelle der jungen Musik hatte unzählige Menschen ergriffen, angezogen oder abgestoßen, die vorher gleichgültig abseits gestanden hatten.

Hier setzte Hindemith mit seinem „Lehrstück" an, das, wie er im Vorwort schreibt, „nicht zur Verwendung in Theater- und Konzertaufführungen gedacht ist, bei der einige durch ihre Produktionen eine Menge belustigen oder erbauen". Es habe vielmehr den Zweck, „alle Anwesenden an der Ausführung eines Werkes zu beteiligen". Es

handelt sich bei diesem Versuch nicht um ein neues Einzelwerk Hindemiths, sondern um einen neuen Typus der Musik. Das Experiment wurde nachgeahmt; wir erlebten in diesem Jahre eine Reihe solcher „Lehrstücke" von unterschiedlichem Wert. Das Prinzip wurde weiter ausgebaut; es entstanden Stücke, die ausgesprochen für Kinder oder für Schulen geschrieben waren. Sie verbanden sich mit den, besonders in der Klaviermusik, gemachten Versuchen, neue Musik in den Unterricht und in das Haus hineinzutragen und wieder „Kinderstücke" zu schreiben, wie das Strawinsky und Bartók von veränderten Grundlagen aus längst getan hatten. Wenn diese ganze Entwicklung nicht nur zu einer Verbreiterung und damit auch notwendigerweise zu einer Verflachung führte, sondern der jungen Musik einen starken Auftrieb zu geben imstande war, so ist dies in der Hauptsache der Erfolg der Schuloper Kurt Weills „Der Jasager".

Ich habe absichtlich nicht über Weill im Zusammenhang mit den andern Komponisten gesprochen. Denn es handelt sich nicht so sehr um die Entwicklung des Musikers, der, aus dem Kreise Busonis kommend, einen ganz eigenen, lebendigen, außerordentlich aggressiven Stil gewonnen hatte. Sondern Weill als Musiker, als Komponist der „Dreigroschenoper", die Brecht aus alten Motiven der englischen Bettleroper neugestaltet hatte, ist mehr Vertreter einer Idee als einer Musik. Wir stehen hier an einer Grenzlage der Entwicklung: die Musik ist bei Weill nicht mehr um ihrer selbst willen da, sondern gewinnt ihren Sinn überhaupt nur als Verkörperung einer Idee, im Zusammenhang mit einem Text. Auch zum „Jasager" hat Brecht den Text geschrieben, eine einfache Handlung von holzschnittartiger Kraft und Härte, ohne den leisesten Anflug einer psychologischen Begründung. Weill gibt diesem Text eine musikalische Form, die ihm nicht das geringste von seinem Übergewicht nimmt, sich ihm aber dennoch suggestiv anpaßt. Die vom Berliner „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" veranstaltete Aufführung wurde vom Dirigenten und ersten Sänger bis zum letzten Mitglied des Chors oder des kleinen Orchesters von Schülern bestritten: hier war zum erstenmal ein verheißungsvoller Einklang zwischen der jungen Musik und dem Willen einer neuen Generation spürbar, nicht Steigerung einer Einzelleistung, sondern aktive Gemeinschaft im Erarbeiten des Werkes.

4.

Die Verbreiterung der Basis bedingte eine Vereinfachung der Darstellungsmittel. Man mußte einer komplizierten Polyphonie, einer Überspannung der harmonischen und klanglichen Bildungen aus dem Wege gehen, nicht nur, um die Musik auf die Basis einer breitesten Darstellungsmöglichkeit zu rücken, sondern auch, um sie in Einklang mit ihrer Idee zu bringen. Hier erscheint, oberflächlicher noch als die vorher geprägten, das Schlagwort von der „Rückkehr zur Tonalität". Sie öffnet denjenigen das Tor, die unbekümmert um jede Entwicklung im Stil der ausgehenden Romantik weiterkomponierten, ebenso wie einem Kreise der Jüngeren, der in bewußter Opposition zur Gegenwart stand. Denn es gibt gerade heute wieder junge Musiker, die so komponieren, als ob sich in den letzten zwanzig Jahren nichts ereignet hätte. Ihre Musik findet einen Widerhall bei denjenigen, die noch immer allem Neuen mit böswilliger Ablehnung gegenüberstehen. Dies ist die Stelle, an der die Reaktionsbewegung unserer Zeit weiteste Kreise erfaßt. Es wird in den Opernhäusern eine „zeitgenössische" Musik herausgestellt, die ihrer Gesinnung nach mit unserm Empfinden nicht das geringste zu tun hat. Sie kann sich halten, weil ein Publikum da ist, das sie sucht, weil es heute immer stärker der Verbraucher ist, der den Gang der Handlung erzwingt. Die Volksbühnenhörer verlangen die Absetzung nicht nur eines Werkes wie Hindemiths „Neues vom Tage", was man verstehen könnte, sondern von Strawinskys „Geschichte vom Soldaten". Warum? Weil sie in dieser Oper keine schönen Stimmen hören und keine schönen Dekorationen sehen. Die Rundfunkhörer protestieren gegen neue Musik in den Programmen. Sie tun es nicht nur passiv, wie Furtwänglers Abonnentenpublikum, sondern sie üben einen aktiven Druck auf die Sendegesellschaften aus. Die Krolloper, das einzige unter den Berliner Operninstituten, das der Entwicklung der Zeit verbunden war, wird geschlossen. Die Lindenoper bleibt einstweilen noch Träger des repräsentativ-gesellschaftlichen Theaters, während die Städtische Oper auf eine immer tiefere Stufe der Mittelmäßigkeit herabsinkt. Der Tonfilm, ein Land wahrhaft unbegrenzter Möglichkeiten, ist in den Händen tüchtiger Geschäftsleute längst zu einem Artikel geworden, der mit Kunst nur noch in seltenen Fällen etwas zu tun hat. In der Schallplatte kämpft eine

geistige Minderheit um ihre Rechte; nur vereinzelt dämmert die Erkenntnis, daß sie nicht nur ein Massenartikel, sondern auch schließlich noch ein Kulturwert ist.

Alle diese Fragen sollten hier nur gestreift werden. Einzelne Probleme wie die Oper, die mechanische Musik, die Musik für Kinder und Schulen müßten in besonderen Zusammenhängen untersucht werden. Hier war nur ein Entwicklungsweg aufzuzeigen, von dem aus das Gesicht unserer heutigen Musik vielleicht zu erkennen ist: zu erkennen nicht nur als Produkt einer stilistischen Entwicklung, sondern auch als Begegnung mit den tieferen soziologischen Zusammenhängen, deren krisenhafte Zuspitzung die heutige Lage wesentlich bestimmt.

Hans Mersmann.

Politische Rundschau

Das abgelaufene Jahr 1930 brachte eine Fülle von außenpolitischen Ereignissen. Soll man sie in eine Bilanz einordnen, soll man Werte und Gegenwerte in einem summarischen Verfahren einsetzen? Es wäre verlockend, so zu bilanzieren, allerdings nur dann, wenn wir uns auf den Standpunkt des reinen Historikers stellen würden, der ganz objektiv wertet. Wir halten es für besser, in der lebendigen Entwicklung zu bleiben, und wollen uns deshalb darauf beschränken, die großen Linien festzuhalten und festzustellen, wohin sie abgewichen sind.

Zunächst unsere Beziehungen zu den Westmächten! Das Jahr 1930 begann mit der II. Haager Konferenz, die uns den arg verstümmelten Young-Plan brachte. Er ist so, wie ihn die Politik in die Praxis umsetzte, eine Keimzelle größter internationaler Schwierigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet geworden. Deutschland, zu schwer belastet, fällt als Abnehmer für das Ausland mehr und mehr aus. Diese Erkenntnis ist jetzt auch im Ausland so allgemein geworden, daß es uns notwendig erscheint, nun einmal von fachmännischer Seite den ziffernmäßigen Nachweis zu führen, daß die gegenwärtige Krise der Weltwirtschaft die Bezeichnung „Reparationskrise" viel eher verdient als den Namen „Rohstoffkrise" schlechthin. Wir dürfen uns durch das Schlagwort „Preisrevolution" nicht von der klaren Erkenntnis abdrängen lassen, daß die deutsche Reparationsnot die Keimzelle der großen Krise ist. Gewiß spielen russisches Dumping und Agrarkrise in den Überseeländern ihre die Krise stark beeinflussende Rolle. Ihr Kernpunkt liegt jedoch darin, daß der normale Warenaustausch durch das Young-System gestört worden ist und Valutazahlungen erfolgen, die keine Gegenleistung in Waren erfahren. In dem weitverzweigten System der Weltwirtschaft ist es nicht immer leicht, Ursache und Wirkung klar zu erkennen. Deswegen haben wir die Pflicht, ihre Zusammenhänge einmal wissenschaftlich herauszuarbeiten. Dann werden in die Revisionsfront auch die Länder einschwenken müssen, die sich jetzt noch allen wirtschaftlichen Erwägungen verschließen, weil es immer angenehm ist, andere für sich zahlen zu lassen.

Nach Annahme des Young-Planes kam die Rheinlandräumung. Die Annahme, daß eine weitere Entspannung der deutsch-französischen Beziehungen ihre natürliche Folge sein würde, war leider irrig. Wir sagen mit Absicht „leider", selbst auf die Gefahr hin, als Utopisten zu erscheinen. Wir halten nach wie vor eine fortschreitende Bereinigung unserer wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu Frankreich für eine Notwendigkeit. Eine in dieser Richtung geführte deutsche Politik erfordert allerdings, soll sie richtig laufen, eine meisterhafte Führung. Soll man aber, weil sie in Berlin nicht vorhanden ist, eine nützliche Politik deswegen aufgeben? Eine wachsame Nation würde in einem solchen Fall die Führer wechseln, nicht aber das politische System ändern.

Nun ist dieses System der deutsch-französischen Verständigung allerdings nicht so einfach, um als politisches Schlagwort die beiden Nachbarländer zu bewegen. Im Reich hat man im letzten Jahr immer nur die unmittelbar deutsch-französischen Fragen gesehen, die Beziehungen zwischen den beiden Völkern als eine Art Sonderkomplex betrachtet. Es ist kein Wunder,

daß nach Abzug einer militärischen Besetzung, die politische Aufgaben zu lösen hatte, eine nationale Begeisterung aufkam, die auch für Frankreich nichts Außergewöhnliches bedeutete. Das Echo in Frankreich war zum Teil markiert stark. In Paris sieht man aber die Dinge nicht nur als deutsch-französische, sondern als deutsch-russisch-französische Fragen. Hier liegt der Kernpunkt unserer Beziehungen nach dem Westen, hier hätte unserer Meinung nach eine Erörterung nach der Rheinlandräumung einsetzen müssen, sollten uns die Rückschläge der letzten Monate erspart bleiben. Deutschlands Wirtschaft verlangt dringend nach ruhiger Entwicklung, jeder Stoß von der Politik her erzeugt Erschütterungen, denen immer neue Firmen zum Opfer fallen. Diese Erschütterungen waren aber deswegen besonders störend, weil sie von keiner ruhig arbeitenden Führung abgefangen wurden. Wir hatten 1930 keinen außenpolitischen Kurs, schwankten hin und her und gaben im unrichtigen Augenblick nach dem Osten hin viel zu weit nach.

Wir sind weit davon entfernt, einer einseitigen Westorientierung hier das Wort zu reden. Was wir aber nach der russischen Seite hin an Nachgiebigkeit und Kurzsichtigkeit gezeigt haben, wird sich noch als schwere Fehlerquelle erweisen. Es scheint uns an der Zeit zu sein, einmal nüchtern zu prüfen, ob denn die wirtschaftlichen Hoffnungen, die man an Rapallo knüpfte, eingetreten sind? Mit einem klaren Ja kann die Frage bestimmt nicht beantwortet werden, nicht einmal ein sehr zögerndes „Vielleicht" scheint uns auszureichen. Und haben wir etwa politische Vorteile eingehandelt? Wir mußten für die Rolle des Steigbügelhalters teures Lehrgeld zahlen und finden Stalin doch nicht in der Kombination einer Hilfsstellung. Im deutschen Reichstag ist hierüber oft genug gesprochen worden, nur haben die Debatten dort leider unsachliche oder polemische Form angenommen, ohne zu positiven Vorschlägen auszureifen.

Bekanntlich ist das Reich in der Frage des russischen Dumpings nicht mit den Westmächten gegangen, sondern sofort seinem Rapallo-Partner beigesprungen. Eine Gegenleistung vermissen wir bis heute. Während sich andere Länder, wie in letzter Zeit noch England, sehr energisch die russischen Einmischungen in die inneren Verhältnisse verbaten, hat das Deutsche Reich doch nur sehr schwach reagiert, wenn gar zu eklatante Fälle die deutsche Presse einmal in Erregung versetzten.

In Deutschland gibt es nur wenig politische Traditionen. Diese werden um so eifriger gepflegt. Zu ihnen gehört die Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zum russischen Volk. Wer nun einmal die Beziehungen zum Bolschewismus nur leise antippt, der gerät leicht in den Verdacht, diese Pflege von Volksbeziehungen stören zu wollen. Wir sind davon weit entfernt, gerade weil wir sie in einer zukünftigen Entwicklung berücksichtigen wollen, haben wir einmal Deutschlands Beziehungen zum Regime Stalin kritisch betrachtet. Sie wurden im Jahre 1930 nicht besser, haben uns im Westen nur Mißtrauen eingebracht und keinen Vorteil geboten. War es dann aber richtig, dafür in Paris eine Abkühlung zu provozieren? Wir meinen, Leistung und Gegenleistung müssen doch auch in der großen Politik das Motiv für Entscheidungen sein. Diese aber sollten bald getroffen werden, bevor sich Kombinationen verschütten, die uns helfen können. Von der in Rußland so gern an die Wand gemalten Intervention der Westmächte oder gar einer Beteiligung Deutschlands an einer solchen Aktion kann natürlich keine Rede sein. Was aber geschehen müßte, längst schon hätte geschehen sollen, ist eine Wiederherstellung der Gegenseitigkeit im Verhältnis Berlin—Moskau, wobei wir Unterhaltungen mit dem Westen nicht zu scheuen haben würden. Sie würden sogar fruchtbar sein, wenn das russische Dumping, das uns schwer schädigt, unmöglich gemacht werden würde.

Denn ohne dieses Dumping kämen die Fehlinvestitionen für den Fünf-Jahresplan in Rußland ans Tageslicht. Das wäre nur heilsam und würde ein System ad absurdum führen, das Rußland und uns schadet.

Wir denken nicht an Anbiederung in Paris. Wenn jedoch seriöse französische Politiker Deutschland konkrete Fragen nach dem Nutzeffekt der sogenannten deutschen Ostpolitik stellen, dann scheint es uns an der Zeit, sie zu beantworten und Wege zur Wiederbefruchtung von Beziehungen zu suchen, die uns nützlich waren.

Nun wird man die Entwaffnungsfrage und die Reparationsleistungen als Hindernismoment anführen. Wir sind uns über die Abrüstungskomödie klar und kennen die französische Geldgier. Die Reparationsfrage hat keine spezifisch deutsch-französische Seite, hier

steht uns eine Gläubigergemeinschaft gegenüber. Uns scheint es trotzdem nützlich zu sein, in Einzelverhandlungen einzutreten und gerade dann Paris nicht zu übersehen, wie es bisher manchmal geschah.

Es liegen mancherlei Schwierigkeiten auf dem Weg zwischen Berlin und Paris. Da ragen Dinge in einen eng gelagerten Raum von außen herein, die in anderen Ebenen zu liegen scheinen. Und doch sind sie verwoben und verflochten, nicht zu übersehen, wenn das Blickfeld abgetastet wird. Dies am Ende eines Krisenjahres einmal zu tun, selbst wenn wir uns unpopulär machen sollten, schien uns notwendig, damit in Zukunft Fehler vermieden werden und eine Entspannung von dort her eingeleitet werden könnte, wo sie ohne eigene Opfer zu ermöglichen ist.

Über unser Verhältnis zu Polen haben wir nicht viel zu sagen. Die deutsche Beschwerdeschrift an den Völkerbundrat enthält so erschütternde Einzelheiten über die Mißhandlungen von Deutschen, daß kein Wort der Entrüstung stark genug sein kann. Die letzten Künste der polnischen Diktatur haben überzeugend bewiesen, daß der Rechtsschutz der deutschen Minderheit zu schwach ist und daß Polen unsere Sicherheit im Osten ständig bedroht. Wird hier nicht mit allem Nachdruck Abhilfe gefordert, dann wird Europa nie zum Frieden kommen. Zu fordern ist eine Verbesserung des Schutzverfahrens für die Minderheiten in Polen, eine Besichtigung an Ort und Stelle durch eine Völkerbunddelegation mit Calonder an der Spitze und Wiedergutmachung des vollen Schadens für alle Minderheiten in Polen unter Garantie eines Völkerbundskommissars, der die einzelnen Fälle zu prüfen und auf polnische Kosten zu regeln hätte. Wird der „Verband der Aufständischen“ in Ost-Oberschlesien nicht aufgelöst, dann ist eine Investigation gegen Polen zu verlangen, da der „Verband der Aufständischen“ unter dem Ehrenpräsidium des Wojwoden Grezinski den Frieden Europas bedroht. Der polnische Kampfruf heißt „Auf zur Oder!“ Wenn die Welt, auch nach Bekanntwerden der Mißhandlungen der polnischen Abgeordneten in Brest-Litowsk, durch uns nicht immer wieder auf die Gefahren im nahen Osten hingewiesen und Revision des Fehlspruches von Versailles gefordert wird, dann können Zustände im Grenzgebiet unvermeidlich werden, die mit einer Ratstagung nicht mehr zu bewältigen sind.

Im Januar wird in Genf die Paneuropakommission zusammentreten. Hier soll eine Idee in die Rüstkammer der französisch inspirierten Diplomatie hinübergerettet werden, die unsererseits mit aller Vorsicht zu behandeln ist. Das Jahr 1930 hat uns manche Enttäuschung gebracht, aus der wir für die Zukunft lernen können. Hoffentlich werden wir die praktische Folgerung ziehen, daß ein Schlagwort geeignet sein kann, versteckten politischen Zielen näher zu kommen.

Zum Schluß noch eine Betrachtung über die Fortschritte der Revision von Versailles. Manche wollen sie sehen, wir sind nicht der Meinung, daß hier Fortschritte gemacht wurden. Wir sehen noch keine Front der Revisionisten und Antirevisionisten. Wir können nur feststellen, daß alle Nutznießer von Versailles darauf bedacht sind, ihre Pfründe zu hüten. Damit müssen wir rechnen, darum sollten wir auch keine Revision fordern. Was wir aber in nächsten Jahre anstreben müssen, ist eine Anpassung des Versailler Systems an die Bedürfnisse des europäischen Völkerlebens. In Deutschland und in anderen Ländern sind Volkskräfte erwacht, die sich nicht mehr abdrängen lassen. Eine neue Dynamik hat eingesetzt. Was Deutschland auch im Jahr 1930 für die anderen geleistet hat, bedarf endlich der praktischen Anerkennung. Frankreich hat früher gezögert, den Tatsachen Rechnung zu tragen, und ist nur langsam der Entwicklung im Reiche mit seiner eigenen politischen Einstellung gefolgt. Hoffentlich läßt es überflüssige Erwägungen beiseite und findet den Weg zur Anpassung der Verträge an die Wirklichkeit zur rechten Zeit.

Reinoldus.

Literarische Notizen

Alfons Paquet. Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Ein Roman ohne Helden. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Dieses Buch, das seltsamerweise als Roman bezeichnet ist, entfaltet die schönsten Eigenheiten des Dichters und Publizisten Alfons Paquet. Es ist ein Reisebuch, der phantastisch bilderreiche Film einer Weltfahrt durch das letzte Vierteljahrhundert hindurch. Sie beginnt im alten Rußland und führt zunächst über Sibirien mit seinen rapid emporwachsenden jungen Handelsstädten in den Randgebieten in das erwachende Ostasien. In der Enge des Krieges nimmt es mit auf Ausflüge nach Wien, „die weströstliche Stadt", in die deutschen Etappen- und Frontabschnitte Polens und im Baltikum, in die neutralen Länder Skandinaviens, nach Finnland und in das Moskau der Revolution. Dann geht die Wanderung weiter über Rom nach den Stätten alter Kultur in Griechenland, der Türkei, Syrien, Palästina. Mit einem Sprung über die Stadt des Völkerbundes und die Hauptstadt des britischen Weltreichs wendet sich das Buch schließlich zur Heimkehr in das schaffende Deutschland und die werdende Zukunft am Rhein. Die zeitliche Spannweite reicht vom russisch-japanischen Krieg bis zum Völkerbund.

Ein europäischer Mensch, der die Städte liebt, ein Landkartenfresser, der viele gesehen hat und dem sie, wie er sagt, „bleibender, wichtiger als Staaten" sind, begibt sich unter die Völker der entscheidungsvollen Länder des Ostens. Nicht als Gelehrter oder Reporter und doch mit dem Rüstzeug beider. Ein Dichter ist unterwegs mit einer universellen Wissensmenge, begabt mit der lyrischen Gewalt des Wortes und der Kraft, Erlebtes durch Anschauung zu gestalten und in schöpferische Vision zu spannen. In wenigen Sätzen ersteht das Typische von Landschaften, Städten, Menschenarten. Paquet saugt sich voll mit den Einzelheiten seiner Wahrnehmungen, aus der berichtmäßigen Aufzählung züngeln Gedanken geopolitischer, soziologischer, kulturkritischer, städte- und verkehrstechnischer Art, aber mit nichts weiter als einem leidenschaftlichen Herzen drängt er in den Mittelpunkt der geistigen Bewegungen und an die Quellen des Herzens, stößt er empor ins Überdingliche und Unbedingte. In jedem Augenblick ist ihm das Ganze in seinen vielfältigen Teilchen und Abwandlungen, seinen kleinen und großen Zusammenhängen vor Augen. Rationales und Irrationales durchschneiden sich fortgesetzt in ihm. Kühn und fessellos ist seine Überschwenglichkeit im Ein- und Überschätzen, im Weiterführen und Zuendeführen von Phänomenen. Er taucht unter in den Tatsachen, aber ist wie an einen Ballon an Fragen des Glaubens und der Menschheitssehnsucht gebunden. Ein selbstloser Zuschauer, ein voraussetzungslos Schauender, der von seinen frommen Eltern gelernt hat, in der Welt, doch nicht von der Welt zu sein, voll Durst nach den rotierenden Strömungen der Welt, ganz gegenwärtig, in ständiger Erwartung und ständiger Bereitschaft, Werdendes und Kommendes aufzuspüren, voll einer fast naseweisen Rührigkeit, einer jünglingshaften Frische des Aufnehmens und verzücktem Eifer, ist er ein Abgesandter jenes Geistes der Menschenliebe, des Strebens nach Vollkommenheit und der Gewissensübung, der den Menschen erst zum Menschen macht.

Ein Roman ist das Buch freilich keineswegs. Ein Roman ohne Held ist ein Roman ohne Vordergrund, ein Rumpf ohne Kopf. Für Paquet jedoch ist der Einfall dieses Titels bezeichnend: für seine Neigung zum Konstruktiven, zum Mystifizieren und für seine Unterordnung des Einzelmenschlichen unter das Weltgeschehen und das Sachliche. „Der Fremde" heißt das erste Wort seiner „Erzählungen an Bord", und die Gestalten seiner Dichtungen sind allesamt Verlassene unter den Vielen oder Kameraden in der Masse. Die Hintergründe sind ihm wichtiger als die Menschenschicksale selber: im „Kamerad Fleming" ist es das Paris der Ferrer-Unruhen (der Roman löst sich auf in Schilderungen der Stadt); in den „Prophezeiungen" ist es die innere Weltumwälzung nach dem Kriege und die russische Revolution; in den Dramen sind es revolu-

tionäre Vorgänge in Amerika und in Rußland. Genau betrachtet, stellt sich das Buch „Städte, Landschaften und ewige Bewegung" dar als eine Zusammenfassung von Reiseberichten. Bruchstücke aus den schönen Reisebüchern „Li oder Im neuen Osten", „In Palästina" und „Delphische Wanderung" sind darin zusammenschmolzen mit gelegentlichen anderweitigen Veröffentlichungen, neugegliedert und einheitlich redigiert. Es war wohl kein glücklicher Gedanke, einen Sinn in das Buch hineinzuverlegen, der nicht ohne weiteres da, fast eine Irreführung ist und nur ein erster äußerer Anreiz sein konnte. Denn nun stehen die Dinge nicht mehr ungestört für sich da, als was sie sind: nämlich wunderbar scharf profilierte Landschaftsporträts, durchseelte Essais, die Eindrücke und Erlebnisse dichterisch wiedererzeugen.

Wie der Dichter das Buch gemeint hat, ist es der Hintergrund des Epos seines eigenen Lebens. Daß dieses in diesen Tagen schon fünfzig Jahre zählt, wird der mit der Persönlichkeit Paquets Nichtvertraute kaum vermuten (er ist am 26. Januar 1881 in Wiesbaden geboren), so beweglich und unverbraucht wirkt es in seiner ganzen Erscheinung. Es ist ein ungemein fruchtbares Leben, ausgefüllt mit wissenschaftlicher Arbeit, publizistischer und dichterischer Wirksamkeit. Es ist ein Leben auf Reisen, und sein dichterischer Niederschlag streift immer wieder mit ungewohnten Massen über die Erde hinweg, auch in seinen lyrischen Büchern, mit denen der eigenartige Versuch geographischer Gedichte unternommen ist. Ein ausgeprägter Expansionsdrang und sein Verantwortlichkeitsgefühl treiben Paquet häufig zur Teilnahme an internationalen Kongressen, er hat namhafte Freunde in allen Erdteilen, und man schätzt ihn im Ausland als einen der hervorragendsten deutschen Schriftsteller der Gegenwart. Seine Popularität in Deutschland entspricht aber nicht dem Ansehen, das er im Ausland genießt. Die Eigenwilligkeit seiner Auseinandersetzungen vom „Kaisergedanken" bis zu „Rom oder Moskau", den „Neuen Ringen" und „Antwort des Rheines", der aus seiner pietistischen Herkunft erklärbare Gegensatz zwischen praktischer Vernunft und ausschweifender Religiosität, eine gewisse sektiererische Verranntheit und Zeichengläubigkeit erleichtern nicht den Weg zu ihm. Aber sein eigentliches Unglück ist, daß seine Bücher unter nicht weniger als sechzehn Verleger verzettelt sind! Jedenfalls verdient dieser schöpferisch reiche Dichter, der mit solch gläubigem Pathos einsteht für die Aufgabe des deutschen Geistes in der Welt, auch in seiner Heimat eine ausgedehntere Leserschaft.

Otto Doderer.

Johs. E. Heyde. Technik des wissenschaftlichen Arbeitens. Zeitgemäße Mittel und Verfahrungsweisen. Eine Anleitung, besonders für Studierende. Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt.

Dies Buch ist im besten Sinne „zeitgemäß", indem es die Mittel neuzeitlicher Arbeitstechnik für die Rationierung der so oft noch unzweckmäßigen und unwirtschaftlichen geistigen Arbeit nutzbar macht; es ist hervorgegangen aus einer von dem Verfasser als Hochschullehrer wirklich gefühlten Not unserer Studierenden, die heute so oft gar nicht in die wissenschaftliche Arbeitsweise eingeweiht werden können und die einfachsten Mittel der Literaturbeschaffung, Stoffsammlung und -behandlung, schriftlichen Gliederung und Darstellung nicht beherrschen lernen. Hier gibt Heyde in langer Praxis eigener wissenschaftlicher Arbeit bewährte, wertvolle Ratschläge. Auch die Anweisungen für die Anlage einer wissenschaftlichen Kartei mit ihren Vorzügen für eine einheitliche Behandlung aller Zettel, Auszüge, Zeitungsausschnitte und anderer Sammlungen sind ganz vortrefflich und können auch denen nützliche Winke geben, die in ihrer eigenen Arbeit bisher andere Verfahren angewandt haben.

Gdt. G.

Otto Michel. Der Weg zur Humanität. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg, Hermann Meister.

Diese Sammlung kurzer, offenbar bei verschiedenartigen Anlässen geschriebener Aufsätze, schließt sich dadurch zu einer inneren Einheit zusammen, daß jeder Gedankengang aus liebevoller Gläubigkeit an ein höheres Menschentum, aus unbeirrbarer Religiosität gewachsen ist. Das Beste aus der kleinen Sammlung sind die Aufsätze zu den Themen „Romantik" und „Sprache".

So warm und sympathisch die Gesinnung des Verfassers berührt, so wenig kann sich aber der Leser damit zufrieden geben, wenn ihm diese Gesinnung allzu häufig in Form bloßer gedanklicher Schwärmerei vorgesetzt wird. Wenn einem z. B. in dem Aufsatz „Ideale" versichert wird, daß nicht nur dem eigenen Volke sein Vaterland ein Ideal sei, sondern auch allen anderen

Völkern ihre verschiedenen Vaterländer, und daß hieraus die höhere Erkenntnis entspringen müsse, daß der Geist des Opfermuts berufen sei, den Völkern den Frieden zu bringen — so ist man etwas bestürzt über die Billigkeit einer solchen Erkenntnis. Der Geist des Friedens braucht heute stärkere Beschwörungen: nämlich die wirkliche Erkenntnis des Wesens der anderen Völker sowohl als des eigenen, und Taten, die dem Wesen der zu einigenden Völker entsprechen.

Kr.

Clemenceau spricht. Unterhaltungen mit seinem Sekretär Jean Martet. Berlin 1930, Ernst Rowohlt.

Aus den letzten Lebensjahren des greisen „Tigers" werden uns in anscheinend parlographischer Treue Gespräche vorgesetzt, in denen die ganze Streitlust und zugleich die Vielseitigkeit der Bildung dieses großen Franzosen zum Ausdruck kommt. Erinnerungen aus der Kommune und aus der Bewegung der Dreyfus-Zeit werden wach; Monet und Rodin, die Liebe zur klassischen Dichtung und zur Philosophie, die der Verfasser des „Demosthenes" und ähnlicher Bücher nie verloren hat, umrahmen das Bild des Kämpfers. Alles ist zweifellos hübsch erzählt, zum Teil trefflich verdeutscht — darüber hinaus aber erhebt sich die Frage, ob es wirklich nötig war, eine solche Übersetzung herauszubringen. Wer für Eigenart und Leben dieses „Helden" Verständnis gewinnen will, greift ohnehin zu der billigeren französischen Ausgabe. Dem Deutschen aber steht wirklich die eigene deutsche Geschichte, insbesondere ihrer jüngsten Vergangenheit, näher. Eine ernsthafte Beschäftigung mit ihr, die gerade die Überlastung des Büchermarktes wesentlich hindert, würde auch bei uns Helden und Heldentum finden, das heute lediglich unter dem Schutt der Tagesmeinungen ruht und der Entdeckung dringend bedarf.

P. W.

Auch für 1931 weist der „Deutsche Reichsbahn-Kalender", der im 5. Jahrgang steht, wiederum herausgegeben von dem tüchtigen Dr Hans Baumann (Leipzig, Konkordia-Verlag), ein eignes Gesicht auf. Die früheren Kalender standen unter den Leitgedanken „Die Reichsbahn in der Gütererzeugung", „Reichsbahn und Volk", „Reichsbahn und Wirtschaft". Der diesjährige Jahrgang trägt als Leitgedanken „Die Reichsbahn als Brücke zum Ausland". Sehr instruktiv werden die durch die Reichsbahn hergestellten Verbindungen zum Ausland in seinen Durchgangsbahnhöfen und den Durchgangshäfen in Bild und Wort dargestellt. Auch in diesem Jahre bringt der Kalender, wie immer, ausgezeichnete Aufnahmen deutscher Landschaft und auch technischer Schönheiten nach dem Grundsatz „Mit der Reichsbahn durch deutsche Lande". Wir geben dem Kalender für seine künftige Gestaltung nur einen Wunsch an die Hand: daß er sich entschließen möge, für jeden Tag ein einzelnes Blatt zu bringen und nicht drei Tage außer den Sonntagen zusammenzufassen. Die Mehrkosten würden durch die größere Verbreitungsmöglichkeit reichlich aufgewogen werden.

D. R.

Die Gandhi-Revolution. Herausgegeben von Fritz Diettrich. Mit Beiträgen von Paul Birnkoff u. a. Dresden, W. Jeß.

Von verschiedenen Seiten aus suchen diese Beiträge Persönlichkeit und Wirken des einen Mannes, der besser und eindringlicher als alle früheren Berichte die Zustände in Indien und das Erlebnis des indischen Volkes lebendig zu machen wußte, zu erhellen. Neben Gandhis eigener Verteidigungsrede vor dem britischen Gerichtshof sind Aufsätze deutscher und angelsächsischer Verehrer zusammengestellt, die alle freilich einseitig die großen politischen und sozialen Probleme des fernen Ostens vom Standpunkt der europäischen Friedensbewegung betrachten.

P. W.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Direktor Dr.-Ing. e. h. Max Haller, Berlin. — Geheimrat Professor Dr. Richard Fester, München. — Albrecht Schaeffer, Neubeuern am Inn. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Dr. Bruno E. Werner, Berlin. — Professor Dr. Verweyen, Bonn. — Dr. Gerhardt Giese, Rostock. — Dr. Eugen Diesel, Potsdam. — Hauptmann a. D. Rudolf Rötter, Berlin. — Professor Dr. Kulenkampff, Zwickau. — Professor Dr. Mersmann, Berlin.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)



Empfohlene Unterrichtsanstalten

Landerziehungsheim Zossen
bei **Berlin**, Bahnhofstraße 18

Oberrealschule, Realgymnasium. Freundl. Schülerheim in gesunder Lage. Kleine Klassen, beaufsichtigte Arbeitsstunden, gute Förderung schwacher Schüler. Sehr gesunde Lebensweise, Spiel, Sport, Wanderungen, gute Erholungsmöglichkeit für schwächliche Knaben. Sorgfältige Erziehung. Einige halbe Freistellen zu vergeben.
Dr. Frhr. v. Lützow.

Deutsch - englisches Töchterpensionat **WESTFALIA**

Dresden-Blasew. Tolkewitzer Straße 53 Geschäftsst. u. Auskunft

St. Leonards-on-Sea England Kuraufenthalt, Sprachunterricht

Freiburg i. Br., Wintererstraße 34. In schönstgelegener Villa am Schloßberg, dicht am Walde, find. 10—12 jg. Mdch. liebevolle Aufn. zur zeitgemäß. Weiterbildg. in Haush. u. wiss. Fächern. Gepr. Lehrerin i. Hause. Eintr. jederzeit. Beste Refer. Frau Dr. Krömmelbein.

Schloß Runkel a. d. Lahn. Töchterheim. Staatl. anerk. Haushaltungsschule für jg. Mädchen. Die Schule, gegr. 1892, hat seither über 1000 jg. Mdch. im bürg. Haush. ausgeb. Unterrichtsdauer 10 Mon. Juni u. Dezbr. Ferienmonate. Eröffn. d. Kurse 1. Juli u. 8. Jan. Penspr. monatl. 90 Mk. Prosp. u. Ausk. d. d. Vorsitzenden d. Kuratoriums: Dekan Meyer, Runkel/Lahn

---

Literarische

Michelmann. — Agathe von Siebo[ld] Johannes Brahms Jugendliebe. V[on] Emil Michelmann. 406 S. Stuttg[art] 1930, J. G. Cotta.

Minichthaler. — Heute ist diesem Ha[use] Heil widerfahren. Von Josef Mini[ch]thaler. 48 S. M. 0,40. München 19[30] Josef Müller.

Möndeberg-Kollmar. — Die neue M[är]chentruhe. Von Vilma Mönckeberg-Kollmar. Mit 4 farbigen Bildern u[nd] Schwarzweißzeichnungen von Hans Lan[g] 192 S. Oldenburg 1930, Gerhard Stalling.

Moog. — Hegel und die Hegelsche Schule. Von Willy Moog. 491 S. M. 10,5[0] Leinen M. 12,50. München 1930, Er[nst] Reinhardt.

Mukerdschi. — Der Herr der Herde. V[on] Dhan Gopal Mukerdschi. 197 S. M. 3,50, geb. M. 5,50. Frankfurt a. Ma[in] 1930. Rütten & Loening.

Moser. — Die Epochen der Musikgeschichte Im Überblick. Von Hans Joachim Moser. 202 S. M. 5,—, Leinen M. 7,— Stuttgart 1930, J. G. Cotta.

Naegele. — Tage mit Gott. Von Beda Naegele. 128 S. mit 15 Bildern. M. 3,60. München 1930, Josef Müller.

Neundörfer. — Haushalten. Von Kla[us] Neundörfer. 48 S. M. 1,20. König[stein] 1930, Der Eiserne Hammer.



...Skilaufen!

In einem der 163

Bergverlags-Skikurse

lernen Sie's auch! — 2 Wochen

Tirol, Arlberg, Schweiz
für 115 bis 185 Mark

Skihütte bis Grandhotel. Von Dezember bis Mai

Näheres im kostenlosen Skikursbuch DR

Bergverlag Rudolf Rother, München 19

NEUERSCHEINUNGEN 193

Wilhelm Schäfer, Der Hauptmann von Köpenick. Roman. Einmalige ungekürzte Volksausgabe. Leinen Mark 3.80. Reguläre Ausgabe Leinen Mark 6.—

Schalkhaft und ernst, derb und fein zugleich, hat Schäfer mit diesem Roman ein Volksbuch im tiefsten und wahrsten Sinn geschaffen. Ein Mann aus dem Volk, ein ostpreußischer Schuster wird auf seinem seltsamen Lebensweg begleitet. Die Breite des deutschen Lebens und der deutschen Landschaft flutet durch das Buch. Jeder politischen Spitze auf den Schelmenstreich von Köpenick bar, ist uns hier ein kerndeutsches, volkstümliches Buch geschenkt worden, wie es nicht schöner sein kann.

Paul Ernst: Erdachte Gespräche. In Leinen Mark 10.50

Ein ganz außerordentliches Buch. Nicht jeder Dichter hat das Format, die Großen des Weltgeschehens auftreten zu lassen. Hier stehen sie vor uns auf: Caesar, Lionardo, Kant, Goethe, Hebbel und viele andere, Sprecher ihrer selbst, Zeugen für und gegen sich, für und gegen das Geistige im Menschen, uns Kritik und Maßstab. Wen es dazu drängt, unsere Problematik an den geistigen Mächten der Vergangenheit zu messen, der möge zu diesem Buche greifen.

Hans Heinrich Ehrler: Die Frist. Erzählung. In Leinen Mark 4.80

Die innere Läuterung eines Menschen, der, im Bewußtsein, nur noch wenige Monate leben zu dürfen, die Welt mit anderen, tieferen Augen sieht. Ein einzigartiges Trostbuch von eindringlicher Klarheit und zarter Schönheit.

Richard von Schaukal: Gedanken. In Leinen Mark 6.—

Endlich der langersehnte Aphorismenband, der großen Schaukalgemeinde auf den Tisch gelegt. Eine geistige Kraft befruchtend und erziehend zugleich, die sich nutzbar zu machen für jeden Geistigen Gebot ist.

Fr. Reck-Malleczewen: Des Tieres Fall. (Das Schicksal einer Maschinerie.) Roman. In Leinen Mark 5.—

Ein apokalyptisches Bild vom kommenden Weltgeschehen, vom Zermalmen des Menschen im Wahnwitz zukünftiger Industrie, vom gigantischen Zusammenbruch der rasenden, technischen Entwicklung: Weltgericht des Amerikanismus, Verheißung des kommenden Jahrtausends.

Barbra Ring: Die Schwester aus Paris. Roman. In Leinen Mark 6.50, Kartoniert Mark 4.80

Im Mittelpunkt dieses Buches steht die prachtvolle, burschikose und bis zum Verbrechen hilfsbereite Schwester aus Paris, eine der lebendigsten und anziehendsten Frauengestalten, die Barbra Ring je gelungen sind.

E. G. Kolbenheyer: Stimme. Eine Samml... von Aufsätzen. Halbleinen Mark 6.80, Karton... Mark 5.20

In diesen Aufsätzen zeigt sich die ganze Bedeu... Kolbenheyers. Ein Rufer in die Zeit, nimmt er h... voll tiefem Verantwortungsbewußtsein zu allen w... sentlichen Problemen der Gegenwart in ungewöh... lich bedeutender Weise und mit aufbauender Kri... Stellung.

Aus dem Inhalt: Naturalistischer Konservativism... Das deutsche Volk und die Ideologie eines Pa... Europa. / Zuspruch für die Jugend. / Die vö... biologischen Grundlagen des deutsch-österreich... schen Anschlußgedankens. / Rheinlandräum... Einiges über die Lebensgesetze der Dichtkun... besonders des Dramas. / Sensationsbühne, St... kauf und Novitätenhetze. / Zur Zensurfrage. / A... ruf der Universitäten.

E. G. Kolbenheyer: Jagt ihn — ein Mensch! Schauspiel in fünf Aufzügen. Broschiert Mark 1... Gebunden Mark 2,50

Das Stück packt in die dringendste Frage der Zei... Das Menschentum eines genialen Erfinders im Kamp... mit Amerikanismus, Brotneid und Arbeiterverhe... zung. Darf denn in der Welt der Technik niemand mehr ein Mensch sein? Vor allem die junge Generation wird dieses Stück sehen und lesen wollen.

Emil Strauß: Der Schleier. Geschichten. In Leinen Mark 5.50

Modern — und doch mit der ausgereiften Köstlich... keit klassischer deutscher Prosa hat Strauß in ein... Kranz warm erzählter, herrlicher Geschichten hin... eine der größten Novellen gestellt, die die deutsche Literatur überhaupt besitzt „Der Schleier", ei... Meisterwerk.

J. M. Wehner: Sieben vor Verdun. Roman. 21.—30. Tausend. In Leinen Mark 6.50

Einsam ragt es aus der Fülle der Kriegsbücher em... por: Wahrhaftige Schilderung ungeheuerlichen Geschehens und Erlebens auf dem Opferfeld des deutschen Heeres, Verdun, in vollendeter dichterischer Gestaltung: „Den toten Brüdern ein Denkmal".

L. Balner: Palmen, Sumpf und Sonne. Geschichten aus dem Malaiischen Archipel. Mit Federzeichnungen des Autors. In Leinen Mark 8.—

Wie ein wundervoller, faszinierender Abenteuer... roman liest sich dieses ganz ausgezeichnete Werk, das die Exotik der Landschaft, der Menschen und Tiere mit einer so sicheren Leichtigkeit aufgefangen hat, die kennzeichnend ist für einen außerordentlichen Beobachter und Schriftsteller.

aus dem Verlag Georg Müller, München

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

57. Jahrgang Februar 1931

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Inhalts-Verzeichnis

Deutsche Rundschau im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats. Preis pro Heft RM. 2,–, vierteljährlich RM. 5,50, Jahresbezug RM. 21,–, und Porto. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag. Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin W 30, Geisbergstr. 43, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.
Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse V 2, Berlin W 30, Bayerischer Platz 9.
Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 59501, Leipzig Nr. 4531. Fernsprecher: B 5 Barbarossa 8066

Die deutsche Wirtschaft unter dem Youngplan

Die Rohstoffkrise in der Welt*)

Von

J. W. Reichert

Wer die Wirtschaftsgeschichte seit der französischen Revolution verfolgt, kann in den letzten 140 Jahren neben einem Dutzend kurzwelliger Zyklen drei große langwellige Auf- und Abwärtsbewegungen erkennen. Die Höhepunkte der Wirtschaftsblüte haben in diesem Zeitraum stets in denjenigen Jahren gelegen, die unmittelbar dem Ende großer Kriege folgten, nämlich erstens im Jahre 1815 nach den Befreiungskriegen, zweitens im Jahre 1873 nach dem deutsch-französischen Krieg, und drittens im Jahre 1920 nach dem großen Weltkrieg.

Zwischen 1815 und 1873 lagen 58, zwischen 1873 und 1920 aber 47 Jahre. Innerhalb dieser 58 und 47 Jahre umspannenden Zeit der Wechselbewegungen hat der Niedergang, wenn auch mit einer gewissen Unterbrechung, einmal 28 und einmal 22 Jahre (von 1815 bis 1843 bzw. von 1873 bis 1895) gedauert.

Die Ursachen dieser Krisenerscheinungen nach den großen Kriegen lassen sich im wesentlichen auf die Störungen zurückführen, welche die Kriege sowohl auf der Warenseite, wie ganz besonders auch auf der Geldseite der Wirtschaft herbeizuführen pflegen. Letzteres ist um so mehr der Fall, als die Finanzierung langdauernder Kriege die Finanzen der Staaten zerrüttet. Die Rettung der öffentlichen Finanzen geht regelmäßig zu Lasten des Geld- und Kreditwesens und damit auf Kosten der Wirtschaft.

Die gleichen Erscheinungen haben sich auch während und nach dem letzten großen Weltkrieg gezeigt. Hatte man während der Kriegszeit die Warenerzeugung von dem Friedensstand auf den Kriegsbedarf umstellen müssen, so wurde nach Einstellung der Feindseligkeiten eine Wiederumstellung von Kriegs- auf Friedenszwecke vorgenommen. Der ungeheure Warenhunger, der nach langjähriger Unterdrückung der Friedensbedürfnisse der am Krieg beteiligten Menschheit überall zu verzeichnen war, führte zunächst zu einem Ansturm auf die damals geringen

*) Siehe auch Deutsche Rundschau, Januar 1931: Max Haller, Deutschland als Rohstoffe verarbeitendes Land und der Youngplan.

Warenvorräte. Diese durch das Kriegsende und die Rückkehr zur Friedens-wirtschaft entfesselte Nachfrage führte zu einer geradezu unerhörten Preissteigerung fast in allen Erdteilen und fast in allen Wirtschaftsgütern.

Alle Rohstoff- und Fertigerzeugung ist den ehernen Gesetzen der Krise unterworfen, die nach dem ungeheuren Weltenbrand von 1914 bis 1918 schlimmer zu wüten scheint als jemals zuvor. Legt man für die Zeit von 1914 bis 1930 die Ermittelungen der Engländer oder Amerikaner für Rohstoff- und Fertigwarenpreise zugrunde, so lassen sich für die genannten 16 Jahre drei scharf voneinander abgegrenzte Zeitspannen feststellen, nämlich

1. die sechs Jahre 1914 bis 1920, innerhalb deren die letzten Vorkriegsgroßhandelspreise auf über 250% des Durchschnittsstandes des Jahres 1913 gestiegen sind,
2. das Jahr 1921, in dem der Preisrückschlag zunächst auf etwa 150% des Vorkriegsstandes zum Stehen gekommen ist und
3. die folgende Zeitspanne von 1922 ab, in der sich im Zickzackkurs die Durchschnittslinie der Großhandelspreise ihrer Vorkriegshöhe bis Ende 1930 auf 10 bis 15% genähert hat.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Durchschnitt der Großhandelspreise schon in nächster Zeit wieder auf das Friedensmaß des Jahres 1913 zurücksinken wird. Jedenfalls ist heute bereits der langgenährte Glaube, der Goldwert werde infolge des Krieges dauernd geschwächt bleiben und womöglich immer geringer werden, vollkommen erschüttert.

Wer sich als Landwirt oder Industrieller, als Händler oder Verbraucher auf einen gleichbleibenden oder gar sinkenden Goldwert, d. h. auf feststehende oder steigende Preise eingestellt hatte, mußte seine im Einkauf der Rohstoffe gemachten Fehler schwer büßen. Die Milliardenverluste, welche die Krise in Europa wie in den anderen Erdteilen verursacht hat, sind geradezu unberechenbar.

Hinsichtlich der Weltmarktpreisgestaltung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse wird in den Vierteljahrsheften zur Konjunkturforschung (Berlin, Verlag von Reimar Hobbing) Heft 3, 1930, S. 37, folgendermaßen berichtet:

„Die Weltmarktpreise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind — jeweils seit ihrem letzten Höhepunkt — im großen und ganzen etwa wie folgt zurückgegangen:

Pflanzliche Nahrungsmittel	um	40	bis	60	vom	Hundert
Zucker	„			80	„	„
Tierische Nahrungsmittel	„	20	„	30	„	„
Textilrohstoffe	„	50	„	70	„	„
Häute	„			50	„	„
Kautschuk	„			90	„	„ ."

Viele Rohstoffpreise haben sich ihrer früheren Friedenshöhe genähert, manche sind bereits noch tiefer gesunken. Eine solche Preiszerrüttung bedeutet eine Vernichtung von Kapital und Kaufkraft, wie sie vielleicht nur in der Zeit des abgrundtiefen Währungsverfalls Deutschlands 1923 seinesgleichen findet. Agrarländer und Rohstoffgebiete sind schwer heimgesucht worden. Riesenverluste ergeben sich

auch in denjenigen Industrieländern, die eine überreichliche Rohstoffeindeckung vorgenommen hatten.

Wie ist es zu dieser die ganze Wirtschaftswelt bewegenden und fast aus den Angeln hebenden Katastrophe gekommen?

Sollte es sich bei der Krise vor allem um eine Übererzeugung handeln? Man kann dieser Frage ziemlich gut nachgehen, wenn man die amtlichen Belege für die Entwicklung der Rohstofferzeugung seit dem Jahre 1913 genau verfolgt. Hierbei wollen wir den „Internationalen Übersichten im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1930" folgen. Setzt man die Weltgewinnung im Jahre 1930 oder im Durchschnitt der Jahre 1909 bis 1913 = 100, dann ergeben sich für die jüngst vergangenen Jahre folgende Vergleichszahlen der

Weltgewinnung wichtiger Rohstoffe:

	1913	1928	1929	1929/30
Nahrungs- und Futtermittel				
Weizen	100	123,4	108,6	—
Roggen	100	96,9	101,5	—
Gerste	100	100,5	106,0	—
Hafer	100	111,7	108,2	—
Mais	100	90,5	94,8	—
Reis	100	—	112,6	—
Rübenzucker	100	—	—	106,7
Rohrzucker	100	—	—	188,8
Faserstoffe				
Wolle	100	113,9	—	—
Baumwolle	100	98,6	106,3	—
Rohseide	100	180,0	166,2	—
Kunstseide	100	1035,5	1217,6	—
Metalle				
Aluminium	100	351,0	391,9	—
Blei	100	139,7	147,1	—
Kupfer	100	166,3	194,0	—
Zink	100	141,2	147,0	—
Zinn	100	139,7	149,7	—
Sonstige Rohstoffe				
Rohkautschuk	100	601,8	771,9	—
Erdöl	100	343,6	385,0	—

Bei Betrachtung vorstehender Zahlen darf man nicht vergessen, daß einmal im Jahre 1913 im allgemeinen schon eine reichliche, wenn nicht überreichliche Bedarfsdeckung vorgelegen hat, und daß dann mit dem Anwachsen der Bevölkerung sowie mit der Zunahme ihrer Verbrauchs- und Verkehrsbedürfnisse ein wachsender Bedarf an Rohstoffen und an Erzeugnissen aller Art gegeben ist. Deswegen ist eine Zunahme der Gütergewinnung gegenüber der Vorkriegszeit an sich noch keine Krisenursache, es müßte denn sein, daß für die eine oder andere Ware das verringerte Maß von Kaufkraft in Rußland, China und anderen Ländern ausschlaggebend wirkt.

7*

Von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, kann man unter den oben erwähnten Nahrungs- und Futtermitteln sicherlich drei Waren feststellen, deren Gewinnung etwas Auffallendes hat. Hierzu gehört Mais, dessen Erzeugung nicht unerheblich hinter der Vorkriegsgewinnung zurückgeblieben ist; daneben fällt Rohrzucker in die Augen, dessen Gewinnung beinahe auf das doppelte Maß gebracht wurde. Ferner gehört hierher der Hinweis auf die Steigerung der Weizenernte weit über das in der Vorkriegszeit bekannte Maß hinaus. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Kanada, Argentinien und Australien ist nicht nur die Anbaufläche erheblich ausgedehnt worden, sondern dort sind auch mittels Traktor und Mähdrescher die Erzeugungskosten erheblich gesenkt worden. Hier liegt zweifellos eine der Ursachen für die Verschärfung der internationalen Agrarkrise.

Bei den Faserstoffen fällt die riesige Entwicklung der Kunstseide auf, wie sie namentlich auf Amerika, Italien, England, Frankreich und Deutschland zurückzuführen ist. Es handelt sich hier um ein in der Nachkriegszeit mehr und mehr begehrtes, aber zweifellos im Übermaß hergestelltes Erzeugnis. In einer Steigerung der Erzeugung, die über das Zwölffache der Vorkriegszeit geht, ist eine Krisenursache zu erblicken. Die Erzeugung an Rohseide ist zwar nicht entfernt in dem gleichen Maße wie Kunstseide gestiegen, dennoch liegt auch hier eine Übererzeugung vor, die vor allen Dingen auf Japan und auf China zurückzuführen ist. Dagegen hat die Baumwollgewinnung im Durchschnitt der Jahre 1928/29 ihr Vorkriegsmaß beibehalten; sie wurde stark von der Kunstseide bedrängt.

Was die Metallrohstoffe angeht, so kann man an der Steigerung der Kupfergewinnung insbesondere in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ihre frühere Erzeugung beinahe verdoppelt haben, eine weitere Krisenursache erblicken. Man muß auch Aluminium in diesem Zusammenhang nennen, dessen Gewinnung unter Verdrängung anderer Metalle seit 1913 auf das vierfache Maß gesteigert worden ist. Es handelt sich hier um ein Metall, das die Erzeugungs-, Verbrauchs- und Marktverhältnisse anderer Metalle, wie Kupfer, Zinn und selbst von Eisen, beeinträchtigt hat.

Nächst der geradezu einzig dastehenden Entwicklung der Kunstseide ist die hohe Steigerung der Gewinnung von Rohkautschuk sowie von Erdöl auffallend. Für diese beiden Rohstoffe ergibt sich ein Anwachsen der Erzeugung auf das Acht- bzw. Vierfache des Vorkriegsstandes.

Geht man nun der Frage nach, welchem Bedürfnis die besonders starke Ausdehnung der Rohstoffgewinnung gedient hat, dann tritt die Entwicklung des Kraftwagenbaues und Kraftwagenverkehrs sowie die sonstige Motorisierung in den Vordergrund. Hierfür waren die riesigen Mengen an Kautschuk und Mineralöl sowie vielerlei Metalle und sonstige Rohstoffe in großen Mengen notwendig. Der Rückschlag, der in Amerika die Automobilfabriken im Jahre 1929 erfaßt hat, hat nicht zum wenigsten zu der allgemeinen Verbrauchsverminderung und Vorratssteigerung geführt.

Die Entwicklung des Verbrauchs und der sichtbaren Vorräte bestätigt die Feststellung einer gewissen Übererzeugung bestimmter Rohstoffe. Untersucht man näher den Metallverbrauch in der Welt, dann stößt man in erster Linie auf Amerika als Massenverbraucher, dem erst in weitem Abstande England, Deutschland und Frankreich folgen. Auf den Kopf ihrer Bevölkerung haben nach Angabe der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 30. Dezember 1930 verbraucht

Verbrauch pro Kopf	USA engl. Pfd.	England engl. Pfd.	Deutschland engl. Pfd.	Frankreich engl. Pfd.
an Kupfer				
1913	8,22	6,72	8,53	5,68
1929	18,55	7,41	7,34	7,22
an Blei				
1913	8,75	8,38	7,57	5,86
1929	12,05	13,06	7,19	5,56

Der gesamte Weltverbrauch an Kupfer, Blei, Zink und Zinn hat sich nach der Zeitschrift „Metallwirtschaft" vom 31. Oktober 1930 bemessen

im Durchschnitt	auf			
	Kupfer t	Blei t	Zink t	Zinn t
von 1909/1913	965 200	1 148 800	915 000	120 800
im Jahre 1929	1 790 400	1 667 700	1 452 600	188 400

Dem erheblich gesteigerten Weltverbrauch stand, namentlich in Kupfer, eine erheblich höhere Weltgewinnung gegenüber. Die Metallgewinnung ist wohl auch 1930 außerordentlich weit über das Maß des Weltbedarfs hinausgegangen.

Am ehesten hätte Amerika einer Übererzeugung vorbeugen sollen; es beherrscht dank seiner Vorrangstellung in Erzeugung und Verbrauch den Metallmarkt der ganzen Welt. Seit 1913 haben die Amerikaner, im ganzen genommen, ihren Metallbedarf verdoppelt, aber die Gewinnung noch über dieses Maß hinausgetrieben. Deutlich tritt der schwere Schaden in Erscheinung, der durch die unentwegte Prosperitätspolitik entstanden ist, ein Schaden, der nicht auf Amerika beschränkt geblieben ist, sondern sich leider über die ganze Welt ausgedehnt hat.

Wer europäischen Ländern einen Teil der Schuld für die Metallkrise beimessen will, sollte die obigen Zahlen nicht übersehen, wonach Europa in seiner Metallwirtschaft in der Nachkriegszeit eine viel bescheidenere Entwicklung genommen hat als Amerika. Europas Verbrauch hat sich gegenüber der Vorkriegszeit kaum mehr als um 20% gesteigert, während die Amerikaner eine Verbrauchszunahme bis zu 100% verzeichnen.

Auch für den Preisverfall auf anderen Rohstoffgebieten, wie z. B. für Petroleum, Kautschuk, Kunstseide usw., findet man die Ausgangspunkte in der Wirtschaft Amerikas. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie der Kraftwagen, heutzutage das Verkehrsmittel selbst des kleinen Mannes, in Amerika am laufenden Band hergestellt wird und wie vielerlei Rohstoffe die Automobilherstellung in früher ungeahnten Mengen verschlingt, um zu verstehen, welche mächtige Anregung zeitweilig vom Kraftwagenbau auf die Weltrohstoffwirtschaft ausgeht, zugleich aber auch, welche zerstörenden Folgen der ungeheure Rückschlag im amerikanischen Automobilgeschäft verursachen muß.

Selbst auf dem Gebiet der Landwirtschaft vermag man, von Kanada abgesehen, kaum ein Land zu nennen, das durch die Ausweitung der Anbauflächen und durch die Fortschritte in der Technik die Erzeugung so vergrößert und verbilligt,

aber damit auch dem Weltmarkt so schweren Schaden zugefügt hat, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Erzeugungsprinzip des fließenden Bandes hat nicht nur die industrielle Technik von Grund aus revolutioniert, sondern auch der Ernteeinbringung ganz neue Wege gewiesen.

Europa kann man, was die Rohstoffkrise anlangt, neben Amerika sicherlich mindestens insoweit zum Vergleich stellen, als die Erschütterung des Weltmarktes in Eisen und Stahl hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, von den Ländern Frankreich und Belgien ausgegangen ist. Dazu kommt das Dumping Rußlands in wichtigen Welthandelswaren.

Das Ergebnis der bisherigen Betrachtung besteht darin, daß zweifellos ein erheblicher Teil der Krisenursachen auf der Warenseite liegt.

Gehen wir nun den Krisenerscheinungen nach, die infolge des Weltkriegs und der darauf folgenden Politik auf der Geldseite hervorgerufen worden sind. Es ist noch in frischer Erinnerung, welche Wirtschaftsumwälzung und Kapitalvernichtung von den Währungszerrüttungen herbeigeführt worden ist, die nach dem Krieg kaum ein Land Europas unberührt gelassen haben. Über Deutschland ist, nachdem schon vorher die härtesten Kriegsentschädigungen zu einer Erschütterung der öffentlichen Finanzen und Währung geführt hatten, im Jahre 1923 infolge der Ruhrbesetzung eine wahre Inflationskatastrophe hereingebrochen. Kaum war gegen Ende 1923 die deutsche Währung wieder auf eine neue feste Grundlage gestellt worden, da kamen von der Seite der immer stärker in Verfall geratenen französischen und belgischen Frankenwährung sowie vom Zloty und anderen Währungen neue gefährliche Störungen der europäischen Wirtschaft. War es zuerst die Inflation, die eine allgemeine Geldentwertung und Preissteigerung mit sich gebracht hatte, so folgte auf die Stabilisierung die Deflation mit einer neuen Wirtschaftskrise, Preiserschütterungen, Kapitalverlusten und Zusammenbrüchen.

Während eines kurzen Zeitraumes hat die deutsche Wirtschaft einmal aufatmen können, nämlich als der langwierige englische Bergarbeiterstreik des Jahres 1926 ausgebrochen war und bald darauf die Festigung der belgischen und französischen Währung gefolgt ist. Das war zugleich der Zeitraum, in dem Deutschland Jahr für Jahr Milliardenbeträge von Auslandskapital erhalten hat. Damals ist das Vertrauen zu der deutschen Wirtschaftskraft und Unternehmungslust wiedergekehrt, und das Ausland teilte weitgehend die Auffassung, daß die Zukunft der deutschen Wirtschaft gesichert sei. Es verging jedoch kaum ein Jahr, bis die an den deutschen Wertpapierbörsen genährten Blütenträume vom Reif befallen wurden. Zwar zeigte die deutsche Wirtschaft bis ins Jahr 1928 hinein eine gute Beschäftigung, aber der Umschwung von der Konjunktur zur Krise hat, nach allen Anzeichen zu schließen, in Deutschland etwa ein Jahr früher eingesetzt als in anderen großen Industrieländern. Deutschland ist als der Krisenherd anzusehen, von dem sich am frühesten nach allen Seiten hin die Lähmung der Unternehmungslust verbreitete.

In Deutschland ist schon 1928 eine auffallende Geldverteuerung und Kapitalknappheit in Erscheinung getreten. Die deutschen Geldmarktsätze hielten sich bereits damals durchschnittlich 3¾% — und die Kapitalzinsen in ähnlich ungünstigem Maße — über den Zinssätzen großer Wirtschaftsländer. Bald verschärften die internationalen politischen Verhandlungen die wirtschaftliche Lage Deutschlands, namentlich in der Zeit, als in Paris die Reparations-Sachverständigen versammelt waren. Die Verhandlungen gerieten ins Stocken und führten für die deutsche

Wirtschaft zu schlimmen Folgen. Zunächst blieben die langfristigen Auslandsanleihen, die seit 1925 jährlich mit einer gewissen Regelmäßigkeit 1,3 bis fast 1,8 Milliarden Mark hatten einströmen lassen, fast ganz aus und kurzfristige Auslandskredite, die früher in noch höherem Maße gewährt worden waren, wurden großenteils zurückgezogen. Die im Sommer 1929 sowie zu Beginn des Jahres 1930 im Haag fortgesetzten Tributplanverhandlungen und ihr Ergebnis wirkten in gleicher Richtung.

Durch alle diese schwerwiegenden Vorgänge ist die politische und wirtschaftliche Lage Deutschlands außerordentlich verschärft worden, und zwar um so mehr, als in der Folge eine Vertrauenskrise ausbrach, sobald die Reichsbank große Beträge an Gold und Devisen hergeben mußte, um die Währung zu halten. Außerdem führten diese Ereignisse zu einer weiteren Vergrößerung der an sich schon großen Arbeitslosigkeit. Reich, Länder und Gemeinden sowie die öffentlichen sozialen Versicherungsträger traten mit steigenden Anforderungen für Steuern, soziale Abgaben und andere Zwecke an alle Steuerzahler heran. Das wiederholte sich im Laufe des Jahres 1930, nämlich die Abgabe von Gold und Devisen der Reichsbank zur Währungsstützung und Tributzahlung, die Steigerung der öffentlichen Lasten auf dem Rücken der Wirtschaft, die Verknappung des Kapitals und die zunehmende Verschuldung der öffentlichen Hand wie der deutschen Privatwirtschaft. Im Jahre 1930 hat sich auch die Kapitalflucht fortgesetzt.

In derselben Zeit, in der die Krise Deutschland die schwersten Wunden schlägt, sticht Frankreich von allen Ländern der Welt durch seine glänzende Wirtschaftslage ab. Irgendwelche tiefer wirkenden Krisenerscheinungen, wie sie sonst fast überall bisher anzutreffen sind, hat Frankreich von sich fern zu halten verstanden. Dieses große Wirtschaftsrätsel löst sich, wenn man auf die Frankreich offenstehenden großen ausländischen Kapitalquellen hinweist, die ihm ununterbrochen unermeßliche Kapitalströme zuleiten. Es sind die Tributzahlungen, die in Deutschland die Kapitalknappheit verschärfen und in Frankreich die Kapitalansammlung in höchstem Grade begünstigen. Statt daß der aus allgemein wirtschaftlichen Bedürfnissen so dringende Ausgleich von Kapitalüberfluß im einen und von Kapitalnot im anderen Land herbeigeführt wird, wirken die politischen Tribute im Gegenteil so, daß immer wieder von neuem gegen dieses Wirtschaftsbedürfnis des Ausgleichs verstoßen wird. Deutschlands eigene Kapitalbildung bedeutet nicht viel, wenn der Aderlaß dem deutschen Wirtschaftskörper nach wie vor große Kapitalkräfte entzieht.

Viel zu wenig ist bisher in der Welt beachtet worden, daß die Tribute, welche die Stärkung Frankreichs herbeiführen, nicht bloß eine Schwächung Deutschlands, sondern auch eine Schwächung anderer Länder zur Folge haben. Am deutlichsten tritt dies vielleicht bei England in Erscheinung. Die hohen Tribute erlauben Frankreich, riesige Goldbestände an sich zu bringen. In den Jahren 1929 und 1930 sind die Goldvorräte Frankreichs um nahezu 3,4 Milliarden Mark gestiegen. Dieser Betrag entspricht etwa der Welterzeugung an Gold im gleichen Zeitraum. Ja, Frankreich ist bereits vor langer Zeit soweit gekommen, daß es die Goldpolitik der Bank von England stört und durch fortwährende Wegnahme hoher Goldbeträge der englischen Wirtschaft großen Schaden zufügt. In einer Zeit also, in der England und Deutschland sich um die Erhaltung ihres Goldbestandes große Mühe geben müssen, ist es Frankreich spielend leicht geworden, seinen Goldschatz auf eine Höhe zu bringen, die selbst den amerikanischen Goldbestand, auf

den Kopf der Einwohner berechnet, überragt, von Frankreichs großen Schätzen an Devisen ganz zu schweigen.

Der Goldzufluß, der einseitig Amerika und Frankreich begünstigt, ist die Folge der Nachkriegspolitik, insbesondere der Kriegsschuldenregelung und Tributbelastung. Auf der einen Seite werden Deutschland Jahr für Jahr ungefähr zwei Milliarden Goldmark abgezapft und ohne jede Gegenleistung den früheren Kriegsgegnern, in erster Linie den beiden genannten Ländern, zugeführt. Auf der anderen Seite ergibt sich eine ungeheure Hortung von Goldbeträgen, für die von Frankreich keine wirtschaftliche Verwendung gesucht wird. Die riesigen Kapitalien bleiben dort unfruchtbar, während in einem Lande wie Deutschland viele fruchtbringende Wirtschaftsmöglichkeiten damit geweckt und genährt werden könnten. Nach Lage der Dinge muß unter den großen Kapital- und Goldfehlleitungen der internationale Warenaustausch wie der Rohstoffverbrauch aufs empfindlichste leiden. Genug, die von der Tributpolitik diktierten Kapitalbewegungen und die damit verbundenen Goldverlagerungen vergrößern die weltwirtschaftlichen Spannungen, anstatt sie zu beseitigen.

Oberflächlichen Betrachtern schien es eine Zeitlang möglich zu sein, durch eine Gegeneinfuhr von Auslandskapital die Wunden Deutschlands zu heilen, die diesem Lande von den Tributen geschlagen werden. Die von zahlreichen Ländern, namentlich von Amerika, geborgte Kaufkraft Deutschlands ist hier aber ebenso zusammengebrochen, wie die in Amerika durch Ausbau des Abzahlungssystems für Automobile und andere Bedarfsgegenstände im größten Stile gepflegte Konsumfinanzierung. Deutschland kann nicht, wie in der Zeitspanne von 1924 bis 1930, immer wieder in gleichem Maße Kapitalbeträge in Höhe von zwei Dutzend Milliarden Goldmark hereinnehmen und hiermit seine Außenverpflichtungen abdecken und seine Kapitalnot mildern. Kurz, die Tributlasten Deutschlands stellen einen dauernd wirkenden Krisenfaktor von unberechenbarer Größe dar.

Unberechenbar sind die Risiken auch des sogenannten Neuen Tributplanes für Deutschland, und zwar deswegen, weil die Tributleistungen nur auf dem Papier im Goldnennbetrag feststehen, und weil in Wirklichkeit der Realwert unserer Tributleistungen sich mit jedem Ansteigen des Goldwertes erhöht.

Die Überlastung Deutschlands und die Goldwertsteigerung sind die Hauptursachen dafür, daß die auf der Geldseite wirkenden Krisenursachen in der Weltwirtschaft so verhängnisvolle Wirkungen hervorgerufen haben. Gewiß haben sich auch in anderen Volkswirtschaften zeitweilig Kreditverteuerung und Kreditüberspannung eingestellt. Aber diese Erscheinungen, die schon lange wieder Diskontermäßigungen bis auf 2% herab gewichen sind, können nicht mit der deutschen Not in Vergleich gesetzt werden. Die Wohlstandszerstörung, die Deutschland niederdrückt und von hier ausgehend mit der Weltwirtschaftskrise zusammenwirkt, hat der Menschheit ein größeres Trümmerfeld hinterlassen, als der Vorteil der deutschen Tribute für Länder vom Range Frankreichs und Amerikas bedeutet.

Die Fortführung der bisherigen Tributpolitik würde gleichbedeutend mit einer Verlängerung der deutschen Krise und mit einer häufigen Wiederkehr von Krisen in der Weltwirtschaft sein. Wenn man dagegen die Wiederkehr so schwerer Krisen für die Welt verhüten will, dann muß man neue Kriege vermeiden und die aus dem vergangenen Krieg und der Nachkriegspolitik hervorgegangenen Krisenursachen entschlossen ausräumen. Das gilt in erster Linie für die Beseitigung der untragbaren Tributlasten Deutschlands.

Die zweite Eroberung Perus

Betrachtungen zur Kolonisationsfrage

Von

Hans Reiser

„Diese Länder werden einst die Wiege einer neuen Menschheit sein."
Alexander von Humboldt
über das Amazonas-Urwaldgebiet (Peru)

I.

Der aus den überseeischen Tropen nach Deutschland zurückkehrende Reisende nimmt an, daß seine in unerschlossenen Ländern gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen in seiner zivilisierten Heimat aus kulturellen, wirtschaftlichen, politischen usw. Gründen ein starkes Interesse finden werden. Das ist aber im allgemeinen durchaus nicht der Fall. Bezeichnend ist, was mir vor kurzem erst der Direktor eines der größten deutschen Verlage sagte: „Es war ein Fehler von Ihnen, nach Peru zu gehen. Andere Leute sind auch nicht dagewesen und haben doch Bücher über Peru geschrieben!" Schon allein aus dieser Auffassung, der ich so häufig begegnet bin, daß ich sie geradezu als typisch bezeichnen muß, ergibt sich, daß ein großer Teil der vorliegenden Literatur über Südamerika freie Erfindung oder von keinerlei praktischer Erfahrung beeinflußte Schreibtischarbeit ist und darum auch großenteils in einem erstaunlichen Grade von unzureichender Informiertheit zeugt. Die Überschätzung theoretischen Wissens gegenüber praktischen Kenntnissen ist eine alte deutsche Erbsünde. Was soll man zum Beispiel zu folgendem durchaus nicht vereinzelt dastehenden Vorfall sagen: ich berichtete gelegentlich eines Aufsatzes in einer deutschen Zeitung, daß in Chuchurras, 350 m über dem Meere, die in Peru häufige Koka gebaut wird. Darauf schrieb ein namhafter Gelehrter an die Zeitung, meine Mitteilung sei unrichtig, denn Koka gedeihe in Peru nur in einer Höhe von 1200 m aufwärts. Dabei habe ich die Kokapflanzungen in Chuchurras mit eigenen Augen gesehen und mir selbst Reisevorrat abgepflückt und mitgenommen!

Als ich, für Südamerika mich interessierend, alle darüber existierende Literatur studiert hatte, sah ich, daß

1. von allen südamerikanischen Republiken Peru nicht nur das in jeder Beziehung interessanteste, sondern vor allem auch das unerschlossenste aller Länder zwischen Venezuela und Patagonien ist;

2. daß es neuzeitlichere Berichte deutscher Sprache über das Innere des heutigen Peru nicht gibt.

Die erklärliche Ursache, warum Peru bis heute in so hohem Maße unbekannt geblieben ist, ist sowohl die Lage des Landes wie seine Unwegsamkeit, die den zivilisierten

Reisenden abschreckt und andererseits, in der Form wohlausgerüsteter Expeditionen, erhebliche Unkosten verursacht. Das bahnenlose Peru war bis 1918 nur durch den weiten Seeweg um das Kap Horn erreichbar, die Ostküste hingegen Europa unvergleichlich viel näher, darum auch die zivilisatorische Entwicklung der östlichen und zentralamerikanischen Staaten den Weststaaten um ein beträchtliches Stück voraus ist. Während das durch den Salpeterexport wichtige Chile über Brasilien und Bolivien Bahnverbindung mit der Ostküste besitzt, blieb Peru nur auf dem viel zu weiten Schiffahrtswege erreichbar, der sich in Anbetracht des Mangels an Straßen und Eisenbahnen und darum fast jeglicher Ausfuhr (mit Ausnahme des Kupferexports) nicht lohnte.

Mit Peru ist hier und kann natürlich nur gemeint sein: sein schmaler westlicher Küstenstrich mit der schon von Pizarro gegründeten alten Hauptstadt Lima und dem Haupthafen Callao. Das eigentliche Peru, das ganze Hinterland, ist ja bis heute unerschlossen. Immerhin rückt seit der Eröffnung des Panamakanals das ganze Land mehr und mehr in den nordamerikanischen und europäischen Gesichtskreis. Daß seine wirtschaftliche Erschließung (wie die ganz Lateinamerikas) von Tag zu Tag mehr in das spruchreife Stadium rückt und die dadurch aufgerollten Probleme (Kolonisation, Siedlung, Unterbringung von Minderheiten, Ventilierung des menschenverstopften Europa, Arbeitslosenfrage, Bodenverteilung) höchste Aktualität gewinnen, unterliegt keinem Zweifel. In diesem Zusammenhange bemerkenswert ist z. B. die Tatsache, daß in den Schulen der USA. bereits die spanische Sprache als obligatorisches Lehrfach eingeführt wurde.

Alle diese Momente zusammen ließen in mir den Entschluß reifen, Peru unbedingt kennen zu lernen; dieses Land, das fast viermal so groß ist wie Deutschland und dabei noch nicht einmal so viele Einwohner hat wie Berlin, dieses Land, dessen Wappen seinen Reichtum preist (Vicuña: Tierreichtum, Cascarillabaum: Fruchtbarkeit, Goldhorn: Mineralreichtum), das Goldland und die Heimat der Kartoffel, das Land einer gigantischen, untergegangenen Kultur, sagenhafter Reichtümer und unberührter wegloser Wildnis. Kennen zu lernen, sage ich; meine Absicht war nicht, die Unsitte der Veröffentlichung sattsam bekannter Photos von den üblichen Reiserouten (Südperu, Titicacasee usw.) mitzumachen, Bildsensationen, die man in jeder exotischen Hauptstadt im Ansichtskartengeschäft kaufen kann. Ohne andere, zum Teil sehr schätzenswerte literarische Leistungen herabsetzen zu wollen, unterscheide ich mich vom typischen Auslandsjournalisten jedoch dadurch, daß ich entschlossen war, das Land mit eigenen Augen und möglichst von allen seinen Seiten kennen zu lernen.

Um das zu ermöglichen, genügte natürlich nicht die übliche Reise von einer Hafen- und Küstenstadt zur anderen (siehe Norbert Jaques, Katz, Edschmid u. a.), sondern ich durchwanderte Peru von Westen nach Osten und von Süden nach Norden, und zwar ausschließlich auf bisher unbegangenen Routen. Daß eine derartige Reise, ganz auf eigene Rechnung und Gefahr, ohne zureichende Mittel und mit primitiver Ausrüstung unternommen (ausgestattet sozusagen mit nichts als meiner Entschlossenheit), kein alltägliches Wagnis ist, darüber war ich mir von Anfang an im klaren. Da mir aber von keiner irgendwelchen Körperschaft unserer entweder parteilich oder rein kapitalistisch interessierten Geschäftswelt, die ja nur an Magazinliteratur, Kitschfilmen und Sensationsphotos interessiert ist, irgendeine Unterstützung zuteil wurde, mußte ich mein Unternehmen wohl oder übel auf eigene Faust ausführen.

Schon vor Antritt meiner Reise begegnete ich denn auch — sowohl in Europa wie drüben — jener schon geschilderten Skepsis und der oben zitierten Auffassung von der Zwecklosigkeit (gemeint ist wohl Unrentierlichkeit!?) eines solchen Unternehmens. Privatpersonen und Behörden, wie z. B. Konsulat und Gesandtschaft, machten kein Hehl daraus, daß sie meine Absicht, das Innere Perus zu bereisen, für verrückt und lächerlich hielten. Hingegen die peruanischen Behörden, wie das Ministerium des Innern und das Einwanderungsamt, sowie auch die gesamte einheimische Presse, standen meinem Unter-

nehmen, welches den Interessen der Erschließung des Landes entgegenkam, mit größter Sympathie, Anerkennung und Förderung gegenüber und gewährten mir alle wünschenswerten Erleichterungen.

Was für den Schriftsteller gilt, gilt auch für den Forscher und Länderberichterstatter: er ist sich dessen bewußt, daß seine Arbeit nicht schon im Augenblick der Projektierung die gerechte Beurteilung finden kann. Der Erfolg meiner zwölfmonatigen Wanderung durch die Montaña hat mir recht gegeben; das Resultat dieser Reise, die weder vor noch nach mir ein Journalist unternommen hat, sind Kenntnisse bezüglich der Siedelungsmöglichkeiten in Peru, die in Deutschland niemand aufweisen kann und die sich ohne jede Beschönigung oder Übertreibung in einen einzigen Satz zusammenfassen lassen: daß aus vielen Gründen sich Peru wie kein zweites Land der Welt zur Besiedelung im großen und größten Maßstabe eignet.

II.

Die für europäische Begriffe unvorstellbare Fruchtbarkeit des peruanischen Bodens und der völlige Mangel an Einwohnern (zählt doch Peru zu den dünnstbevölkerten Gebieten der Erde) lenkt das Interesse des Reisenden, der das Land betritt, vom ersten Augenblick an auf die Siedelungsfrage; denn gegenüber solchen Verhältnissen drängt sich dem Europäer, der im allgemeinen glaubt, daß die ganze Erde schon zivilisiert sei, unbedingt der Vergleich auf mit europäischen und deutschen Zuständen, Überfüllung, Bodenkargheit, Konkurrenzkampf, Not der Minderbemittelten, Rückgang der Landwirtschaft usw. Diese Betrachtung begleitet ihn auf Schritt und Tritt und verläßt ihn auch nicht, wenn er das Land schon verlassen hat. In ganz besonderem Maße wird die Aufmerksamkeit auf die Siedelungsfrage und ihre Möglichkeiten gelenkt bei dem Besuche und dem Studium der bereits bestehenden deutschen „Kolonien“ in Peru: Pozuzo, Oxapampa und Chuchurras.

Diese Kolonien sind das sprechendste Beispiel fruchtloser, mit veralteten Methoden unternommener Siedelungsversuche.

Pozuzo erwies sich von Anfang an als Fehlgründung. Die Kolonie, 1857 von eingewanderten Tirolern gegründet, war in dem engen, durchzuglosen Tal des Pozuzo angelegt, welches zwar fruchtbares, aber strapaziöses Felshaldenterrain ist und außerdem eine der wenigen Gegenden, in denen Fieber herrscht. Ein zähes, arbeitsgewohntes Gebirgsvolk, haben sich die Pozuziner Tiroler jahrzehntelang eigensinnig an die einmal gewählte (reiche und landwirtschaftlich schöne) Gegend geklammert und den Kampf mit der unwegsamen Natur und dem Fieber in geradezu heroischer Weise bis vor kurzem durchgehalten.

Wie mühselig und beschwerlich und wenig lohnend der Absatz der Produkte unter den heutigen primitiven Verhältnissen in Peru vor sich geht, erhellt aus einem kleinen Beispiel: auf meinem Marsch begegneten mir einige junge Pozuziner; jeder führte ein zum Erbarmen abgemagertes Maultier mit Kaffee beladen und schleppte außerdem selbst noch eine gehörige Last auf seinem Rücken. Um den Kaffee zu verkaufen, müssen sie ihn auf diese Weise nach Chorobamba transportieren, woselbst sich ein deutsches Kaufmannshaus befindet. Ein sechs- bis achttägiger Marsch auf einem mit dem Säbel in den Urwald geschlagenen Pfad, der den Namen Weg nicht verdient, ein Marsch, der die höchsten Anforderungen an Mensch und Tier stellt. Eines der Maultiere war infolge des schlechten Weges unterwegs verendet. Ich errechnete den Erlös für den Kaffee und zog den Wert des verendeten Tieres ab — von Verdienst war keine Rede mehr. Noch dazu war der Kaffee naß geworden und ergab keinen vollen Preis mehr. Den armen Kolonisten blieb also nichts übrig als die Anstrengung. Genau so liegen die Transport- und Absatzmöglichkeiten in sämtlichen größeren oder kleineren Kolonien und auf allen Hazienden, Farmen und Pflanzungen.

Nachdem man sich in Pozuzo fast zwei Generationen lang an das Fieber als ein unvermeidliches, aber nicht eben tragisch zu nehmendes Übel gewöhnt hatte, und da die Anzahl der Kolonisten und ihre Mittel zu gering waren, um die modernen, längst erfolgreich angewendeten Maßnahmen zur Ausrottung von Fieberherden anwenden zu können, entschlossen sie sich endlich, siebzig Jahre nach ihrer Gründung, zur Auflösung der Kolonie und siedeln sich augenblicklich in gesundheitlich einwandfreien Gegenden von neuem an.

Oxapampa und Chuchurras, das erste in ca. 1800, das zweite in 350 m Meereshöhe gelegen, sind Beispiele der fruchtbarsten Gegenden Perus. Diese Landstriche rechnen, gleich vielen anderen, zu dem Riesengebiet der Ostausläufer der Anden (oberer Amazonas, Ucayali, Pichis, Marañon, Huallaga, Madre de Dios, Urubamba u. a.). Der Charakter dieser Landschaften entspricht etwa der sommerlichen Nordschweiz, jedoch mit wärmerem, aber gleichmäßigerem und beständigerem Klima ohne spürbare Temperaturschwankungen, stechmückenfrei, zuträglich und gesund. (Schon heute bezeichnet man Gegenden wie die von Oxapampa, Chuchurras u. a. als künftige Erholungs- und Heilorte Perus.) Gelegentlich fand ich hier Flächen des Urwaldes, im Verhältnis zum Lande freilich verschwindend winzig zu nennen, die ertragreichen Pflanzungen und Weidegründen gewichen sind, in denen das Vieh bis zum Bauch vergraben steht. Die Bewohner, an Zahl gering und einsiedlerartig in weiten Entfernungen voneinander lebend, befinden sich ausnahmslos im hohen Alter noch gesund und rüstig.

Man kann diese Gegenden ohne Übertreibung paradiesisch nennen. Dennoch befinden sich die genannten Gruppen trotz aller dieser Vorzüge, wie auch alle Einzelsiedler, seit Jahrzehnten in einem hoffnungslos stagnierenden Stadium. Immer wieder wurde mir erklärt, daß jede Siedelung einzelner oder kleiner Gruppen mit dem unzureichenden alten Handwerkszeug an Stelle moderner Hilfsmittel aussichtslos ist, daß der Kampf mit den gigantischen Naturverhältnissen, geführt von Einzelnen, ein ohnmächtiger Versuch bleibt, daß in Ermangelung moderner Mittel und Methoden das tatenlose Zusehen gegenüber der unglaublichen Fruchtbarkeit zuletzt zur Entmutigung und Gleichgültigkeit führen muß. Straßen oder Wege zum Abtransport sind nirgends vorhanden. Die Natur produziert mehr, als die einzelne Familie verzehren kann. Aber: „Wir sind zum Selbstaufessen verurteilt!" heißt es, „nur Wegebau und maschinelle Bodenbearbeitung, nur ein Ford-System kann uns retten!"

Die Hilflosigkeit des Einzelnen und die Unzulänglichkeit des alten Handwerkszeuges schnitten diesen Kolonien von Anfang an jede größere Entwicklungsmöglichkeit ab.

Alle ansässigen Deutschen erklärten, daß sie nichts so sehr begrüßen würden wie die Möglichkeit, als Instruktoren und Experten für ein groß angelegtes Siedelungssystem tätig zu sein, nachdem ihre Erfahrungen genugsam bewiesen haben, daß die einzelne, bloße Menschenkraft gegenüber der Macht der Natur sich niemals erfolgreich durchringen kann.

III.

Die Vorkommen der peruanischen landwirtschaftlichen und anderen Produkte verteilen sich auf die durch verschiedene Höhenlage sich unterscheidenden Gebiete. Die fruchtbarsten Gegenden, d. h. jene, welche die meisten oder (wie das stellenweise der Fall ist) fast alle vorkommenden Produkte in sich vereinigen, sind die zwischen 1500 und 200 m gelegenen.

Produkte der ariden, subtropischen und tropischen Gebiete

Weizen
Wein
Kartoffel (papates)
Yuka (kartoffelähnliche, jedoch noch wohlschmeckendere Wurzelfrucht. Zukunftsreicher Exportartikel)
Koka (Strauchpflanze zur Kokaingewinnung)
Mais
Reis
Kaffee
Kakao

Vanille
Bohnen
Zwiebeln
Pfeffer
Safran
Zimt
Aji (paprikaähnliche Gewürzfrucht)
Zuckerrohr (Rohzucker, Zuckerschnaps)
Baumwolle
Tabak

Früchte

Bananen (verschiedene Sorten)
Orangen
Mandarinen
Zitronen (verschiedene Sorten)
Ananas
Feigen
Kokosnüsse
Erdnüsse (Manille)
Mandeln
Tomaten

Bisher nicht exportierte, zum Teil nicht exportfähige exotische Früchte

Brotfrucht
Tumbo (süße Melone)
Marañon
Ciruela (Pflaume)
Achote
Anona
Chirimoya (kühle Honigfrucht)
Palta (Fleischfrucht)
Zapote
Limone
Pitota
Majambo, Mango (Nüsse)

Verschiedene Produkte

Salz
Arznei-, Parfüm- und Farbpflanzen
Kakteen
Baumöle und Harze (Perubalsam, Eukalyptus usw.)
Gummi (Kautschuk und Feingummi)
Felle, Pelze, Wollpelze
Reiher
Petroleum
Schildpatt
Bambus
Papierholz
Edelhölzer: Mahagoni, Zeder, Blutholz, Eisenholz, Aquena (amerikan. Nußbaum) usw.
Mineralien
Bananen-Wein
Bananen-Essig

Metalle und Erze
(Hochgebirge und Flüsse)

Kupfer (stellenweise silberhaltig)
Zink
Silber
Gold
Eisen

Heutige Fabrikation (Hausindustrien)

Strohhüte (sog. Panamahüte)
Matten
Töpfereien
Webereien (Teppiche, Decken usw.)

Beispiel von Erntezeiten

	400 m über dem Meere	1000—2000 m über dem Meere
Bohnen	nach 4 Monaten	
Reis	„ 4 „	
Mais	„ 4 „	10 Monaten
Zuckerrohr	„ 6—8 „	1—2 Jahren
Yuka	„ 6—8 „	10—12 Monaten

In 100—200 m Meereshöhe

Kaffee 2 Jahre (1 Hektar = 1000 Pflanzen. Eine mittelmäßige Pflanze = 1 kg geschälter Kaffee); Kakao 3 Jahre; Orangen 3 Jahre; Marañons 1 Jahr; Paltas 3 Jahre; Feigen 1 Jahr; Ananas 1 Jahr; Yuka in 5 Monaten eßbar, in 8 Monaten reif. Eine Pflanze ca. 12 kg. (Kann 16—18 Monate in der Erde bleiben.) Bananen: Ernte alle 4 Monate. Im ersten Jahr von einer Pflanze ein Kopf: ca. 50 kg. Während des zweiten Jahres 3—4 Köpfe pro Pflanze.

Ernte immerwährend!

Kochbananen 1 Jahr. Nach 11 Monaten kochbar. Die Kochbanane vom Pachitéa (alto Ucayali) ist die größte und beste Qualität der Welt. Mais: Ernte alle 100 Tage. 1 Hektar = 10 000 Kolben. Manille (Erdnuß): Ernte alle 100 Tage.

* * *

Der Wild- und Wildgeflügelreichtum ist groß, der Fischreichtum enorm. Beklagenswert der Raubbau, der trotz Regierungsverbot durch Fischfang mit Giftpflanzen und Dynamit getrieben wird. Große Flußfische, wie Shungaro (bis zwei Zentner schwer) und Paiche, sind begehrt und billig; letzterer wird in flußarmen Gegenden teuer bezahlt.

Der Chuchurrasreis (oberer Ucayali) wird dem indischen Karolinenreis gleichgestellt. Er gedeiht ohne künstliche Bewässerung in der Regenzeit, was eine bessere Qualität ergibt als der bewässerte.

Bananen dienen in tropischen Lagen als Viehfutter; ebenso Mais.

Ananas wird außer zur Weinbereitung ausschließlich als Schweinefutter verwendet. (Ich wurde ausgelacht wegen meines Appetits auf Ananas, die vielfach als Unkraut bezeichnet wird.)

Die peruanische Baumwolle ist als erste Qualität anerkannt.

Ein Hektar Kaffeeland in subtropischer Lage bringt nach der ersten Ernte 60 Pfund, in tropischer Lage fast das Doppelte; nach drei Jahren hat sich der Ertrag verdoppelt.

Die peruanische Zellulose übertrifft an Qualität die kanadische. Viele Gebiete sind zur Pflanzung von Papierholz im großen Stil hervorragend geeignet.

Die Edelholzgewinnung geht heute noch auf sehr primitive Weise vor sich. Ich kehrte bei einem Holzhändler am oberen Ucayali ein, der mit vier Indianern arbeitete. Sie staken sich im Canoa wochenlang flußabwärts und brauchen zum Fällen eines einzigen Baumes viele Tage.

Die Metallvorkommen aller Art sind im Innern wegen des Mangels an Wegen und der Unzulänglichkeit des Terrains noch nicht im geringsten ausgebeutet. Bergwerke befinden sich nur im Küsten- und Andengebiet. Als Engländer und Amerikaner vor 60 Jahren nach Erzen schürften, wurden sie ausgelacht. Die Engländer ließen sich nicht abhalten, auf Grund der gefundenen Kupfervorkommen die kühnste und kostspieligste Transportbahn der Welt zu erbauen (Oroyabahn, 1870 von Ingenieur Meiggs erbaut); und seitdem rollen bis auf den heutigen Tag die Kupferzüge Tag und Nacht an die Küste. Jedoch werden auch heute noch nicht in diesen Gruben die Eisenerze ausgebeutet, weil sich der Transport unter den heutigen Verhältnissen nicht lohnt. Ihre Nutzbarmachung bleibt verschwenderischerweise späteren Zeiten überlassen.

Hunderterlei Dinge, die der Urwald im Überfluß hervorbringt, schlummern noch im Unbekannten, der Weiße weiß sich ihrer noch nicht zu bedienen. In diesen Bereich gehören die vielerlei Arzneipflanzen, Heiltees und natürlichen Medizinen, deren Art und Anwendung bisher in der Erfahrung und dem übernommenen Wissen der Eingeborenen bewahrt blieb.

Vorzügliche Weiden, auf denen, ebenso wie in den Pflanzungen, Düngen, Pflügen und Mähen unbekannt ist, da die Natur solcher Hilfsmittel nicht bedarf, gewährleisten,

wie vielerorts erwiesen, in den tropischen und suptropischen Gebieten eine ergiebige Vieh- und Geflügelzucht. In Ermangelung eines Winters sind Stallungen unbekannt und überflüssig.

In ariden Gebieten: Schafzucht, Lamas und Vicuñas.

Verschiedentlich entspringen Heilquellen; wie die schon von den Inkas als Heilbäder verwendeten, berühmten heißen Quellen bei Cajamarca.

IV.

Peru hat nicht nur noch keinen Welthandel, obwohl es mit dem Reichtum seiner Naturprodukte und Bodenschätze ein Reservoir, eine Vorratskammer darstellt, welche die halbe Welt versorgen könnte, sondern auch noch keinen Inlandshandel, weil einerseits die Produktion lediglich einzelnen, weit verstreuten Pflanzern obliegt, welche die Produktion nur als Selbstversorgung betreiben, und weil andererseits die zum Austausch der Produkte notwendigen Wege fehlen. Der westliche Küstenstrich als Zone und das östliche Eingangstor des Amazonas, Iquitos, sind die einzigen beiden Zivilisationspunkte des Landes, dazwischen erstreckt sich der riesige, völlig unerschlossene Urwald. Die verschuldete peruanische Regierung ist der Aufgabe der Landeserschließung weder in wirtschaftlicher Hinsicht gewachsen, noch besitzt der Peruaner selbst weder die Geeignetheit noch die Vorbildung zum Zivilisationspionier. Aus diesen beiden Gründen steht jede, wie auch die gegenwärtige Regierung, allen nordamerikanischen wie europäischen Erschließungs- und Siedelungsbestrebungen mit größtem Interesse und durchaus fördernd gegenüber.

Es ist kein vernünftiger Grund anzuführen, warum bei einer künftigen Siedelung im großen Maßstabe nicht die modernsten Hilfsmittel und Arbeitsmethoden in Anwendung gebracht werden sollen. Nach der übereinstimmenden Aussage aller Kolonisten, die ich angetroffen habe, ist es, wenngleich das Bebauen des Bodens keine Mühe kostet und die meiste Arbeit die Ernte ist, dennoch für den Einzelnen ohne Unterstützung größerer Organisationen und ausreichenden technischen Werkzeuges eine absolute Unmöglichkeit, eine Gegend des Innern dem Handel und Verkehr zu erschließen. Ich erwähne an Stelle von vielen das Beispiel des Enrico Stahl, deutsch-peruanischer Einzelsiedler am Pachitéa. Sehr gesunde, außerordentlich fruchtbare Gegend, vollkommen abgelegen, ohne jede Verbindung. Dabei würde eine Straße von einigen fünfzig Kilometern diesen erstklassigen Landstrich mit der Kunststraße zur Bahn und dadurch mit der Küste verbinden! Stahl schilderte mir in bewegten Worten seinen viele Jahre lang geführten verzweifelten Kampf um die Erschließung dieser Gegend, der ohne Hilfe größerer Kräfte zur Aussichtslosigkeit verurteilt bleibt.

Peru, dem Peruaner selbst unbekannt, hat weder genau festgelegte Grenzen, noch konnte und kann es vermessen werden. Ich traf einen peruanischen Landmesser deutscher Abkunft und Schulung, Don Leopoldo Krause, der zur Erforschung einer 100 km langen Trasse sechs Monate unter unmenschlichen Entbehrungen und Strapazen, die ihn dem Umkommen nahebrachten, im Urwald weilte. Ein erfahrener Waldläufer und fanatischer Siedelungspionier, hatte er es auf eigene Faust unternommen, die beste Route zur Erbauung eines Weges auszukunden; dabei entdeckte er einen großen Fluß mit zahlreichen Nebenflüssen, der auf der amtlichen Karte nicht verzeichnet ist. Ich selbst mußte ebenfalls die Beobachtung machen, daß die mir vom Ministerium ausgehändigten Karten, von tatsächlicher Kenntnis des Innern nicht beirrt, vorhandene Berge und Flüsse nicht enthielten, während andere, nicht existierende, eingezeichnet waren. Dies ist ja eine alte Erfahrung aller Exploratoren in allen Neuländern von jeher und zu allen Zeiten. Ich hätte stellenweise meine Reise nicht fortsetzen können, hätten mir nicht die Siedler die Gebiete, welche sie aus eigener Erfahrung kennen, in zwar primitiver, aber richtiger Weise aufgezeichnet.

Aus dieser Erfahrung erhellt sich zur Genüge, daß die überholte und in Urwald-

gebieten ohnehin nicht durchführbare Landvermessung durch die moderne Aerotopographie zu ersetzen ist, welche von der peruanischen Regierung seit langem angestrebt wird.

Ebenso wird eine großzügige heutige Besiedelung unter Beachtung aller praktischen Erfahrungen und Benützung modernster Erkenntnisse und Mittel den bisher geübten Raubbau, das Verbrennen des abgeholzten Urwaldes, ausschalten und statt dessen bei Urbarmachung des Waldes nicht nur die Rodung maschinell (statt Handart: Baumfäll- und Wurzelstockhebemaschinen), sondern auch gleichzeitig die Verwertung der Zellstoff- wie Edelhölzer betreiben durch Errichtung von Sägewerken und Verarbeitung wie Export der Hölzer. Die anfallenden Riesenmengen von Holz sind das denkbar erwünschteste Material, um die vorhandenen Prügelwege zu den auch in anderen Ländern bewährten Holzstraßen auszubauen. (Siehe z. B. Entstehung von San Franzisko.)

Technisch und industriell weit zurückgebliebene Länder wie Peru haben den Vorteil, daß sie Etappen und Entwicklungsperioden der Technisierung und Industrialisierung, die bei uns als Glieder logischer Entwicklungsketten unumgangbar waren, heute aber als überholt angesehen werden müssen — überspringen können und müssen. Z. B. kommt, wo keine Verkehrs- und Transportwege existieren, statt eines kostspieligen Eisenbahnnetzes (in der Wildnis doppelt und dreifach kostspielig) nur noch der Bau von Straßen für Lastkraftwagen in Frage.

Alle Flußufergebiete des inneren Peru sind vom Atlantik amazonasaufwärts erreichbar durch die vorhandenen natürlichen Wasserstraßen, die auch heute schon die einzigen Zugangs-, Verbindungs- und Transportwege darstellen. Der Vorteil dieser naturgegebenen Wasserstraßen, welche Peru von Osten aus erschließen, ist um so bedeutsamer, als der Zugang über die Kordilleren wegen der in den Anden herrschenden, gefährlichen Bergkrankheit (Sorroche), die für Kinder und Greise den Tod bedeutet, außer Betracht bleiben muß. Einer großzügigen Siedelung obliegt hier lediglich die Aufgabe, die jetzigen, unzulänglichen Verkehrsmittel, bestehend aus Flößen, Canoas und vierzehntägig verkehrenden Postbarkassen, durch Motorboote, Schlepper und Flußdampfer zu ergänzen, bzw. zu ersetzen. Heute werden noch, wie ich auf allen Strömen sah, Baumwolle, Kaffee, Holz und Vieh in wochen- und monatelangem Transport auf Flößen von den oberen Stromstrecken zur Ernährung und Versorgung der Amazonashäfen stromabwärts geschafft.

Die Erschließung der Urwaldgebiete zu beiden Seiten der Flüsse hätte zu geschehen sowohl durch Rodung wie gleichzeitige Anlage bzw. Erweiterung von Holzstraßen.

Ein einzig dastehender Vorzug Perus, über den kein anderes Land verfügt, ist sein überaus günstiger Hafen bei Iquitos, am Fuße der Andenausläufer, 3600 km von der Amazonasmündung entfernt. Ozeangehende Schiffe, wie z. B. englische Handelsdampferlinien, gehen das ganze Jahr von Liverpool bis Iquitos. Wie z. B. durch die Wasserstraßen von Gibraltar und bei Konstantinopel die Schwarze-Meer-Häfen für jeden Großschiffahrtsverkehr gleichbedeutend sind mit allen Welthäfen aller Ozeane, so sind die am oberen Amazonas gelegenen Häfen wie Manaos und Iquitos (und eventuell an anderen Stellen noch anzulegende Häfen) absolut als Welthäfen ersten Ranges zu bezeichnen. Im Gegenteil ist die ruhige, sturmsichere Wasserstraße des Amazonas mit ihren zahlreichen Hafengelegenheiten bedeutend günstiger als viele Welthäfen mit offenen Reeden, auf denen sich oft wochenlang Schiffe gegen die Stürme wehren müssen, ohne ihre Ladung löschen oder neue Fracht an Bord nehmen zu können.

Obwohl die peruanische Ausfuhr und Einfuhr aus den geschilderten Gründen bis heute eine unerhebliche zu nennen ist und trotz des fast völligen Versiegens des Gummihandels, ist der vor sechzig Jahren gegründete Hafen Iquitos heute noch eine Stadt von 25 000 Einwohnern. Dieser Hafen, an dem der Atlantik beginnt, mußte angelegt werden. Mit dem Augenblick des Beginnens einer Siedelung im großen Maßstabe gewinnt dieser

oder ein neu gewählter Platz die größte Bedeutung für die Weltwirtschaft. Ich erinnere an die moderne brasilianische Amazonasstadt Manaos (75 000 Einwohner), die zur Zeit der Kautschukgewinnung in wenigen Jahren aus dem Urwaldboden wuchs, obwohl die Kautschukgewinnung seinerzeit, vor ca. 20 Jahren, mit unzeitgemäßen, veralteten Methoden, Raubbau usw., betrieben worden ist; aus diesem Grunde konnte sich auch der südamerikanische Gummi gegenüber der großzügigen englisch-indischen Plantagen-Gummiproduktion nicht auf dem Weltmarkt behaupten.

Der peruanische Urwald ist meist sumpflos im Gegensatz zum brasilianischen und argentinischen. Um so leichter schafft die Urwaldrodung, gepaart mit neuzeitlicher Insektenbekämpfung (siehe Panamakanal!) gleichzeitig gesunde, feuchtigkeitsfreie und dadurch, wo erforderlich, fieberlose Freistrecken.

Die Ernährung der ersten Kolonistentrupps ließe sich in kurzer Zeit vorteilhaft ergänzen durch Fische, sowie durch Mais, Yuka und Bananen, die Grundnahrungsstoffe und Volksnahrungsmittel des Landes, letztere auch als Vieh- und Geflügelfutter allgemein bewährt. In einem weiteren Zeitabstand tritt die Ergänzung der Ernährung durch Reis, Kaffee, Bohnen, Zucker, Tabak und Früchte ein, wodurch sie bereits unabhängig vom Nahrungsmittelnachschub vonstatten geht; und sich weiterhin durch Milchvieh-, Schweine- und Geflügelzucht und Gemüsebau vervollständigt.

*

Die zuerst zu leistende vorbereitende Arbeit einer Großsiedelungsgesellschaft ist nach meiner Ansicht die Untersuchung der Bodenarten und aller wissenswerten speziellen örtlichen Eigentümlichkeiten und Verhältnisse.

Bei meiner Durchquerung Perus konnte ich beobachten, daß eine alle Landesteile umfassende Kenntnis Perus nirgends anzutreffen ist. Die Entfernungen sind zu groß, eine Reise ist da eine Unternehmung, ein Abenteuer, kostspielig, zeitraubend, anstrengend und gefährlich. Einwanderer, die dreißig und mehr Jahre im Lande leben, kennen, da sie den einmal gewählten Wohnsitz selten oder niemals verändern, stets nur gewisse Bezirke und einzelne Teile des Landes und waren erstaunt, von anderen Gebieten zu hören. Aus diesem Grunde sind selbst die Meinungen und Ansichten einzelner, stets sehr weit auseinander lebender Kolonisten zuweilen so verschieden und einander widersprechend, daß nur der Vergleich und Überblick über alle Verhältnisse zu einem gerechten Urteil führen kann. Immerhin ist, wenn auch nicht in jedem einzelnen Fall, so doch in der Gesamtheit, die Anschauung eines Kolonisten aus dem Innern der eines Verwaltungsbeamten von der Küste auf alle Fälle vorzuziehen.

Wie wir schon bei früheren Kolonisationsmethoden, gleich, ob es sich um deutsche, holländische, französische, englische handelt, gesehen haben, so ist auch in Peru (vor allem an der Küste und in Lima) bei dem Verwaltungsbeamten, der lediglich seinem bürokratischen Verordnungs- und Kontrollbetrieb nachzugehen hat, eine manchmal geradezu grotesk wirkende Urteilslosigkeit wahrzunehmen. Ich war oft erschüttert, wenn ich die Meinungen von Beamteten mit den geradezu im Gegensatz stehenden Tatsachen im Innern vergleichen mußte. So ist es mir z. B. passiert, daß die deutsche Gesandtschaft in Lima sich bemüßigt fühlte, auf Grund von leichtfertigen Bemerkungen aus ihrem Beamtenstab (Männer, die nie weiter, als Bahn und Autostraße reichen, im Innern gewesen sind), bei einem deutschen Verlag durch das Auswärtige Amt vorstellig wurde, da nach ihrer Kenntnis der Verhältnisse in Peru verschiedene meiner in Tageszeitungen abgedruckten Berichte (die obendrein naturgemäß rein journalistisch gehalten werden mußten) unzutreffend seien.

Um ein brauchbares Ergebnis der vorzunehmenden Untersuchungen zu gewährleisten, ist die Bildung einer Untersuchungskommission, bestehend aus ausgewählten Fachleuten und Praktikern, unerläßlich. Meine persönlichen Erfahrungen, das Wagnis einer Reise ohne ausreichende Hilfsmittel, die durchgemachten übermenschlichen Strapazen, die mir

um ein Haar das Leben gekostet haben, berechtigen mich zu der Feststellung, daß eine Unternehmung einzelner Personen hierbei ausscheiden muß. Die Größe der Entfernungen, der Mangel an Wegen, die Lebensgefahr und die Wichtigkeit der zu erzielenden Ergebnisse bedingen eine mit Umsicht ausgewählte Expedition, welcher moderne Transportmittel (Motorboot, Flugzeug) und eine lückenlose Ausrüstung medizinischer, hygienischer, wissenschaftlicher und touristischer Art zur Seite stehen müssen.

Der Sterngucker

Eine Erzählung

von

Peter Jerusalem

Das war nun einmal so und ließ sich nicht ändern. Er hatte einfach diesen großen Zug und konnte nichts dafür, daß die Welt so klein war. Genau genommen verstand er darunter die Erde, aber die war doch auch so winzig, daß man keinen Respekt davor haben konnte. Der elektrische Funke fuhr darumherum schneller als die Fingerspitze um einen Stecknadelknopf. Ja, ein Stecknadelknopf sollte sie sein gegen die Sonne, wenn man die sich als Faust dachte. Und die Sonne war wieder neben einem andern Stern da draußen ein ... du lieber Gott! ... vielleicht soviel, was Schwarzes unter dem Nagel ist. Mehr nicht. Und davon sollte es hundert Millionen geben, von dieser Sorte. Nicht ganz so groß, wenigstens nicht alle, aber was hatte das zu sagen, wenn man die Erde in die Hand nahm und sie dagegen hielt, die Erde, diesen kleinen Dreck? Ließ die sich überhaupt fassen, wo sie nichts als ein Staub war? Staub auf dem Fingernagel Gottes. Und doch liefen Leute darauf herum mit der Nase in der Luft und bildeten sich etwas ein, wie dieser Ingenieur da.

Er zog die Füße an den Leib und die Decke übers Kinn, denn das Feuer im Ofen war ausgegangen. Dafür pfiff der Wind stärker durch die Ritzen der Baracke. Ekelhaft!

Drei Jahre hatten sie gebohrt, umsonst — bis plötzlich gestern Nachmittag um drei Uhr ...

Der verfluchte Wind! Trieb auch noch Sand herein! Er griff mit den Händen über den Strohsack hinaus nach der Wand und blieb mit den Fingern in einem Astloch hängen. Wo war denn ...? Damit langte er nach Hose und Jacke und durchsuchte die Taschen. Aber er fand nichts als ein paar Banknoten. Die drückte er in der Hand zusammen und stopfte sie in das Loch. Sonst waren sie doch nichtsnutz in dieser verfluchten Gegend, wo es nichts gab als Sand, dürres Gras und verkrüppeltes Buschwerk, zwischen dem er herumlaufen mußte als lebendige Sparbüchse. Seit dem Tag, da er in Buenos Aires die Stellung bekommen hatte und ihn die Compagnie an Bord brachte zusammen mit zwei Dutzend andern,

die sie nach dreitägiger Fahrt hier unten an der Küste von Patagonien auslud und auf Lastkraftwagen ins Land hineinschaffte, wo sie mit dem Bohren anfingen.

Die Spitzbuben wußten längst, wo das Öl war, aber sie bohrten immer darum herum, weil der Vertrag mit der Regierung noch nicht abgeschlossen war. Für eine englische Compagnie war es nur ein Geschäft, wenn es ein gutes Geschäft war. Kam gleich Öl, wurde es ein schlechter Vertrag. Also bohrten sie in der Gegend herum, ganz erfolglos, und verhandelten inzwischen. Wollten die Engländer bloß noch ein paar neue Löcher ins Land bohren, in Gottes Namen! sagte schließlich die Regierung, als sie im dritten Jahr sah, daß immer noch nichts dabei herauskam. Hier ist der Vertrag! und damit unterschrieb sie.

Very well! sagte die Compagnie und fing auf einmal drüben über dem Hügel zu bohren an. Und dann kam plötzlich gestern Nachmittag um drei Uhr das erste Öl, nach drei Jahren.

Aber drei Jahre nur Löcher bohren, kostet Geld, doch als englische Compagnie kann man das aushalten. Ein guter Vertrag bringt alles doppelt wieder herein.

Ja, das verstehen sie! dachte er und zog die Füße noch näher an den Leib. Er, Federico, der Maschinist, der einmal Friedrich hieß, weil er am Ufer des Inn das Licht der Welt erblickte, die ihm nun so klein vorkam, nachdem er die Sache von den Sternen da in der Zeitung gelesen hatte, der deutschen Zeitung aus Buenos Aires. Die ganze Plackerei war wirklich nicht der Mühe wert, wenn die Geschichte sich so verhielt und die Erde so klein war. Gut, daß er sich nicht viel plagen mußte. Man hätte sich sonst besser einen Gaul gekauft und wäre davongeritten. Hinaus aus einer Sache, die von Grund aus verfahren war. Nicht, weil man sich etwa zwischen zwei Stühle gesetzt hatte, nein, sondern weil man schon zwischen zwei Stühlen geboren war. Man sah aus wie ein englischer Lord, aber die ganze Lordschaft bestand aus einer Hütte und kaum zwei Tagwerk Land darumherum, wovon einem nicht einmal etwas gehörte, weil man als dritter unter vier Geschwistern sein Teil schon bekommen hatte für die Fahrt von Hamburg nach Argentinien. War doch in Deutschland nichts mehr zu machen, auch wenn man arbeiten wollte. Und gab es Arbeit, arbeitete man den halben Tag für den Nachbarn nebenan, damit der sich wieder wie früher an die Seine setzen konnte und angeln. Keinem englischen Lord fällt so etwas ein.

Sakrament! Mit einem Ruck warf er sich herum auf die andere Seite. Diese dumme Geschichte! Wie die Compagnie das nur erlauben konnte, daß der Koch seine Frau nachkommen ließ. Sie wusch freilich die Leibwäsche der ganzen Gesellschaft und wohnte mit ihrem Mann in einem besonderen, durch eine Wand getrennten Verschlag. Aber was half das gegen Gedanken, die bei Nacht herumflogen überall hin, auch durch die dickste Wand. Und bei Tag ... nun, da ließ es sich auch nicht vermeiden, daß man einmal hinsah, wenn sie dastand mit aufgekrempelten Ärmeln und der oben geöffneten Bluse, so gebückt dastand und die Wäsche wusch. Carajo!

Nein, so eine Frau hätte die Compagnie nicht zulassen dürfen, so eine junge Frau mit diesem Gesicht und dieser ... Nein! Wie die die Augen aufheben konnte und schauen, daß es einem wahrhaftig ganz anders wurde und ganz dumm im Kopf. Wie gestern wieder, wo sie dastand mit dem Hemd in der Hand, das sie aus der grauen Brühe gefischt hatte. Dastand, es auswand und in das andere Schaff hinüberwarf und sich dabei streckte, daß die Bluse sich über der Brust spannte, so einen Atemzug lang. Teufel, nein! Das sollte nicht erlaubt sein.

Und jetzt wieder! Ja, ganz deutlich. Er bohrte den Kopf in das Fellkissen und zog die Decke übers Ohr. Ganz deutlich hatte sie geseufzt, da nebenan im Verschlag.

Eine Weile lag er noch, dann warf er die Decke weg, griff nach Hose und Jacke, zog beides an, dazu die Schuhe und schlich vorsichtig zwischen den schlafenden Kameraden zur Tür und hinaus ins Freie.

Draußen trieb der Wind die Wolken in Fetzen über den Himmel und den Bohrturm darunter, dessen dürrer Schatten eben im Licht des wiedererscheinenden Mondes den steinigen Hang hinaufkroch, über das Dach der Wellblechhütte hinweg, in der Kessel und Maschinen standen.

Er lief dem Schatten des Bohrturms nach, den Hang hinauf und auf der andern Seite hinunter, gerade auf das Pferd zu, das dort unten stand neben einem dunklen und einem rotglühenden Fleck da auf dem Boden. Das Dunkle waren Guanacofelle, unter denen ein Gaucho lag und schlief, mit dem Kopf auf dem Sattel, neben der Feuerstelle mit dem Frühstück für den anderen Morgen, einem Gürteltier, das in seiner eigenen Schale wie in einer Bratpfanne geröstet wurde. Er sah es, als er näher kam.

Ein paar Schritte davor bog er ab und ging in einem Bogen darum herum, um den Schläfer nicht zu stören. Das Pferd, das neben ihm stand, hob den Kopf und sah einen Augenblick herüber, dann steckte es die Nase wieder in das dürre Gras und fuhr fort, es abzurupfen.

Der Maschinist stieg den gegenüberliegenden Abhang hinauf, machte aber nach ein paar Schritten halt, setzte sich nieder und blickte auf den Schlafenden hinunter.

Der hat es gut! dachte er. Liegt da und schläft. Und steht am Morgen auf, wann er will, packt sein Bett aufs Pferd und schwingt sich hinauf. Läßt die Frauen schauen, reitet davon. Hängt an keinem Mädchen und keiner Maschine. Ein glücklicher Mensch. Wahrhaftig!

Hatte sich die Sache anders vorgestellt, damals, als er in Buenos Aires von Bord ging, nachdem er den Fritz über die Reling geworfen und den Federico angezogen hatte. Weil er nichts mehr wissen wollte von Deutschland, dem kleinen Deutschland, das schon lang aufgeteilt war unter lauter Besitzer. Wo man jeden Augenblick mit der Nase an einen Zaun stieß und alles verboten war. Hieß das vielleicht leben? Acht Jahre in eine Schule gesperrt, sechs Jahre in eine Maschinenfabrik, drei Monate in eine Kaserne, vier Jahre in einen Graben und wieder Maschinenfabrik. Hieß das vielleicht leben?

Geld hatte man ja auch nie übrig gehabt. Die Hand war zu groß. Wie Sand rann es einem zwischen den Fingern hindurch. Und gute Freunde standen daneben und fingen es auf. Also weiter! Auf und davon! In ein anderes Land. In Deutschland kam man zu nichts.

Und nun war es doch wieder das Gleiche. Wieder hing man an so einer verdammten Maschine, und dabei lag hier ringsherum das Land offen.

Sollte er weggehen? . . . Nein, er konnte doch nicht einfach die Maschine sich selbst überlassen und überhaupt . . . Aber er mußte sich das abgewöhnen und durfte nicht mehr hinsehen, wenn sie dastand und ihn ansah. Gleich morgen wollte er damit anfangen. Und nicht einen Tag länger sollte es dauern als nötig. Hatte er erst einmal genug auf die Seite gebracht, dann hinauf auf einen Gaul und davon.

Mochten andere bohren und Öl pumpen und für den Englishman money machen. Ihm konnte die Compagnie den Buckel kratzen.

Er stand auf und ging in die Baracke zurück; es begann ihn zu frösteln. In dieser verfluchten Gegend würde er gewiß nicht bleiben, sondern nach Westen reiten, durch die Pampa, den Bergen zu. Auf einen Rancho oder eine Estancia und Schafe scheren und Wolle bündeln meinetwegen! Wenn das Geld zu Ende war oder man wieder einmal unter einem Dach schlafen wollte.

Leise machte er die Barackentür auf, schlich zu seinem Lager und kroch unter die Decke.

In der folgenden Nacht blies der Wind immer noch und ihm den Sand ins Gesicht wie den Abend zuvor. Er griff an die Wand. Das Loch war wieder offen und das Geld nicht mehr da. Davongeflogen! dachte er, nahm die Jacke und stopfte ein Stück des Ärmels in das Astloch.

Monate waren vergangen und neue Rohre gekommen und neue Maschinen. Neue Türme wurden gebaut, neue Löcher gebohrt und neue Röhren gelegt. Gleich an Ort und Stelle wurde das Öl jetzt raffiniert und verarbeitet.

Da gab es auf einmal eine Geschichte beim letzten Bohrloch. Plötzlich brach Gas durch mit einem Druck von mehr als sechzig Atmosphären. Meterhoch warf es Erde heraus und Steine. Die Steine schossen gegen das eiserne Gestell des Bohrturms und gaben Funken. Es knallte und das Gas brannte. Zischend und tosend. Tag und Nacht. Woche um Woche. Eine haushohe Fackel.

Abblasen! sagte der Ingenieur und ließ Dampfkessel kommen, einen Kessel nach dem andern. Da war der größte Teil der Leute unterwegs und in Bewegung mit Holen und Aufstellen. Ein ständiges Hinundher zwischen dem Hafen und dem Ölfeld.

Sieben Wochen später standen zwanzig Kessel unter Feuer, angeschlossen an ein Rohr, das in die Gasflamme mündete. Die Zeiger der Manometer stiegen; das Wasser fing an zu verdampfen.

Jetzt war der Punkt erreicht, der notwendige Druck da. Der Ingenieur hob die Pfeife und pfiff, und die zwanzig Kessel ließen zischend den Dampf ab, bliesen ihn gleichzeitig durch die Flamme. Die Flamme wehrte sich verzweifelt, aber der Dampf war stärker und nahm ihr die Luft weg. So mußte sie ersticken und starb.

Als die Dampfwolke sich verzogen hatte, konnte es jeder sehen. Auch den Ingenieur, wie er dastand mit der Nase in der Luft.

Noch höher als sonst! dachte der Maschinist Federico.

Zum Denken war aber nicht viel Zeit. Kaum war die Flamme abgeblasen, kam das Öl. Wie ein Quell sprudelte es aus dem Loch.

Was Hände hatte und Arme, mußte nach Spaten und Schaufel greifen und einen Graben auswerfen, um den Petrolstrom abzuleiten in eine tiefer gelegene Talmulde.

Also hatte man noch immer keine Ruhe und keine Muße für andere Dinge.

Inzwischen kam das Frühjahr, der Monat Oktober; die Tage wurden länger, die Nächte wärmer und die Arbeit weniger heftig. Man konnte wieder behaglich seine Zigarette rauchen am Abend, sich seine Mate brauen, Karten spielen oder herumspazieren den Hang hinauf und sich oben hinlegen unter den Himmel.

„Hast du noch die Zeitung mit den Sternen?“ fragte da Federico eines Abends den Kameraden Carlos, einen Deutschargentiner aus Montevideo.

„Mit den Sternen?“

„Ja, mit den hundert Millionen.“

„Hundert Millionen? Davon weiß ich nichts. Aber vielleicht ist es die? Ich habe nur die eine.“ Damit hatte er seine verschlossene Kiste geöffnet und die Zeitung herausgeholt.

„Ja, die ist es“, entgegnete der Maschinist, nachdem er das Blatt genommen hatte und auseinandergefaltet. „Kann ich's noch einmal haben?“

„Ja, das kannst du.“

„Bis morgen?“

„Jaja.“ Mit einem breiten, wohlwollenden Lächeln unter seiner Schirmmütze sagte er das, er, Carlos, der in der Lage war, ein Blatt auszuleihen, eine Zeitung mit hundert Millionen. Wohlwollend und ein wenig geringschätzig, mochten die hundert Millionen sein, was sie wollten, Pesos waren es keinesfalls.

Der Maschinist sah dieses Lächeln nicht, die Nase zwischen den Blättern, mit denen er eben im Begriff war, von der Erde abzustoßen und in den Weltraum hinauszuspringen, mitten unter die hundert Millionen. Nein, er sah es nicht, denn er sprang schon so schnell dahin, daß er wieder einen ganz heißen Kopf bekam, genau so wie damals, als er es das erste Mal las. An dem Antares sprang er vorbei, ja so hatte er geheißen, der Stern, gegen den die Sonne ein Nichts war, sprang auch vorbei an dem andern, wo die Leute gerade sahen, wie Columbus Amerika entdeckte, denn so lange brauchte das Licht, um dorthin zu kommen. Was aber nur ein Katzensprung war im Vergleich zu einem dritten, wo man eben bemerkte, wie Christus geboren wurde. Eine ganz nette Entfernung, wahrhaftig! Und damit sauste er weiter, die Milchstraße entlang und in Spiralnebel hinein, die sich im Kreise drehten und die er plötzlich packte und in die Tasche steckte, weil sich gerade jemand gegen die Außenwand der Baracke lehnte mit einem hellen Lachen.

So schnell war noch niemand auf die Erde heruntergefallen wie er in diesem Augenblick. Und so schnell aufgestanden und vor einem Frauenlachen davongelaufen.

Er warf die Tür hinter sich zu und lief den Hang hinauf, in die sinkende Dämmerung hinein.

Zum Teufel! Warum hatte er denn den Gaul noch nicht gekauft? Konnte doch jetzt einen kaufen! Ja, warum?

Er biß die Zähne zusammen und ließ sich zu Boden fallen, oben auf dem Hügel. Die Augen geschlossen warf er sich herum auf den Rücken, riß ein paar von den dürren braunen Grashalmen ab und zog sie durch den Mund. Griff dann mit der Linken in den Sand und drückte ihn zwischen den Fingern zusammen, öffnete die Hand, ließ ihn fallen und biß auf das Gras, zerbiß es in kleine Stücke. Dabei fielen ihm Tage ein, wo er auf Wiesen gelegen und auch Gras durch die Zähne gezogen hatte, grünes Gras. Das war lang her und weit weg. Er machte die Augen auf, drehte den Kopf und blickte über die Hügel hin nach Osten. Unverwandt, unter einem langsam wachsenden Druck.

Herrgott, nein! Was sollte denn das! Er fuhr mit dem Handrücken übers

Gesicht und spuckte die Grasstücke aus. Carajo! und damit wendete er sich ab und sah hinauf in den dunklen Himmel.

Ob die Leute dort oben wohl auch auswandern mußten und solche Geschichten hatten mit Maschinen und Kapitalismus? Auch Kriege machten mit Minen, Granaten und Gas? Dort auch Männer und Weiber herumliefen, die einander die Köpfe verdrehten? Es Frauen gab, die andern gehörten, wie ein eingezäuntes Grundstück? Oder waren da Länder, wo alle alles hatten? Das wäre das richtige Land. Dahin sollte man auswandern. Por Dios! Vielleicht, daß man nach dem Tode dorthin kam und da das ewige Leben anfing, wo es einem so verdammt gut gehen sollte. Ob sie das wohl noch herausbringen würden mit ihren Fernrohren, diese Sterngucker?

Er sah so angestrengt hinauf, als wäre das schon mit dem bloßen Auge möglich und vergaß darüber wieder die Sache da unten in der Baracke. Das war gut.

So stieg er die folgenden Abende wieder hinauf auf den Hügel, legte sich in den Sand und streckte die Nase in die Luft.

Am Ende der Woche nannten die Kameraden ihn schon el astronomo, den Sterngucker.

Sie hatten von Carlos, der ihm die Zeitung noch ein drittes Mal leihen mußte, schon gehört, was in dieser Zeitung stand und was der Maschinist immer wieder las, bevor er den Hügel hinaufstieg.

„Stimmt es?" fragte ihn bald einer.

„Was?"

„Nun, mit den hundert Millionen? Du zählst sie doch!"

Er gab ihm keine Antwort, drehte sich nur auf dem Absatz um und ging weg.

Das reizte, und sie kamen bald mit neuen Fragen.

„Ich möchte gern etwas wissen", meinte ein anderer den Abend darauf.

„Ja?"

„Ob das nicht Bohrlöcher sind?"

„Was?"

„Nun, da auf dem Mond!" und damit deutete er hinauf.

Der Maschinist kehrte ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

Was wollen die nur? dachte er. Können sie einen denn nicht in Ruhe lassen?

Nein, sie konnten nicht. Niemandem erlaubten sie, sich so weit von ihnen zu entfernen. Gleich zupften sie ihn am Rock und holten ihn wieder herunter.

„Hast du ihn schon abgezogen?" fragte am folgenden Abend ein dritter.

„Wen?"

„Wen? Ja, da hast du's wohl gar nicht gesehen? Gestern ist doch einer heruntergefallen von den hundert Millionen!" und dabei hob er den Zeigefinger gen Himmel.

„Paß nur auf, daß nicht gleich wieder einer herunterfällt!" meinte der Maschinist, entschlossen, dem Spott einmal ein Ende zu machen.

„Laß ihn nur fallen, ich fang ihn schon auf!" entgegnete der andere und stellte sich breitbeinig hin.

Der Maschinist sah auf ihn hinunter, maß ihn mit den Blicken und zuckte die Achseln: „Zu wenig."

„Was?"

„Du bist mir zu wenig."

„So!“ knurrte der andere und sprang in die Höhe wie eine Katze, Federico nach dem Hals.

Der fing ihn aber ab und warf ihn in den Sand. In einem schönen Bogen. Alles lachte und klatschte in die Hände. Der Maschinist war auf die Erde zurückgekehrt und hatte ganz menschlich gesprochen. Und großartig dazu; denn da lag Schwung drin, wie er den andern davonfliegen ließ. Caramba! Mit einemmal hatte er die Lacher auf seiner Seite.

„José, bleib da!“ riefen sie jetzt und hielten den Unterlegenen fest, der schon wieder aufgesprungen war, um aufs Neue vorzugehen. Mit einem verdächtigen Griff nach hinten. Das war kein Spaß mehr.

„Ruhe muß sein!“ und sie griffen noch fester zu. „Sei doch gescheit!“ Aber er hörte nicht, sondern riß und zerrte wie unsinnig, um die Arme wieder frei zu bekommen. Dabei konnte ihm einer unbemerkt das Messer aus der hinteren Tasche ziehen.

Im gleichen Augenblick tauchte vor der Baracke eine Gestalt auf.

„Der Gringo!“ flüsterten die Kameraden und ließen José los, der wie unter einem plötzlichen Wasserguß dastand und sich die Haare aus dem Gesicht wischte.

„Was gibt's denn da?“ meinte der Ingenieur im Vorbeigehen.

„Ach nichts. Nur ein Spaß“, antwortete einer aus der Gruppe.

„Spaß?“ und dabei kniff der Ingenieur ein Auge zu und ging über den Hang hinunter.

„Wo ist denn mein Messer?“ fuhr José auf, der plötzlich den Verlust bemerkte.

„Dein Messer? Wird dir herausgefallen sein“, meinte der, der es hatte. „Vielleicht liegt es hier“, und dabei blickte er zu Boden.

„Herausgefallen?“ entgegnete José mißtrauisch, fing aber dann doch an zu suchen, während die andern auseinandergingen.

Drüben neben der Baracke saß Juana, die Frau des Kochs, über einem Poncho, den sie stopfte. Sie hatte alles mitangesehen und blickte jetzt auf, als der Maschinist vorbeiging.

„Deutschland ist stark,“ meinte sie und lächelte ihm zu.

Er wußte keine Antwort darauf und stand nur da unter einer aufsteigenden Röte.

Das war aber peinlich, dazustehen wie ein kleiner unwissender Schüler, also grüßte er mit einem gewaltsamen Lächeln, drehte sich um und ging weiter.

Ein komischer Kauz! dachte sie und sah ihm nach. Wirft Männer durch die Luft wie Bälle und hat Angst vor den Frauen! Es juckte sie ordentlich in den Fingern, die Schlinge noch fester zuzuziehen und ihn ein wenig zappeln zu lassen, zum Vergnügen.

„Nimm dich in acht!“ meinte am gleichen Abend noch der Kamerad Enrique und trat dicht an den Maschinisten heran. „Ich hab dem José zwar das Messer genommen, aber er kann sich leicht ein andres verschaffen. Besser, du läßt dich nicht mehr mit ihm ein und gehst ihm aus dem Weg, dem hitzigen Teufel.“

„Bin ich ihm denn in den Weg getreten?“

„Jaja, ich weiß schon, aber ich meine nur, damit du Bescheid weißt.“

Der Maschinist blieb stehen und schüttelte den Kopf. Sie waren ihm zwischen die Füße gelaufen und hatten ihn nicht gehen lassen, und jetzt sollte er . . .! Nein, das war ihm doch zu dumm.

Ich kündige hier und kaufe mir einen Gaul! dachte er und stieg den Hang hinauf.

Aber dann fiel ihm ein, daß sie vielleicht denken könnten, er liefe aus Angst davon.

Ach was! Sollen denken, was sie wollen! Damit drehte er sich um und sah zurück, als ihm noch etwas einfiel. Denn Juana stand da unten und blickte zu ihm herauf. Ganz deutlich.

Eine Weile blieb er an ihrem Blick hängen, bis er sich plötzlich abwandte. Es hatte doch keinen Sinn, wahrhaftig nicht! Und damit ging er weiter und ließ sich drüben auf der andern Seite des Hügels in den Sand fallen. Mein Gott! Welcher Teufel hatte ihn nur dahergeführt! Aber vielleicht, wenn es ihr doch ernst war und sie ihn auch liebte und ... Aber sie gehörte doch schon dem andern, diesem Pedro da, dem Koch, der ein netter Mensch war und ihm nie in den Weg gelaufen mit den Sternen. Ihn nie verspottet hatte, im Gegenteil ihm seine Portion reichlich zugemessen, ihm als dem Längsten der ganzen Compagnie; zu reichlich, daß er abwehren mußte, weil er jetzt von Tag zu Tag weniger Appetit hatte. Wegen dieser Geschichte.

Nein, er würde nicht mehr umschauen nach ihr. Lieber die Sache zwischen die Zähne nehmen und durchbeißen. Auch den Strick, wenn es nicht anders ging. Den Strick, der ihn an die Compagnie band.

„Sie wollen uns verlassen?" fragte Juana vierzehn Tage danach, als der Maschinist zufällig wieder an ihr vorbeiging.

Er blieb stehen, nickte und blickte zur Seite.

„Warum denn?"

„Ich habe etwas andres, eine andre Stellung."

„Eine andre Stellung?"

Er hörte den Zweifel darin. Nun, man konnte es ihm wohl auch ansehen, daß er gar keine andere Stellung hatte, sondern ...

„Schade!" fuhr sie fort und blickte ihn an, mit ihren dunklen Augen.

Der Maschinist biß die Zähne zusammen und nickte ihr zu. Dabei fing er ihren Blick auf.

Nun, es waren genügend Leute in der Nähe, ihn daran zu erinnern, wo er sich befand. Es war wahrhaftig nicht der Ort und nicht die Tageszeit, seine Hände loszulassen und vielleicht eine Dummheit zu machen.

Entschlossen steckte er sie in die Taschen, spitzte den Mund, als wolle er pfeifen, und ging unter abermaligem Kopfnicken seines Wegs.

Sie sah ihm nach und lachte, ein kleines, lautloses Lachen. Dann wurde sie plötzlich nachdenklich, biß sich auf die Lippen und sah zu Boden.

„Wo ist denn mein Rasiermesser?" hörte sie in dem Augenblick hinter sich eine Stimme, die Stimme ihres Mannes, der aus der Barackentür getreten war und nun dastand mit dem Pinsel in der Hand und dem Gesicht voller Seife.

Sie sah es, als sie sich umdrehte.

„Dein Rasiermesser? Wie soll ich denn das wissen!" So unfreundlich sagte sie das, daß er sie ganz verblüfft ansah. So hatte sie doch noch nie mit ihm gesprochen, ohne Ursache.

Sie mußte es jetzt selbst bemerkt haben, denn sie ging schnell an ihm vorbei und in den Verschlag hinein.

„Da liegt es ja!“ rief sie ihm zu, der ihr langsam nachgekommen war und jetzt unter die Tür trat. Es war aber nicht dagelegen, sondern sie hatte es im Augenblick unter ihrem Nähzeug herausgezogen und hinter den kleinen Standspiegel gelegt.

Er griff nach dem Messer, schüttelte den Kopf und setzte sich: „Nein, so etwas! Da ist es gelegen?“

„Jawohl! In natürlicher Größe!“ entgegnete sie und fuhr noch um einen Ton freundlicher fort: „Aber der Mann da ist blind, vollkommen blind!“ und dabei stupfte sie ihn mit dem Zeigefinger der Rechten mehrmals in den Rücken.

Er lachte in den Spiegel hinein und ihr zu, über die Schulter hinweg. Ja, er war blind.

„Weißt du, daß der Sterngucker weggeht?“ begann sie wieder, während er anfing, sich den Bart abzukratzen, nachdem er das Messer am Riemen abgezogen hatte.

„Wer sagt das?“

„Carlos.“

„Soso! . . . Warum will er denn gehn?“

„Warum? . . Ja . . ., weil ihm das Essen nicht schmeckt.“

„Sangre de . . .!“

„Was ist denn?“

„Ach, geschnitten. Ich hab mich geschnitten.“ Er setzte das Messer ab und wischte das Blut fort. „Weil ihm das Essen nicht schmeckt, sagst du?“

„Ich nicht. Er sagt es.“

„Aber davon hab ich . . . Nein, wart einmal! Du hast recht. Es schmeckt ihm wirklich nicht mehr,“ meinte er.

„Wirklich? Ist das wahr?“

„Por dios! Du sagst es doch!“

„Ich sag es doch nicht, er sagt es.“

Der Koch murmelte irgendetwas Unverständliches, während er sich wieder das Blut abtrocknete.

Also dem Sterngucker schmeckt das Essen nicht mehr! dachte sie. Es stimmte wirklich, was sie nur in einer augenblicklichen Laune so hingeworfen hatte, um ihren Mann, diesen schwerfälligen Menschen, etwas zu ärgern. Keinen Appetit mehr, Dios mio! Und sie lachte wieder ihr lautloses Lachen. Dann zog sie einen Hocker heran und setzte sich mit ihrer Flickarbeit so, daß sie das Gesicht ihres Mannes im Spiegel beobachten konnte.

„Ich weiß, warum ihm das Essen nicht mehr schmeckt,“ begann sie, nachdem sie ein paar Stiche gemacht hatte.

„So!“ Der Koch setzte das Messer ab, um sich nicht wieder zu schneiden. „Warum denn?“

„Haha! Das möchtest du gern wissen, nicht wahr? . . . Was bekomm ich, wenn ich's dir sage?“

„Nichts,“ murmelte er und nahm die andere Backe unter das Messer. „Soll er das Essen stehen lassen, wenn's ihm nicht schmeckt. Mir ist's gleich.“

Sie ließ den Kopf sinken und ärgerte sich. Leichte Angriffe prallten an diesen Mauern ab. Sie mußte schwereres Geschütz auffahren.

„So, dir ist's gleich. Sollte dir aber nicht gleich sein, mein Lieber! Geht dich sehr nah an."

„Es hat sich noch niemand über das Essen beschwert. Ich müßt es doch wissen."

Sie lachte. Nein, dieser Mann merkte nichts und begriff nichts. Gut, daß er eine solche Frau hatte, der es nur um eine kleine Unterhaltung zu tun war in dieser trostlosen Gegend ohne Cine, Radio und Theater, sonst . . .

„Wer redet denn vom Essen!" Damit nahm sie das Gespräch wieder auf und griff nach dem Fleck, um ihn in das viereckig zugeschnittene Loch der Jacke einzusetzen.

Er ließ das Messer sinken, drehte sich um und starrte sie an. Die Frauen waren manchmal merkwürdig. Gewiß. Er hatte schon seine Erfahrungen. Aber so etwas war doch vollkommen unverständlich. Spricht die ganze Zeit vom Essen und fragt jetzt, wer vom Essen redet!

Nachdem er sie eine Weile betrachtet hatte, die schweigend dasaß über ihrer Arbeit, schüttelte er den Kopf und kehrte das Gesicht wieder dem Spiegel zu.

Sie sah auf und ihre Blicke trafen sich in dem Glas. Sie lächelte und warf ihm eine Kußhand zu. „Mann dumm!" flüsterte sie und blinzelte. „Weiß nichts und merkt nichts."

„Was soll ich denn merken?" meinte er halb ärgerlich, halb belustigt.

„Möchtest du wissen, nicht wahr? Aber umsonst wird nichts verraten."

„Also, was kostet es?"

„Was das kostet? . . . . Ein Paar Schuh, neue Schuh."

„Hoho! Neue Schuh, hier? Wozu? Nein, kauf ich nicht. Zu teuer!"

„Nun, dann kauft sie ein anderer. Ich brauche nur so machen," dabei spitzte sie den Mund, „und er kauft."

„Soso! Nur so! Nun, dann brauche ich nur so machen," und damit fuhr er herum, hob das Messer und griff mit der Linken nach ihrem Hals, „und er kauft nicht."

Sie sprang auf und wich lachend zurück. Jetzt war der Schuß durch die Mauer gegangen. Wahrhaftig! So hatte sie ihn noch nicht gesehen. Es war höchste Zeit zum Löschen. Die ganze Festung brannte.

„Leg das Messer weg! Dann sag ich dir was."

Zögernd folgte er der Aufforderung, als sie schon auf ihn zutrat und sich ihm auf den Schoß setzte: „Glaubst du, daß jede hübsche Frau gleich ein Paar neue Schuhe haben kann, wenn sie will? Nein, sieh mich an!" und dabei nahm sie den noch halbeingeseiften Kopf zwischen ihre Hände. „Sag, glaubst du?"

Er rührte sich nicht und sah finster zu Boden.

„Ob du glaubst, frag ich."

Keine Antwort.

„Also du glaubst nicht? Trotzdem kann sie, wenn sie will. Aber sie will nicht. Hörst du? Sie will nicht!" Damit nahm sie ihn um den Hals und gab ihm einen Kuß mitten auf den Mund.

Da klopfte es an die Tür, und sie sprang auf und ging, um zu öffnen. Einer der Leute war es, der seine frischgewaschene Wäsche holen wollte. Sie suchte sie

hervor, gab sie ihm und nahm das Geld dafür in Empfang, während ihr Mann nach Pinsel und Messer griff.

Weil ihm das Essen nicht schmeckt, geht er! So etwas! Weil ihm das Essen nicht schmeckt! dachte er, seifte die Backe von neuem ein und fing an, sie abzuschaben. Und ...? War das er vielleicht auch, er, der andere, der Schuhe kaufen wollte? Hatte wohl gerade davon gesprochen mit ihr, vorhin, als er sein Rasiermesser suchte. Sangre de Dios! Da mußte man doch ein paar Worte sagen, ein paar deutliche Worte.

Die letzte Woche vor seinem Weggang trug der Maschinist jeden Abend seinen schweren Kopf und das dumme Herz den Hügel hinauf. Er konnte das ungestört tun. Sie ließen ihn jetzt in Ruhe. Hatte er doch zudem gekündigt und ging in ein paar Tagen fort. Warum ihn also noch reizen, zumal das gar nicht ungefährlich war. Man hatte es gesehen.

Also lief ihm niemand in den Weg, und er konnte ruhig oben hinter dem Hügelrand seine ganze Länge in den Sand legen und nachdenken über die Geschichte da unten oder die Augen zwischen den Sternen spazierengehen lassen, den hundert Millionen.

Sonnen waren das also! Lauter Sonnen, die blitzten und funkelten, wie ihre Augen. Er hatte doch schon viele Mädchen und Frauen gesehen, aber so eine wie diese war ihm noch nicht begegnet. Nein! Aber was wollte er denn, was sollte denn das! Er drehte den Kopf, der ihm auf die Seite gesunken war, und blickte wieder hinauf gegen den Himmel. Also lauter Sonnen waren das, Sonnen, die auch wohl ihre Erden hatten, ihre Jupiter und ihre Marse, wie der Herr da meinte, der es in die Zeitung drucken ließ. Planeten, die von den Sonnen ausgespuckt wurden und die nun um sie herumflogen wie die Bola oder das Lasso um den Kopf des Gaucho. Die erst glühend waren, aber mit der Zeit durch das Herumfliegen ihre Hitze verloren und eine kalte, harte Schale bekamen, auf der dann die Geschichte anfing mit Würmern und Urtieren, Haifischen und Seelöwen, Guanacos und Affen, bis Gott den Menschen machte und ... Nein, von Gott war da nirgends die Rede in dieser Zeitung. Gott kam gar nicht darin vor. Die Sonnen hatten Brocken ausgespieen wie die feurigen Berge die Lava, und die Brocken flogen dann von selber herum und hießen Planeten. Von Gott war gar nichts zu sehen. Aber hatte er nicht das Paradies und den Menschen, die ersten Menschen ...?

„Du hast gekündigt wegen des Essens. Gibt es da droben vielleicht besseres Essen, he?" kam plötzlich eine Stimme aus dem Halbdunkel, während ein runder Kopf und ein Paar breite Schultern über dem Hügelrand aufgingen.

„Gibt es da vielleicht besseres Essen?" ertönte es noch einmal von oben, denn unten auf dem Boden rührte sich nichts. Nur das obere, auf den gekreuzten Armen ruhende Ende der langhingestreckten Gestalt hatte eine kleine Drehung gemacht in der Richtung, aus der die Stimme kam.

Besseres Essen da oben? Was war das für ein Unsinn? Wollte der Koch, Federico hatte ihn an der Stimme und Gestalt erkannt, jetzt auch anfangen, ihn mit den Sternen zu ärgern? Gut! Mochte er, wenn es ihm Spaß machte, aber antworten würde er darauf nicht. Zu dumm war es und schon zu viel, daß er

ihm überhaupt das Gesicht zugedreht hatte. Er wendete sich also wieder ab und blickte von neuem, ohne die Rückenlage zu wechseln, gen Himmel.

„Du bist dir wohl zu gut für eine Antwort, he?" meinte der andere und trat einen Schritt näher.

Der Maschinist rührte sich nicht.

„Sangre de Dios!" fuhr es dem Koch heraus, aber dann erinnerte er sich doch, was er sich als Caballero schuldig war: „Ich will dem Herrn nur sagen, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob ihm das Essen schmeckt oder nicht. Aber daß der Herr Schuhe kaufen will, das ist mir nicht gleichgültig. Verstanden?"

Schuhe kaufen! dachte Federico und mußte unwillkürlich den Kopf wieder drehen und den andern betrachten. Schuhe kaufen? War der Koch verrückt geworden oder ...? Jedenfalls hatte er, Federico, jetzt noch weniger Grund, den Mund aufzumachen. Mochte der in Gottes Namen auch noch mit den Sternen daherkommen, wenn es ihm Spaß machte, aber bitte nur bei Tag und da unten! Doch ihm hierher nachzulaufen und solchen Unsinn zu schwatzen von Essen da oben und Schuhen, das war wirklich zu dumm! Damit kehrte er sich wieder ab und drehte ihm die Rückseite zu.

Der Koch war aber nicht gewillt, sich so behandeln zu lassen. Nein, ein Caballero hatte das nicht nötig. Besonders in einem solchen Fall, wo es keinen Zweifel mehr gab, daß der Maschinist derjenige war, der seiner Frau Schuhe kaufen wollte. Hatte es doch José auch gesehen und ihm zugesteckt. Paß nur auf! hatte der gesagt, der Sterngucker läuft nicht bloß den Sternen nach! Und jetzt lag dieser feine Herr da vor ihm im Sand, kehrte ihm den Hintern zu und würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Por Dios!

„Stehn Sie auf, wenn ich mit Ihnen rede!"

Jetzt wird er auch noch frech! dachte der Maschinist und hätte sich am liebsten noch mehr hingelegt, wäre das möglich gewesen.

„Nun?" knurrte der Koch und machte noch einen Schritt, ein wenig zu weit, denn er stieß mit der Stiefelspitze an. Ob es beabsichtigt war oder nicht, ließ sich schwer sagen.

Auf jeden Fall wirkte es mehr als alle bisherigen Worte, denn der Maschinist stand wirklich auf. Verhältnismäßig schnell für seine Größe. Und über Erwarten rasch fühlte sich der Koch bei der Brust gepackt und den Abhang hinuntergestoßen.

Irgendeinen Ton außer dem Geräusch des fallenden Körpers hörte man dabei nicht.

Der Körper aber erhob sich und kam wieder herauf, und dann fuhr oben einen Augenblick lang ein Arm durch die Luft, und ein anderer Körper fiel hin, rücklings in den Sand.

Der Koch stand und wartete, doch da weiter nichts kam als ein gurgelnder Laut, drehte er sich um und ging langsam über die Spitze des Hügels hinweg und auf der anderen Seite hinab, mit einer tastenden Bewegung nach hinten, unter die Jacke.

War das nicht ...? Ja, die Hand war feucht. Er bückte sich, steckte sie in den Sand und wischte sie dann an einem Grasbüschel ab.

Unten in der Baracke war es dunkel, als er davor ankam. Man hatte sich also schon schlafen gelegt.

Er ging darum herum und griff schon nach der Klinke, um die Tür zu dem Verschlag zu öffnen, als er innehielt und überlegte. Allem Anschein nach war der Vorgang von niemandem beobachtet worden, aber man konnte schließlich nicht wissen, was dabei herauskam. Er hatte keine Zeugen und wußte nicht . . . Ja, er wußte überhaupt nicht genau . . . Und dabei war es doch sehr wichtig, etwas Genaues zu wissen.

Er stieg also abermals den Hügel hinauf, kam aber gleich wieder herunter und fing an, etwas zu suchen. Als er es gefunden hatte, kehrte er rasch wieder um und blieb nun eine gute Stunde aus.

Wäre jemand in der Nähe gewesen, so hätte er bemerken können, daß auf dem Grunde der jenseitigen Talmulde einer fieberhaft arbeitete. Um so fieberhafter, als der Mond gerade über den Hügelrand gestiegen war und die Stelle beleuchtete, die gleiche Stelle, auf der einmal der Gaucho übernachtet hatte.

Nach Verlauf einer guten Stunde erschien Pedro, wie schon gesagt, wieder bei der Baracke, legte leise Spaten und Schaufel zu den andern, machte die Tür zu dem Verschlag auf und ging hinein.

Die Frau schlief schon. Gut, daß sie schlief und ihn nicht hörte. Was brauchte sie es zu wissen. Weiberzungen gingen zu leicht spazieren.

Was ist denn das? dachte Juana am andern Morgen, als sie vor ihrem Mann erwachte und die roten Flecken an seiner rechten Hand sah und an seinem Hemdärmel, da auf der Bettdecke. Und die ganz große Augen bekam, als sie dann von den anderen hörte, daß der Sterngucker nicht mehr da war, ganz plötzlich verschwunden seit dem gestrigen Abend.

War er so ausgegangen, ihr kleiner Spaß? Mit beiden Händen griff sie sich an den Kopf und starrte vor sich hin. Entsetzlich, diese Männer! Entsetzlich und nicht zu verstehen!

„Weiß denn niemand, wo er steckt?“ fragte in dem Augenblick draußen der Ingenieur.

Nein, niemand wußte es. Aber er hatte ja sowieso gekündigt, wäre die Woche darauf doch fortgegangen. Was sollte man da noch lang nach ihm suchen. Merkwürdig war nur, daß er einfach so fortgelaufen war ohne alles. Weiß der Teufel, was er für einen Grund gehabt hatte!

„Wird zu seinen Sternen gegangen sein,“ meinte José leise und sah den Koch so von der Seite her an.

„Ich glaube, wir bekommen Regen,“ entgegnete der und blickte an ihm vorbei, über die Hügel hinweg, gegen den Himmel, der dunkel wurde von heraufziehenden Wolken.

Gedanken zur Metapolitik des Sprachenkampfes

Von

Max Hildebert Boehm

Wenn wir das Wort „Sprache" hören, dann wird unsere Vorstellung viel zu einseitig auf einen Inbegriff von Worten und Verknüpfungsgesetzen gelenkt, dessen Verständnis und Gebrauchsfertigkeit man sich gleichsam logisch-mechanisch aneignen kann. Über die so verstandene Sprache läßt sich vielerlei beschreibend und wertend aussagen, also etwa über ihren Reichtum oder ihre Armut an Worten, Wandlungs- und Verknüpfungsformen, über ihren Klang, ihre Rationalität, ihre Verwendbarkeit für diesen oder jenen Zweck. Diese Sprache hat auch ihre Geschichte, ihre Abstammung und ihre Entwicklungsrichtung. Sie läßt sich mit andern Sprachen unter den obigen und andern Gesichtspunkten vergleichen, eben als eine von raumzeitlichen Einmaligkeiten losgelöste Gegenständlichkeit.

Wenn wir jedoch in der Politik von Sprachengesetzen, Sprachenkampf, Sprachenunterdrückung, Sprachenzwang u. dgl. reden, so ist mit Sprache offenbar etwas vollkommen anderes gemeint. Die Sprache wird jetzt in einer bestimmten Beziehung zu bestimmten Menschen oder Gruppen unter bestimmten örtlichen und zeitlichen Bedingungen gesehen. Es handelt sich also um die Sprache in ihrer spezifischen gesellschaftlichen Funktion. Hierfür fehlt es an einem brauchbaren Ausdruck. Vielleicht läßt sich für gewisse hierher schlagende Sachverhalte das Wort Sprachigkeit vorschlagen. Denn Mussolinis Kampf richtet sich nicht gegen die deutsche Sprache, sondern gegen die Deutschsprachigkeit der Südtiroler. Unter Sprachigkeit könnte man also das Verhältnis eines einzelnen oder eine Gruppe zu der Mannigfaltigkeit der Sprachen verstehen, wie man es in Wirklichkeit tut, wenn man von Doppelsprachigkeit redet. Übrigens zeigt der Wirrwarr, der im Gebrauch von „sprachig" und „sprachlich" herrscht, daß Unsicherheit der Begriffe und Worte Hand in Hand gehen. „Sprachlich" sollte nur in bezug auf Sprache im sachlichen Sinn, „sprachig" unter Beziehung auf ausübende Menschen und Gruppen gebraucht werden.

Es ist bemerkenswert, daß vielleicht die einzige alteingebürgerte Bezeichnung für die spezifische soziale Funktion der Sprache das Wort Muttersprache ist. Es stammt aus dem mittelalterlichen Latein, dringt schon in der Reformationszeit im Deutschen durch, zumal auch im Plattdeutschen, wo die „Modersprak" ja innerhalb der Nation selber zum Problem wurde. Das entsprechende Wort kommt beispielsweise auch im Französischen vor, ebenso im Tschechischen, während der Pole interessanterweise „Vatersprache" sagt. Alle übrigen Besonderungen, die in unserem Kampf aktuell geworden sind, wie Staatssprache, Amtssprache, Verkehrssprache, Vermittlungssprache, Hilfssprache,

Fremdsprache usw. sind neue und schwankende Bildungen. Differenzierende Bezeichnungen, wie sie besonders den Statistiker interessieren, sind gewiß örtlich und zeitweise aufgetaucht, haben sich aber, da die Nation in ihrer Gesamtheit nicht vor dem Problem stand, auch nicht allgemein durchgesetzt. In einer Spezifizierung der Sprache im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Funktionen ist vor allem die Aufgabe einer ethnopolitischen Wissenschaft gelegen, die nicht bei einer bloßen Beschreibung des empirischen Oberflächenbefundes ihrer Erscheinungswelt stehen bleibt.

Von dieser Betrachtung aus erscheint auch das Verhältnis von Sprache und Mundart, das man aus Gedankenlosigkeit nur zu oft ausschließlich den Sprachforschern überläßt, in einer völlig neuen und für die Politik wesentlichen Beleuchtung. Für einen sehr großen Teil des deutschen Volkes ist die hochdeutsche Sprache grammatisch genommen eine Fremdsprache, die mit zweifelhaftem Recht als Muttersprache bezeichnet wird und die sich gar nicht so erheblich von der Rolle unterscheidet, welche die hochdeutsche Sprache etwa für den Masuren einnimmt. Die Erscheinung der Doppelsprachigkeit, die häufig als Sprachüberschichtung im gesellschaftlichen Sinn auftritt, hängt also auch mit der Frage der Schriftsprache engstens zusammen.

Ein weiterer Problemkreis liegt in Erscheinungen beschlossen, wie sie in dem Vulgär-Latein der Spätantike uns historisch faßbar sind, wie sie im Vulgär-Englisch in Indien und im Vulgär-Deutsch in Ostmitteleuropa unserer Beobachtung vor Augen liegen. Im Zusammenhang damit müssen die Absterbevorgänge der Sprache gesehen werden, die neuerdings in Gestalt der Sprachschuttwörter (Agfa, Jungdo, „Kukirolen Sie", S. H. S., Komintern) zu überwuchern beginnen. Wir können hier von einem Vorgang der Esperantisierung von Kultursprachen reden, der ein Gegenstück zu der wesentlich anständigeren Esperantisierung von Kleinvölkersprachen darstellt, die in den Sprachlaboratorien der neuen Oststaaten betrieben wird.

Die bedeutsame Schrift, die ein zeitgenössischer Denker ohne Namensnennung unter dem Titel „Die deutsche Renaissance" (Heidelberg, Kampmann 1924) veröffentlicht hat, bietet Ansätze einer grundlegenden Wesensdeutung der Sprache, indem sie die „demotische" Sprache von der „hieratischen" scheidet: „Als Verständigung ist das Wort demotische Sprache und dient den Handelsgeschäften. Es ist die Sprache, die heute von Krämern über die Parlamente (ein kleiner Schritt) bis zu den Akademien reicht . . . . Wo es aber nicht mehr um die Dinge geht, sondern um das Gesetz der Dinge, da versagt der Sprache demotischer Gang . . . Bannformeln und Schöpfungsworte sind stets Geheimnisse der Magier . . . . Nicht umsonst schafft sich das Volk seine großen Redenden, die stets von großen Schweigern begleitet sind. Dies geschieht, damit ein Volk sich beruft. Aus solchen Worten aber stammt alle Philosophie." Diese zweite substanzielle Erscheinungsform der Sprache wird an andern Stellen der genannten Schrift die hieratische genannt.

Wir rühren von fern an diese Gegenüberstellung, wenn wir Nutzsprache und Weihesprache auseinanderzuhalten suchen. Das Extrem der Weihesprache ist das unverstandene Latein bzw. Kirchenslawisch einiger Konfessionen, der hieratische Ursprung der Geltung des Hochdeutschen hängt mit der Lutherschen Bibelübersetzung zusammen. Wenn heute das Lettische und Estnische selbstbewußte Sprachen, das Kaschubische ein aufsaugbarer Dialekt ist, so ist daran jedenfalls auch die Tatsache beteiligt, daß die Reformation den erstgenannten Sprachen (durch deutschbaltische Vermittlung) die Würde einer Kirchensprache verlieh, während der Katholizismus der „Muttersprache" keine letzte Weihe zuerkannte.

Das Extrem der Nutzsprache ist die von allen Göttern verlassene künstliche Weltsprache. Eine Annäherung bildet der spätalterliche Zivilisationsjargon bzw. das ihm wesensmäßig verwandte Verschleifungserzeugnis, das wir z. B. auf Grundlage des Deutschen aus dem Munde Fremdvölkischer von Reval bis nach Belgrad auf allen

Bahnen und öffentlichen Plätzen hören können. In beschränktem Umfang ermöglicht es eine demotische Verständigung über entseelte Gehalte des Lebens, hat aber schlechterdings keine Beziehung zu dem Heiligtum, das jede Nation in ihrer Sprache beschlossen weiß und das ihrem Kampf für die Geltung ihrer Sprache die letzte Würde gibt.

Demotisch ist nun ihrer Natur nach fast jede Sprachübermittlung als Fremdsprache. Eine Ausnahme macht höchstens die Art, wie in mittelalterlichen Klosterschulen Latein, wie in der Blütezeit des Humanismus auf deutschen Gymnasien Griechisch gelehrt werden konnte. Die Deutschen, die im Ausland für deutschen Unterricht durch deutsche Lehrer kämpfen, lehnen damit die rein demotische Übermittlung der Muttersprache ab. Sie verlangen, daß im Sprachunterricht nicht nur die Fertigkeit in einer Sprache, sondern gleichsam der Glaube an sie, der hieratischen Ursprungs ist, wirksam werden soll.

Zwischen der reinen Weihesprache und der reinen Nutzsprache gibt es aber Zwischenformen, die für uns von entscheidender Bedeutung sind. Der nationale Individualismus, der seit der Renaissance allmählich alle europäischen Völker erfaßt hat und als Unterströmung auch da wirksam ist, wo man jeden „Nationalismus" ableugnet, hat der „Muttersprache" eine mythische Weihe verliehen, die sie früher nicht gehabt hat. Ein einseitiger Kulturbegriff, der sich seit der Romantik besonders durchgesetzt hat und der mythischen Ursprungs ist, führt dahin, daß die Muttersprache als selbstverständliche Grundlage der Kultur — einer vorhandenen oder einer postulierten — angesehen wird.

Das Wort ist aber nicht nur Mär, es ist auch Befehl. Man kann der mythischen die magische Funktion der Sprache gegenüberstellen. Uns fehlt der Begriff der Vatersprache in einem Sinn, der all die Funktionen zu umfassen hätte, die gleichsam nicht eine mütterliche Bestätigung, sondern väterlicher Widerhalt des gegebenen Wesens des Einzelnen wie der Gruppen darstellen. Um den Vergleich zu verstehen, muß man sich den Unterschied mütterlicher Pflege, die Anlagen organisch entwickelt, und väterlicher Zucht, die kategorisch fordert, vor Augen halten. In dem Maße, wie die Geltungsminderung des echten „Priestertums" in einem großen Teil Europas die Kultur sozusagen den „Müttern" ausgeliefert hat, ist der rein männlichen Gewalt, die im Staat gipfelt, eine besondere Würde zugefallen. Die kulturbildende Kraft, die ausgeprägte Nurstaaten wie Preußen und Ungarn ganz besonders auch auf Fremdstämmige ausgeübt haben, bedient sich des Mittels der Vatersprache. Das ist die Sprache, in der nicht sowohl gelehrt, als vielmehr befohlen, in der das Todesurteil ausgesprochen und der Befehl zum Sturm gegeben wird. Die Sprache, in der im tiefsten Grund die Blutgewalt des Staates verkörpert liegt, übt eine eigentümliche umformende Kraft, zugleich eine Auslese auf Fremdvölkische aus, zumal wenn durch zivilisatorische Gleichgültigkeit oder etwa durch Mischheiraten die muttersprachliche Grundlage brüchig geworden ist. Hier handelt es sich um Urgesetze, denen wir offen ins Auge sehen müssen, wenn wir nicht in der Nationalitätenfrage schweren Illusionen verfallen wollen. Für die Zukunft des Auslanddeutschtums sind diese Zusammenhänge von geradezu entscheidender Bedeutung.

Dem Binnendeutschen fehlt gemeinhin völlig die Erfahrung der Geltung einer Sprache und mit der Erfahrung zugleich das Verständnis für einen wichtigen nationalen Lebensbereich. Schon die vorigen Ausführungen zeigten, wie grundfalsch es ist, das Wesen der Sprache auf die Mitteilung beschränkt zu sehen. Die Sprache ist in jedem Fall zugleich Ausdruck und insofern Willensakt, als ihrem Gebrauch die Anforderung auf Verständnis, Gehorsam oder Anerkennung innewohnt.

In gemischtsprachigen Gegenden bedingt der Gebrauch dieser oder jener Sprache eine Entscheidung. Sogar bei dem, der nur eine sprechen kann, wird als Entscheidung empfunden, daß er die andere nicht gelernt hat: eine Wurzel für die unterschiedliche Behandlung, die der Einheimische und der Reichsdeutsche bei der Unkundigkeit in ein und derselben Sprache durch gewisse ausländische Behörden im Osten erfährt. Diese Entscheidung berührt immer irgendwie sowohl die Stellung zur eigenen wie zur fremden

Sprache und damit auch zu den dabei beteiligten Volkstümern. Der seelische Hintergrund eines und desselben Aktes kann dabei ganz verschieden sein. So kann beispielsweise der Gebrauch der fremden Sprache Unterwürfigkeit und Opportunismus (beim reichsdeutschen Reisenden in Südtirol), Herablassung, Stolz oder gar Hochmut (der baltische Gutsbesitzer vor dem Krieg, der keinen Wert auf das Deutschlernen seiner Leute legte), nationale Gleichgültigkeit (der rein demotisch eingestellte Geschäftsreisende, der das Problem als solches gar nicht begreift) versinnbildlichen. Umgekehrt kann der Gebrauch der eigenen Sprache nationalen Stolz (beispielsweise bei Deutschlands erstem Auftreten im Völkerbund) oder Bescheidenheit und Unterwürfigkeit (der lettische Bauer, der dem Herrn gegenüber es nicht wagte, in dessen Sprache zu radebrechen) sinnbildlich zum Ausdruck bringen. Die Entscheidung aus dem positiven oder negativen Geltungsbedürfnis der Sprache heraus ist Angelegenheit einer nationalen Moral, sie ist daher irrational und infolgedessen unabhängig von dem rationalermaßen als vorherrschend angesehenen Mitteilungsbedürfnis, ja, diesem oft mit trotzigem Bewußtsein entgegengesetzt. Ein Beispiel dafür sind Bahnaufschriften in ostmitteleuropäischen Durchgangsländern, bei denen der staatliche Nationalismus lieber das gemeinhin unbekannte Französisch als das fast allgemein bekannte Deutsch anwendet.

Hier ist der Punkt gegeben, wo der Sprachenzwang einsetzt. Er will die freie Entscheidung des Einzelnen, die immer wieder der praktischen Nutzerwägung zum Opfer fallen könnte, durch feste Regeln ersetzen. So entwickelt sich ein sprachlicher Ehrenkodex, ein geschriebener beim Staat und seinen Organen, der oft gegen deren Bequemlichkeit und die Verwaltungsraison gerichtet ist, ein ungeschriebener bei der unterdrückten Nationalität, die dem Sprachenzwang den Sprachentrotz entgegensetzt.

Die Gesetze der Sprachgeltung oder genauer der Sprachgeltendmachung werden durch den Wachstumswillen der Völker wesentlich beherrscht. Der Fall, daß eine Sprachminderheit aus Rasseninstinkt und aristokratischer Exklusivität dem Wachstum durch sprachliche Proselytenmacherei widerstrebt, wie das zum Teil bei den Balten der Fall war, ist eine seltene Ausnahme. Die emporgekommenen Unterschichtenvölker, überhaupt die demokratisierten Nationen des letzten Jahrhunderts haben solche Bedenken nicht. Sie trachten also die Sprachmagie und deren Vergröberung, den Sprachzwang, in den Dienst des nationalen Wachstums zu stellen. Die Franzosen versuchen bekanntlich die Werbekraft ihrer Sprache selbst unter offenbarem Rasseverrat auf Kosten des eigenen Blutes den Negern gegenüber auszunutzen. Namentlich zahlenmäßig kleine oder physisch schwindende Völker sehen sich auf diesen Weg der künstlichen Streckung ihrer Volkszahl verwiesen.

Prüfen wir nun die Geltungsgrundlagen der einzelnen Sprache, so liegt sie nach der Seite des Mythischen im Reichtum und der Tiefe der in ihr ausgedrückten Kultur beschlossen, die mit der Größe des Volkes engstens zusammenhängt, nach der magischen Seite ist sie in der wirklichen Macht zu suchen, die sich hinter sie stellt und die wiederum auf die Größenordnung der Völker zurückverweist. Die Geltungsüberspannung, die sich die meisten heutigen Kleinvölker ihren Sondernationalen gegenüber auf dem Gebiet der Sprache leisten können, deutet letzten Endes doch auf kulturelle Armut und politische Schwäche. Wenn das heute herrschende Staatsvolk seiner sprachlichen Geltung den Rückhalt an den auf die Blutgewalt gegründeten magischen Kräften des Staates auch über den baren Zwang hinaus zu verleihen sucht, so muß demgegenüber auch die Frage nach dem Geltungsrückhalt der unterdrückten Sprache aufgeworfen werden. An diesem entscheidenden Punkt enthüllt jedes Kulturproblem seinen politischen, d. h. auf Kraft, Wille und Macht bezogenen Kern.

Hier ist für unser Auslanddeutschtum schlechterdings entscheidend, daß ihr situationsmäßiges Minderheitentum sich psychologisch nicht auf ihr Sprachgeltungsbewußtsein übertragen darf, wenn nicht schwerste Entnationalisierungsgefahren entstehen sollen. In

jedem jungen Auslanddeutschen muß das Bewußtsein entwickelt und bestärkt werden, mit seiner Muttersprache eine Sprache von Weltgeltung zunächst einmal im demotischen Sinn einer großräumlichen Vermittlungs- und Verkehrssprache und damit einen sozialen Geltungsvorteil überkommen zu haben, um den sich andere erst zu bemühen haben und den ihre Wettbewerber und Unterdrücker für ihre Sprache niemals erreichen werden und erreichen können.

Hinter diesem Sprachgeltungsbewußtsein darf und muß der Anspruch des Auslanddeutschen stehen, in diesem Sprachsinn Schutzbürger einer wiedererstarkenden Großmacht zu sein, zu deren vornehmsten Aufgaben es gehört, in ihrer Außenpolitik diese nüchtern demotische Geltung der deutschen Sprache in dem Maße durch politischen Machtwillen durchzusetzen, wie die Kleinvölker es sich leisten zu dürfen glauben, die natürliche Geltung ihrer Sprache durch Rückgriff auf äußere Staatsmachtmittel zu überspannen. Immer im demotischen Sinn gesprochen, ist die Übereinkunft der Interessen der deutschen Minderheiten in den fremden Staaten mit den Interessen einer deutschen Weltsprachenpolitik im mitteleuropäischen Raum in demselben Sinn ein glücklicher Zufall, wie es das Pech der Deutschamerikaner ist, daß das Deutsche Reich für ihre Sprachgeltungswünsche nichts unternehmen kann. Andererseits ergibt sich aus dieser Überlegung der Grund, warum gerade die mitteleuropäischen Auslanddeutschen nicht nur eine Erstarkung des Reiches, sondern natürlicherweise auch eine Erstarkung derjenigen Kräfte im Reich wünschen müssen, von denen in diesem Sinn eine sichere nationalkulturelle Außenpolitik zu erwarten ist, die zwischen überschwänglichem Auftrumpfen und schwächlicher Leisetreterei die richtige Mitte hält. Darunter können unmöglich diejenigen Kräfte verstanden sein, die dem Ideal eines anationalen Staates anhangen und die „Volksgemeinschaft" namentlich in ihrem gegenwärtigen Zustand chaotischer Gestaltlosigkeit wildwuchernd sich selbst oder etwaigen anderen Interessenten überlassen wollen. Wir sahen bereits, daß diese Kulturauffassung günstigstenfalls einer Überschätzung der mythischen gegenüber den magischen Wurzeln entstammt, die von staatlichem politischen Wollen nicht zu trennen sind.

Ist es, politisch gesprochen, das Bestreben der beati possidentes der heutigen Machtverteilung in Europa, die Nationalitäten zu Minderheiten inmitten schrankenloser Demokratie herabzudrücken und ihr Sprachgeltungsbewußtsein damit vom Machtrückhalt an ihren Mutterländern abzuschneiden, so vollzieht sich die Abschnürung vom hieratischen Rückhalt am Muttervolk auf anderen Wegen. Einer wurde bereits erwähnt: die Vermittlung der Muttersprache durch den fremdvölkischen Staatsschullehrer. Hier vermag die Autonomieforderung einen Riegel vorzuschieben: mit der Selbstverwaltung der Schule ist die vollumfängliche Selbstvererbung des sprachlichen Heiligtums innerhalb der Minderheitsnationalität sichergestellt, die in der Staatsschule der Mehrheitsbevölkerung eine Selbstverständlichkeit darstellt. Die Gefahr, die bleibt, besteht darin, daß sich eine der Gesamtnation entfremdete Teilnationalität entwickelt, wie im Deutschschweizertum, wo die Magie eines Sonderstaatsgedankens seltsame Zwitterbildungen herbeiführt, an denen die besten Deutschschweizer zeitlebens gelitten haben, oder daß die Zusammenhänge mit der Gesamtnation in anderer Weise unvollständig und teilhaft bleiben, woraus sich dann antithetische Überspannungen, wie die zwischen Kulturnation und Staatsnation, entwickeln, mit denen wir gerade in unserer einzigartigen Lage nicht weiter kommen.

Gerade für den hieratischen Sprach- und Kulturrückhalt der Auslanddeutschen an der Gesamtnation ist freilich von entscheidender Bedeutung, daß das kulturelle Leben der Nation quellkräftig bleibt und nicht in jenes Stadium zivilisatorischer Erstarrung eintritt, das uns als Beginn des abendländischen Untergangs verkündigt wird. Dieser Auffassung würde eine völlige Verlegung auf eine demotische Sprachpolitik entsprechen. Ein überaus bedenkliches Zeichen auf sprachlichem Gebiet ist freilich die Durchsetzung unserer Sprache mit den erwähnten Sprachschuttwörtern und die Distanzlosigkeit vor

9*

allem, mit der Dinge von einer gewissen nationalen Würde, wie beispielsweise das Eiserne Kreuz („Ekaeins"), in dieser mechanistischen Weise benannt werden. Hier liegt ein überaus ernster Einbruch des demotischen in den hieratischen Sprachgebrauch vor. Ein anderes verwandtes Anzeichen ist die Abschleifung der deutschen Sprache im Telegrammstil des Geschäftslebens und in gewissen lyrischen Erzeugnissen, in denen sich häufig Sprachveränderungen frühzeitig ankündigen. Wenn auch von solchen Symptomen her ein tiefer liegendes Übel nicht geheilt werden kann, so soll doch andererseits das Eindringen des Nutzgeistes in das Heiligtum der Sprache auch in seinen äußeren Erscheinungsformen bekämpft werden. Derlei Dinge sind jedenfalls viel wesentlicher als die radikale Ausrottung gut eingewurzelter Fremd- und Lehnwörter, so sehr eine Reinigung der Sprache von Fremdkörpern auch dieser Art zu begrüßen ist, wenn sie aus schöpferischem Geist heraus erfolgt. Wir glauben gegenüber all den erwähnten Krankheitserscheinungen an eine Entfaltungsmöglichkeit von Kräften, die als solche metapolitischer Natur sind, dafür aber den auslanddeutschen Volksgenossen um so unmittelbarer zu erreichen, ja, die eben aus der bewußt wiedergewonnenen Lebenseinheit mit ihm zu erwachsen vermögen. Diese Rückwirkung gesamtdeutscher Gesinnung und Verantwortung ist in der deutschen Jugendbewegung deutlich spürbar. Über jene negative Abriegelung fremdvölkischer Einflüsse hinaus ist es der übertechnische Sinn der selbstverwalteten auslanddeutschen Schule, daß der aufrechterhaltene oder wiedergewonnene enge Lebenszusammenhang mit dem Gesamtvolk im Sprachlichen und darüber hinaus in Geist und Gesinnung sich ungehemmt auswirken kann.

Dabei sind die Kräfte nicht zu entbehren, die das Volkstumsbewußtsein aus der Vertiefung des Heimatgefühls ziehen kann. Aber auch im Sprachlichen ist doch vor einer Überschätzung des Mundartlichen zu warnen. Eine ernste Gefahr liegt außer in der Schweiz, die sich durch die Eigenbrötelei ihrer Mundartpflege mit einer vielleicht unterbewußten Zielstrebigkeit von den mythischen Werten der nationalen Sprache abkapselt, namentlich im Elsaß vor, womit nichts gegen die Autonomiebewegung gesagt sein soll, die bei der tragisch verworrenen Lage dieses Grenzlandes vielleicht dort sogar den einzig möglichen Weg über den Heimatpartikularismus zum gesamtdeutschen Bewußtsein darstellt. Verhängnisvoll ist der Gedanke, zwischen die plattdeutschen Mundarten und das Hochdeutsche eine plattdeutsche Weihe- und Schriftsprache einschalten zu wollen, von der Illusionisten sich eine nationalkulturelle Wiedergewinnung der Holländer und Flamen erhoffen, während das Ergebnis viel eher eine Verholländerung Nordwestdeutschlands sein würde.

Das Opfertier

Erzählung aus dem Inntal

Von

Albrecht Schaeffer

(Schluß)

8.

Bei Dunkelwerden saß Rochus zwei Tage später vor dem Hause, jedoch ohne die Magneta in seiner Nähe. Sie war auch heute wie an jedem Abend seit dem Besuch des Pfarrers zu ihrer Kammer hinaufgegangen, obwohl sie dort kein Licht hatte.

Als es ganz finster geworden war, blaffte plötzlich der Hund; dann ertönte ein Pfiff, und hinter jeder Hausecke hervor stürmten zwei helle Gestalten, von denen einige Knüttel schwangen, fast lautlos auf Rochus zu, der kaum rechtzeitig die Arme hochwerfen konnte. Schläge krachten auf ihnen, aber schon hatte er zwei noch im Sitzen gepackt und schleuderte sie erst gegeneinander, dann von sich, daß sie hinstürzten; allein auf einen neuen Pfiff sprangen noch zwei heran, und alsbald wogte ein Knäuel von Leibern, Stöhnen quoll, Schläge dröhnten und stampfende Sohlen; dazu das vergebliche Geheul des jetzt fester geketteten Hundes. Lange Minuten schwankte das Getümmel; plötzlich brüllte Rochus wie ein Stier, und dann fiel von der Altane ein großer, dunkler Klumpen mitten auf den Knäuel der Leiber — Magneta, die wie eine Katze fauchte. Gleich schrie auch einer der Burschen laut auf, und im nächsten Augenblick stob alles auseinander. Das Geräusch flüchtender Sohlen und brechender Zweige dauerte noch eine Weile; dann rauschte der Brunnenstrahl wieder laut in der Stille der Nacht, und Rochus fand sich allein, mit gekrümmten Schultern am Pfosten. Bis auf ein Auge, das geschlossen war, und einen Riß in der Unterlippe war er unbeschädigt und rief seinem Vater, der jetzt in der Haustür erschien und fragte, eine Beruhigung zu.

Erst als er eine Zeitlang sein Gesicht mit Wasser gekühlt hatte, vernahm Rochus hinter sich einen Seufzer. Da saß einer auf der Bank am Haus und hielt eine Hand auf der Schulter; der junge Loferer war's, der auch eine birngroße Beule auf der Stirn hatte. Rochus begrüßte ihn frohgelaunt und untersuchte ihn sorgsam; das Schlüsselbein war gebrochen, ob von Rochus' feindlicher Faust oder von einem befreundeten Knüttelschlag, war nicht auszumachen und übrigens nicht von Belang.

Rochus ging nun in das Haus und kam bald zurück, drei Gegenstände in den Händen; eine Steinkruke, einen zinnernen Becher und einen jener breiten ledernen Leibgurte, auf denen kunstfertige und geduldige Finger mit millimeterbreiten, vom Kiel der Pfauenfeder gezogenen Bändern schöne Bildwerke zu sticken verstanden; eine — wie viele — längst verlorene Kunst. Aus der Kruke goß Rochus starken Birnschnaps in den Becher, um den Schmerzhaften zu erquicken und zu beleben; den Gurt legte er ihm über den Nacken und schnallte ihn zurecht, daß der Arm bequem darin ruhte. Danach saßen sie beide auf der Bank, leerten allmählich die Kruke und beredeten sich um so viel lebhafter, als der Birnschnaps sich minderte.

Der Loferer, der sich erst kühl und wortkarg verhielt — er war ein schlanker, schöngewachsener und blonder Bursch mit einem schmalen Gesicht und jägerhaft kühnem Ausdruck — verriet bald, daß der heutige Überfall nur einer von zwei Plänen war, zu denen die vier von Magneta Gepeinigten sich entschlossen hatten. Diese nannte er übrigens nicht mit ihrem Namen, sondern nur die Trude, was einen nächtlichen Quälgeist bedeutete. Denn sie hatten gehofft, den Rochus zu überwältigen und nicht loszugeben, bis er ihnen die Trude fortzuschicken verspräche. Der andere Plan, sie selber aufzuheben und mit Roß und Wagen in Windeseile meilenweit zu entführen, wo der Rochus sie nicht finden würde, war durch den Hund mißlungen. Der Loferer unterließ nicht zu schildern, welch eine Teufelswut aus der Magneta Feuer gespien hatte und wie sie ein Leib geworden war mit der sichtlich von ihr bezauberten Bestie — denn so sah es in seiner Erinnerung aus.

Auf Rochus' Verlangen gab er dann von der Nachtqual, die ihn und die anderen drei im Wechsel heimsuchte, eine Schilderung in feurigen und düsteren Farben. Es beginne mit fürchterlichen Träumen — eines Versteigens in Felsen oder Verirrens in unheimlichem Wald oder Verfolgtwerdens von einem schwarzen Rind oder einer ganzen Herde dunkler unbekannter Tiere; und immer endete es damit, daß ein unförmiges Riesiges, felsig und tierisch zugleich, sich über den ohnmächtigen, gelähmten Schläfer legte, eine Bergeslast, die ihm die Brust zerdrückte, wie mit einer Hand die Kehle zuwürgte und vor Angst dem Sterben nahe brachte. Endlich gelang das Erwachen mit einem gurgelnden erst, dann brüllenden Schrei, der lange hallend die festesten Schläfer im Hause entsetzt auffahren ließ. Der Erlöste stürzte, sobald er sich ermannen konnte, zum Fenster, was gemeinhin noch ein zerstoßenes Schienbein kostete, um es aufzureißen und den Kopf hinauszustrecken. Denn die Luft im Zimmer schmeckte wie Galle.

Allein daß der Erzähler seine Farben so schwarz malte, war ein Fehler, den er jedoch jetzt nur noch verstärken konnte. Denn je fürchterlicher der Unhold der Nächte sich gestaltete, um so leichter fiel dem Rochus die Erwiderung, daß die Magneta es gerade darum nicht sein könnte. Stutzig machte den Loferer erst die Mitteilung, daß Magneta keineswegs leibhaftig, wie er mit den andern angenommen hatte, die nächtlichen Reisen zum Markt machte. Eine Wirkung des Willens oder der Seele konnte er sich nicht vorstellen; nur daß er jetzt erkannte, warum die angewandten Mittel, das Verstopfen aller findbaren Öffnungen in den Kammern und das Einritzen des Drudenfußes, des Pentagramms, erfolglos geblieben waren. Wenn er auch nicht erklären konnte, wie die leibhaftige Trude durch das Schlüsselloch oder ein Astloch eindringen sollte, so waren doch Pfropfen

oder Drudenfuß leibliche Dinge, die auf Leiber zu wirken vermochten. Er wurde sehr niedergeschlagen.

Den letzten und gültigsten Einwand fand Rochus mit der Frage, wie die Magneta überhaupt den Weg zu den Behausungen der vier treffen könne, die sie nie gesehen hatte. Nur ihre Gesichtszüge in den wenigen Minuten am Brunnen sich zu merken, sei schwierig genug.

Als aber schließlich alles Erdenkliche seine sieben Male ausgesprochen war, kehrte der Loferer zur grundlegenden und unverrückbaren Feststellung zurück: daß die Erscheinung bestand — erstens; daß sie die viere allein traf — zweitens; und daß sie in der Nacht hinter Magnetas Ankunft begonnen hatte — letztens.

Und dees, triumphierte der Loferer, des oans und zwoa und droa is so wahr und so klar als wiar di Dreieinigkeit in Himmi sölm. Hot aban Teifi.

Den Teifi hot's, sagte er.

Da er die Nacht für keinen Preis im Hause verbringen wollte, aber vom Inhalt der Kruke jetzt mehr geschwächt war als von seiner Verletzung, geleitete ihn Rochus durch das Waldesfinster hinab.

9.

Am übernächsten Morgen befahl der Althäuser seinem Sohn, einen Ochsen anzuspannen und das weibliche Kalb aufzuladen. Es stand bereits fest, daß es verkauft werden sollte. Abfahrend sagte er noch, daß er erst am nächsten Mittag heimkommen würde. Das bedeutete, daß der Hin- und Rückweg zur Stadt mit dem Handel fast einen Tag erforderte, und daß der Althäuser es deshalb vorzog, bei Verwandten unterwegs zu übernachten.

Diese Abwesenheit des Althäusers war, wie man sehen wird, für ihn wie für die beiden andern, für die Entwicklung der Lage und das Ende, nützlich und gut; und ebenfalls war das daher der Umstand, daß der Althäuser mit dem Metzger von N. verfeindet war und sein Kalb eher nach München gefahren hätte als ihm verkauft.

Den Vormittag verbrachten Rochus und Magneta damit, das werdende Heu auf den Wiesen wie am Tage vorher umzuwenden und auszubreiten.

Am Nachmittag nahm er einen Henkelkorb und füllte ihn mit verschiedenen Dingen, die er aus Keller und Milchkammer zusammentrug, nämlich mehreren Käsen, einer Welle Butter, einem Laib Brot, einer Speckseite vom vorjährigen Schwein und einer kleinen Kruke Birnschnaps. Darüber deckte er ein mehrfach zusammengefaltetes nasses Leintuch, auf das er noch zwanzig Eier sorgsam in die verschiedenen Gruben verteilte. Vor Nacht, sagte er der Magneta, komme er kaum zurück.

Der Tag war rein und milde warm. Rochus wanderte ostwärts über die Wiesenfläche und durch das dichte Tannicht in dem bergwärts steigenden Wald auf kaum fußbreiten Steigen schräge empor, bis er nach einer guten Stunde den Kamm erreichte. Drüben fiel der Hang steil und kahl, nur mit kurzem Grase bewachsen, in ein beiderseits lang hingestrecktes Hochtal. Gegenüber stieg ein gewaltiger Bergrücken hoch in den Himmel empor, eine ungeheure Wand, in ihrer unteren Hälfte von Wald dunkelgrün, oben kahl braun, nur dunkelgrün getupft von Kieferngestrüpp. Im starken Sonnenglanz leuchteten die roten Dächer mehrerer Dörfer in den Weiten, und in eines blickte Rochus gerade hinab. Er lief nun halb

gleitend, den Korb emporhaltend, die Schräge des Hanges so hinab, daß er zur Rechten des Dorfs auf die Landstraße kam, und weiter auf Wiesenwegen, durch kleine Wälder, auf einer Brücke über den Bach dem jenseitigen Wald und auf ein kleines, weißes Gebäude zu, das dreißig Fuß hoch auf einem Vorsprung stand; ein steiniger Treppenweg mit Stufen von Knüppeln führte in einer Windung empor. Der Vorsprung zeigte sich oben größer, als es von unten schien. Es war nun ein langer Sattel, wiesengrün, auf dessen Kopf das Gebäude stand; der getretene Pfad führte über den Sattel ansteigend gerade auf die Tür eines eingezäunten Gartens zu, so daß Rochus das Haus jetzt durch eine Wand von blauem Rittersporn sah.

Den kleinen Rundbogenfenstern nach und der ebenfalls rundbogigen Tür war es eine Kapelle; aber vom kleinen Turm war nur die Laterne übrig, und aus ihr stiegen und verloren sich zarte Kräuselwolken blauen Rauchs in die sonnige Luft. Eine Kuhglocke, die an einem eisernen, mit Geißblatt berankten Bogen über der Gartentür hing, begann ein lautes Gescheppér, als Rochus das verklemmte Schloß aufrüttelte, und hörte noch lange nicht wieder auf. Innen teilte ein sauber gejäteter Sandweg den Garten in zwei Teile; auf winzigen Beeten grünten darin tausenderlei Kräuter, hohe und niedere, die zum Teil blühten, und das Ganze glich einem sauber gebürsteten Teppich aus ebenmäßigen Stücken. An den seitlichen Zäunen entlang wechselten Beerensträucher mit Stauden von Nelken, Rittersporn, Frauenschuh und weißen oder feurigen Lilien.

Auf dem Sandweg kam Rochus ein großer schwarzweißer Kater entgegengeschritten, indem er seinen Buckel hoch wölbte und die Vorderpfoten so geziert setzte, als ob er auf edlen Perlen schritte. In der Haustür aber erschien eine kleine weibliche Gestalt, deren Kleidrock kaum über die Knie reichte, so daß die roten Strumpfbänder darunter sichtbar waren, die ihre weißen Strümpfe hielten. Sie blickte ein wenig blinzelnd aus ganz hellen, weiß bewimperten Augen, aber ihr kleines, von einem schwarzen Kopftuch umschlossenes Gesicht war haselnußbraun, war mit einem dichten Netz winziger Falten bedeckt und auf eine fast liebliche Weise in lauter kleinen Rundungen an Backenknochen, Kiefern und Kinn geformt. Der Blick, mit dem sie den Kommenden erfaßte, war erst klar und hart wie Kristall, füllte sich aber unverhofft von innen her wie mit einem blühenden, zarten Rauch inniger Freude.

Sie streckte ihm eine kleine verrunzelte Hand entgegen, die verkrümmt war und mehr einer Wurzel glich.

Ja mei! sagte sie mit zarter Stimme, der Althäuser Rochus! Ist dees zum glaubn? Im Herbst werden's dreißig Jahr, daß da Votr'n selbigen Weg is kemma. Hab eahm aba net helfn kinna, dem Althäuser Benedikt. Aba dir ko i helfa, mei Bua, sagte sie zu ihm aufschauend mit Liebe, dir ko i scho helfa; dees ko i ja sehgn, daß i dir helfa ko, bals du frei daher gehst wiar a Graf. Dei Votr, woaßt, der is unfrei gwen. Dem kost an bestn Rat gebn — zuwos? ja zuwos? Er ko 'n net zur Owendung bringa.

Im Haus drin, in das sie den Rochus an der Hand führte, gab es nur einen einzigen Raum, sechs Schritte lang und drei Schritte breit, den der zur Tür hereinfallende Lichtschein in zwei dunkle Hälften teilte. Denn die kleinen Fenster waren außen mit Draht vergittert und die kleinen Scheiben vom Staub und Ruß unzähliger Jahre geschwärzt. Der Herd vor der Hinterwand, über den noch der

Lichtschein fiel, einen Fuß hoch und drei im Geviert, hatte keinen Kamin über sich, sondern nur das Loch des ehemaligen Türmchens im Dach. Die Decke wurde von Pflanzenbündeln gebildet, die dicht bei dicht und so tief herabhingen, daß der Rochus eben aufrecht darunter stehn konnte. Viel Einrichtung war nicht zu sehn. In der Ecke links von der Tür stand ein weißgescheuerter Tisch mit zwei Stühlen, weiter hinten eine Kommode und in der hinteren Ecke rechts lag ein Strohsack mit grauer Leinwand bespannt. Der Fußboden bestand aus roten Ziegeln und war sauber mit kleinen grünen, gefiederten Stengeln bestreut.

Die Alte, die Rochus Bas' Theres nannte, wußte sich vor Lust nicht zu lassen über den Inhalt des Korbes; dann legte sie Reisig zum Herdfeuer, um den Kaffee fertig zu machen, zu dem ihr Besuch gerade zurecht gekommen war, und der, wie sie sagte, aus reiner Gerste bestand. Sie tranken ihn am Tisch sitzend aus großen Tassen.

Als die Alte die geleerten Tassen zum Brunnen hinausgetragen und sich auf den Herdrand gesetzt hatte, die Ellbogen auf den Knien, ihren abgegriffenen Rosenkranz in den bald jahrjundertalten Fingern, begann Rochus zu berichten, so genau er es vermochte, alles was sich ereignet hatte, seit die Magneta am Brunnen im Markt erschienen war.

Danach blieb sie lange still, um endlich zu äußern:

Also am Brunn ist's gwen, — so so — am Brunna. An guats Zeichen is dees, da Brunna. Wossa is guat, 's Wossa is ewi. Feir wär net so guat; Feir kost macha, Wossa kost net macha; Feir des ghört fürn heilinga Geist oda für d'Hell. Wossa des ghört für d'Menscha, bals aus da Erdn kimmt. Du, Rochus, bist Feir, du bist unterm Stier gborn. Du muaßt erst sterm, sonst wird nix, umasunst is nix . .

Ihr immer leiseres Gemurmel wurde unverständlich. Rochus machte immer größere Augen. Die Alte, die mitten im Licht saß zwischen den Räumen des Dunkels, die neben und über ihr waren, blickte indes aus so klaren und unversieglichen Augen geradeaus, daß Zuversicht und Lauterkeit sich aus ihnen trinken ließen, was auch immer der zahnlose Mund darunter für Rätsel hören ließ.

Ob sie also nicht glaube, fragte er endlich, da sie still blieb, daß die Magneta eine Hexe wäre.

A Hexn? Hexn hot's nianet gebn.

Alsdann a Drud.

Statt eine Antwort darauf zu erteilen, fing die Alte nach einer Weile zu erzählen an.

In Reischenhart war eine Bäuerin gewesen; deren Mann kam darauf, daß sie in den Nächten davonging. Einmal schlich er ihr nach, eine Stunde weit bis in den Wald, wo sie einen Baum in die Arme nahm, ihn eine Zeitlang an sich drückte und wieder davonging. Das tat sie noch dreimal; da ließ er den Baum fällen und in den Hof fahren, damit die Frau nicht so weit zu gehn hätte. Am andern Morgen aber — da lag sie tot auf dem Stamm; denn sie hatte so lange drücken müssen, wie sie zuvor zum Hin- und Hergehen brauchte. Da hatte sie sich zu Tode gedrückt.

Gut gemeint, erläuterte die Alte diese Geschichte zum Schluß, sei nicht allemal gut getan.

In Aibling hatte ein Bauer gemerkt, daß allnächtig im Stall seine Rosse

verwirrt wurden. Sie stampften und wieherten, und manchen waren am Morgen die Mähnen verflochten. Da riet ihm ein Nachbar, vor dem Tagen in den Stall zu gehen und genau auf alles zu achten. Wie der Bauer das tat, fand er zwar nichts, sah aber auf dem Rücken eines Rosses, dessen Mähne verflochten war, eine winzige, weiße Feder liegen. Die nahm er weg und ließ sie im Vorbeigehn ins Herdfeuer fallen. Als dann das Gesinde im Haus zusammenkam, fehlte eine Magd.

So, sagte die Alte zur Nutzanwendung, würde der Althäuser es auch gemacht haben.

Und in Wasserburg war ein Bauernknecht; der wurde in jeder Nacht so gedrückt und geplagt, daß er mit der Zeit ganz von Kräften kam. Endlich fragte er die Bäuerin, und die gab ihm den Rat, er solle bei Nacht einen Teller über seiner Brust halten und darunter ein Messer mit der Spitze nach unten. Aber sein Mitknecht, dem er sich anvertraute, riet ihm, es vielmehr umgekehrt zu tun und das Messer auf dem Teller mit der Spitze nach oben zu halten. Das tat er, und wie sich dann in der Nacht wieder etwas über ihn warf, da war es die Bäuerin selbst, und sie hatte das Messer im Herzen.

Der Knecht, schloß unerwartet die Alte, hat's ganz recht gemacht.

Rochus' Augen waren beim Anhören dieser scheußlichen Berichte stierer und stierer geworden. Endlich befreite er sich durch die Frage, wann diese Dinge vorgefallen seien. Es zeigte sich nun, daß die jüngste dieser Geschichten ein Alter von fünfunddreißig Jahren hatte, und die Theres lachte hell auf seine Frage, ob sie selbst eine Trude gesehn habe. Sie nicht, aber sie kannte solche, die eine gekannt hatten. Dann aber erzählte sie die Geschichte von einem Bauernsohn, den seine eigene Liebste bei Nacht ritt, bis es ihm einmal gelang, sie zu fassen. Sie flehte ihn an, sie frei zu geben, aber er sagte, dann würde sie andere quälen. Er wollte sie, sprach er, auf ein gefühlloses Wesen weisen, das könnte sie reiten in alle Ewigkeit. Und er hat sie auf einen Eichbaum gewiesen.

Den Boam, sagte Theres, hob i sölm gesehgn, und du kost 'n aa sehgn, wanst bis Fischbach am Inn gehst. Da steht der Boam neba da Kapölln; er is dürr, und sane Äst ham ollewei gezittert, wenn aa's Weder so stad gwen is, daß koa Bladl net si gregt hot.

Host dees gsehgn, Bas Theres, des Zittern?

Hob i net gsehgn, Bua; hot ja koa Äst mehr ghot.

Nun fragte der Rochus, ob es kein besseres Mittel gebe, eins bei dem die Trude selbst nicht zu Schaden käme; aber die Alte wußte keins außer denen, die Rochus bereits vom Loferer gehört hatte. Darüber fiel es ihm ein, daß es bei der Magneta ja anders sei; denn die liege selber schlafend auf ihrem Bett, und nur ihre Seele wandre umher. Und schließlich, da die Alte stumm blieb, sagte er noch, er habe nach keinem Mittel gefragt, um sich zu schützen, denn er würde ja nicht geplagt, sondern um sie zu befreien oder zu heilen.

Auf das hin richtete die Alte sich mit einem Ruck gerade auf und sandte auf Rochus aus halbgeschlossenen Lidern einen langen Blick, der immer leuchtender wurde, je mehr sie die Augen auftat. Dann sagte sie mit leiser und zärtlicher Stimme:

Ja, Bua, moanst as so? Auf dees hab i gewartt, loß dir sogn, akkurat auf dees hob i gwartt. Heilen — dees mechts, erlösen. Dees kimmt, bal du an guaten

Patron host, der wo selwa vui gpflegt und geheilt hot, der heilinga Rochus, der. Heilen — ja, ko scho sei, daß ma's heiln kenna, ko scho sei.

Sie erläuterte ihm nun aus ihren ersten drei Geschichten, welche Bewandtnis es mit den Quälgeistern habe: daß ihre Absicht sei, einen Menschen zu Tode zu drücken, aber daß es auch der einzige Weg für sie sei, um los zu kommen; denn dann sei ihr Verlangen gestillt.

Aber ein Mensch, fuhr sie fort, der sei nicht leicht zu erdrücken; der habe in seiner unsterblichen Seele eine größere Kraft, und deshalb habe jene Bäuerin dem Knecht zum Messer geraten. Alsdann wieder — ein Gefühlloses wie ein Baum, da müsse die Trude in Ewigkeit hocken, ohne es erdrücken zu können.

Wennst ihr aba a Lebigs giebst, sagte sie leise und ihn rätselhafter anblickend, wennst ihr a Lebigs giebst, wo aa wos drin is vo dir sölm, wos drin is vo deim Herzn, daß as beinah is wiar a Mensch und doch ka Mensch net — wennst ihr des giebst zum verdrucka, alsdann werds erlöst san.

A Lebigs, sagte er beklemmt, was für a Lebigs? A Vieh?

Freili, freili.

Was für a Vieh? A kloans? Leicht a Henn?

Die Alte lachte. Mecht z'kloan san, di Henn, mecht net recht langn.

Auch ein Schaf, das Rochus in Vorschlag brachte, schien der Alten nicht preiswert genug; endlich kam er denn auf ein Rind.

A Kuh? Die mecht langn. Die langt ollewei. Host a Kuh?

Allein Rochus verdrehte die Augen und beteuterte, wie er denn eine Kuh haben solle, da der Hof seinem Vater gehöre. Sie schlug vor, ihm eine abzubitten, gab aber gleich selber zu, daß dies kaum gelingen würde.

Er giebt's net her, sagte sie. Net aus Unbarmherzigkeit net, bloß aus Dummheit. Denn er ko's net bigreifa. Er bigreift's net, daß man a Rind herschenkn ko bloß zum verdrucka. I kenn 'n Althäuser. Sollt i 'n Althäuser net kenn? I wern scho kenn.

Sie murmelte und kicherte so lange vor sich hin, bis Rochus sich zu dem Bekenntnis ermannte, daß er im eigenen Besitz eines wertvollen Stierkalbes sei.

Die Alte triumphierte. O Bauer, Bauer! Deshalb habe er so beteuert, keine Kuh zu besitzen, weil er ein Kalb zu eigen habe. Ein Stierkalb — ja, das sei freilich ein großer Wert.

Und gern, fragte sie, gern host's aa, 's Kaibi?

Rochus, das Kinn auf die Fäuste gestützt, schwitzte stark. Auf einmal bewies er aber unverhofft, wie genau und verständig er zugehört hatte, indem er fragte, was es bedeuten solle, daß die Alte von einer unsterblichen Seele im Menschen gesprochen hatte; ob eine Trud keine habe.

Sie erwiderte nach einer kleinen Stille, sie würde es erklären.

Was sie dann hören ließ, war aber so dunkel und fremd für den Rochus, daß er fast nichts aufnehmen konnte, ausgenommen den Anfang. Sie berichtete nämlich von ihrer Behausung, daß es früher eine Kapelle war, die ein reicher Bauer erbaute, nachdem er sie der heiligen Jungfrau für die Errettung seiner Frau aus schweren Kindsnöten gelobte. Das war vor hundert Jahren gewesen. Später kam der Hof in Verfall, das Geschlecht starb aus, und die letzte Insassin kam durch Blitzschlag um — hochbetagt — der den ganzen Hof einäscherte. Im Lauf der Jahre verfiel auch die Kapelle, für die niemand mehr sorgte, und nun sei sie,

Theres, vor vierzig Jahren hineingezogen. Die heilige Jungfrau habe das gern gelitten, weil ein Haus, in dem ein Lebendiges wohne, ihr lieber sei als ein ödes.

Ob Rochus aber wisse, fragte sie danach, wie erst schien unvermittelt, daß in diesen und allen Ländern, bevor der Heiland in die Welt kam, Götter gelebt hatten, hohe und niedrige, große und kleine, unzählbar, die zum Teil in himmlischen Burgen wohnten, sehr viele aber auch in Quellen und Teichen, Wäldern und großen Bäumen. Die Menschen hätten ihnen blutige Opfer gebracht, Rösser und Rinder und auch Menschen. Die Sendboten des Heilands hätten diese alle grausam vertrieben, ihre Opferstätten verbrannt und den Glauben an sie ausgerottet. Wohin sie wohl alle gegangen wären? Niemand wiss' es. Es ließe sich aber denken, daß manche von ihnen noch lange an den Stätten ihrer alten Behausungen geblieben seien, und daß andere wieder herumschwebten und nach Opfern, nach der Speise des Blutes verlangten. Wenn es derer einem gelinge, sich eines menschlichen Wesens zu bemächtigen, so könnte er das zwingen, ihm zu Willen zu sein und andres Lebendiges in der Nacht zu überfallen und ihm so zu tun — wie in jenen Geschichten.

Rochus stand stracks auf, als sie verstummte, und stieß die Arme, so daß es raschelte und grün herabstäubte, in die Pflanzendecke hinein.

Theres, sprach er, dees is net zum glaubn. Bals die Magneta is, deszwegn ko i's net glaubn.

Sie blickte ihn strahlend an. Sollst's aa net glaam, Rochus, sollst es mua wissn. Wissn sollst, daß a böse Gwalt in da Welt is und a guate. Und die böse, die kenn ma erlösn. Dazu hilft uns der Heiland mit seim Bluat, das er vogossn hot für uns, daß mir uns erlösn. Kost dees behaltn? Alsdann in Gots Namen, Rochus, geh hi und gieb ihr 'n Stier.

Denn, schloß ihre geheimnisreiche Rede geheimnisvoll, alles was lebt, strebt nach dem Tode.

10.

Die Sonne war im Versinken, als Rochus, der zum Heimweg längere Zeit als zum Hinweg brauchte, aus dem Wald unter Althaus hervortrat, wo er gleich die Magneta erblickte. Die Wiesenfläche stieg in der Dämmerung grüner und stiller als sonst — weil der zart bewegte Schleier der Halme und Blumen nicht mehr darüber lag — zum Apfelgarten hinauf unter dem noch goldenen Himmel; und von links her kam neben den braunen Fichtensäulen des Waldrands das Mädchen geschritten, dunkel im Zwielicht und langsam, den Rechen in den Händen, der von ihrer rechten Schulter schräge linkshin zum Boden sich streckte. Fuß taktsam vor Fuß setzend, zog sie mit immer dem gleichen, kurzen Rupfen, die Augen gesenkt, aus dem ausgebreiteten Heu ein Büschel heran, so daß sich ein grüner Wall neben ihrem Schreiten häufte. Da der ganze Plan mit solchen Reihen von Wällen bedeckt war, hatte sie also den Nachmittag benutzt, auf der gesamten Fläche das Heu zu wenden. Als der in der Nähe liegende Hund auf Rochus zurannte, hob sie die Lider und verzog den Mund zum Lächeln, verschattete sich aber gleich und sah nieder. Rochus lief stracks zum Haus, um für sich einen Rechen zu holen; denn es war nötig, das in den Wällen Liegende für die Nacht in Haufen zusammenzuziehen.

Allein auf das Haus zueilend, hörte er die dumpfe Klage der Mutterkuh aus dem Stall, der am Morgen ihr Junges genommen war. Sie war leidsgewohnt

und ließ nur in Pausen von Minuten den ununterdrückbaren Notruf aus ihrer Kehle. Rochus zauderte, nachdem er schon an der Seitenwand des Hauses den unter der Altane hängenden Rechen herabgenommen hatte; wandte sich dann und ging zur Stalltür. Drin war es finster, und das graue Gebirg des Ochsen, der nächst der Tür stand, verdeckte den Einblick. Alsbald aber rumorte etwas, und der Kleine streckte den weißen Dickkopf hervor, äugte groß, kam dann kopfnickend und bohrte seine Stirn gegen die Manneshüfte; er prustete freudig und drehte das weiche, rosige Maul schnobernd zu seiner Brust empor, wobei er ihn sacht zur Tür hinausdrängte. Im Freien tat er gleich Sprünge, blieb aber danach auf allen gespreizten Vieren mit gesenktem Kopf stehen und drehte langsam und verlegen das Auge nach hinten, verdutzt von der fremden Weite ohne Wände. Rochus wollte ihn in die Tür zurücktreiben; allein das paßte ihm nicht, und er trabte an der Hausecke vorbei, den Weg hinab bis zum Brunnen. Dort erschreckte ihn der Wasserstrahl, unter den er begierig das Maul streckte; und nun sprang im Dunkel der Bäume seine lichte Gestalt wie ein riesiger Kater mit großen Sätzen davon. Rochus jagte ihn nachlaufend am Roggenfeld weiter bis zur Wiese. Da schien der Stier Magneta unten zu sehen; er setzte sich in Galopp und rannte auf sie zu, die gerade abgewandt stand und seine Hufe im Grasboden erst hörte, als er nahe heran war. Nun drehte sie sich um, wich aber nicht aus, wohl im Glauben, daß er halt machen würde. Er aber dachte nicht daran oder war vielleicht auf der fallenden Fläche allzusehr in Schuß geraten; und sie bekam einen Stoß, der sie lang hinstreckte. Erst nach Augenblicken sprang sie auf; der Rechen war ihr entfallen, und sie warf sich mit beiden Fäusten über das selber verdutzte Tier. Langsam nähergehend, sah Rochus den Zweikampf mit an; denn der Stier wehrte sich kräftig, stieß zu und bäumte sich und brachte sie noch einmal zu Fall. Mit den Vorderfüßen über ihr, hob er das Maul und brüllte triumphierend. Auf Rochus' Zuruf kam er aber gleich hergerannt. Das Mädchen stand auf, ergriff ihren Rechen und machte sich an die Arbeit; darauf tat Rochus das gleiche, und der Stier wanderte nun ruhig hinter ihm, indem er zuweilen ganz sanft seinen Rücken berührte.

Da Magneta am fernen, unteren Rande das Häufen begann, so begann es Rochus am oberen, und sie bewegten sich, in entgegengesetzter Richtung zueinander, Linie um Linie über den fallenden Plan, während die Nacht um sie stieg, nur die Grillen noch feilten, aus den Rändern des Waldes die grünen Lichtpunkte der Glühkäfer hervorschwebten und am dunkelnden Himmel oben ebenfalls die Lichter der Sterne. In ihrer Arbeit gelangten die beiden notwendig einander näher und näher, aber keiner sah auf, bis es dazu kam, daß sie gemeinsam den letzten Haufen zusammenscharrten; worauf sie denn, die Rechen umkehrend, atmend voreinander standen. Ein feiner Dampf stieg aus beider erhitzten Leibern in die Kühle des Dunkels.

Der Stier kam und versetzte Rochus einen leichten Stoß, sprang dann zurück und stand mit erhobenem, dampfendem Maul, die Beine eingestemmt mit eisernen, starken Gelenken, urkräftig, wie ein Gewächs. Da ließ Rochus seinen Rechen fallen, lief hin, hob das Tier mit den Armen auf und trug und setzte es vor das Mädchen hin, das zurücktrat und aufblickte. Nun stammelte er: Da hast 'n Peter. I gieb dirn. I gieb dirn gern. Brauchst net fortgehn heint. Is aa was Lebendigs. Das kost nemma, daß di erlösn teast.

Sogleich lief er eilig davon. Sie starrte auf den Stier; ihr Gesicht war aschfahl, ihre Augen glühten. Sie schlug endlich die Hände gegen die Stirn, während der Stier schon Rochus nachlief und ihn einholend an ihm vorüber bis zur Stalltür, wo er wartete, bis Rochus ihn einließ, und willig eintrat.

Als Rochus in der Küche aß, was er vorfand, hörte er die Haustür gehen, hörte den Riegel vorschieben und die Treppe knarren. Die verlassene Kuh brüllte, da es Nacht war, in kürzeren Pausen.

Eine Stunde lang hockte Rochus auf der Ofenbank im Finster der Stube. Er war das Brüllen gewohnt, allein in der Stille der Nacht schien es von Mal zu Mal lauter und wilder zu werden. Es dröhnte durch das Haus, und Boden, Türe und Wände erzitterten.

Plötzlich sprang Rochus auf und lief zur Haustür, schob den Riegel zurück und rannte in die Nacht davon, den Berg hinunter in der Richtung des Marktes, in den Wald hinein und hindurch. Dort stand auf der Wiesensenke am Waldrand ein offener Stadel, zur Hälfte mit Heu gefüllt; darin verbrachte er die Nacht.

11.

Es tagte noch nicht, als Rochus erwachte. Erst war Totenstille und keine Bewegung als das Funkeln der Sterne, die in der breiten Öffnung des Schuppens glitzerten, wie vom beginnenden Taufall gebadet. Gleich darauf aber war in weiter Ferne ein Laut, eben vernehmbar, dumpf, eben erkennbar als Brüllen. Rochus horchte; aber es war nicht im Süden, und wie sein schärfer gespanntes Ohr es vernehmlicher werden ließ, wurde es zugleich mehrstimmig. Als er dann in das Freie hinaus und vom Wald fort einige Schritte tiefer in die Wiese trat, hörte er deutlich aus der Ferne von Althaus das vielstimmige Gebrüll seiner Rinder, deren Stimmen er, so leise es war, erkannte.

Er lief durch den Wald aufwärts heim. Der Bach rauschte laut in der Schlucht, aber kaum daß Rochus ihn hinter sich hatte, tönte das Brüllen deutlich. Alle sieben Rinder erhoben ihre Stimmen und stießen unablässig ihre dumpfen wütenden Schreie aus; immer wilder ward das Getöse, je höher der Laufende kam, und als er endlich aus dem Walde hervorbrach, rollte von der Höhe ein solches Wutgebrüll über ihn hin, daß er anhielt und stöhnte. Nun graute der Morgen schon; Nebel dampften über der Halde. Rochus brachte den Fuß nicht vor, so entsetzlich war aus den vielen riesigen Kehlen das ununterbrochene, rasche Stoßen der Schreie, und Kettenklirren scholl zwischenein. Rochus nahm sich zusammen und lief hinauf, wobei er auch den Hund heftig bellen und heulen hörte. Der kam ihm zwischen den Bäumen entgegengelaufen, heiser keuchend und jaulend, und sprang wie toll an ihm hoch. Als Rochus die Haustür aufschlug, war es wie in einem in der Brandung gesunkenen Schiff, so stürzten die Wogen des Brüllens im Haus durcheinander, stießen an die Wände und ließen die Türen zittern und die Scheiben klirren; Kettengerassel und wütendes Hufgestampf tobte dazwischen.

Noch blieb die Stalltür zu öffnen; er wagte es endlich und prallte zurück. Posaunendonner heulte über ihn hin, und gerade vor ihm stand ein riesiger Tierleib grauweiß im Finstern gebäumt, die Mutter des Stiers, an ihrer Kette reißend mit wildem Drehen des Halses. Rochus gewahrte das gespenstische Weiß in ihrem rollenden Auge dicht unter der Decke. Die übrigen traten alle wild hin und her, der Ochse zerrte an seiner Kette. Es kostete einen harten Entschluß, daß der

Mann, als die Kuh wieder auf Vieren stand, durch den Durchgang sprang. Da lag Peter, die Füße von sich gestreckt. Rochus warf sich zu ihm hin; er war steif.

Augenblicke lang blieb er auf den Knien, die Stirn auf der Stirn des Leichnams. Dann griff er zu und schleifte ihn zur äußeren Stalltür, öffnete sie und schleifte ihn in das Freie hinaus, das der Kleine am Abend zuvor das erstemal betreten hatte. Allein jetzt posaunte ein so rasender Angstschrei der Mutter aus dem Stall, daß Rochus zu ihr zurücklief. Die Kuh hielt weit zurückgetreten die Kette zum Reißen gespannt; Rochus mußte warten, bis ihre Kraft nachließ. Dann warf er die Kette mit vieler Mühe los, denn das rasende Tier schlug und stieß mit den Hörnern nach ihm über den Trog hin, auf dessen anderer Seite er stand.

Und nun stürmte sie durch den Durchgang und die Tür ins Freie hinaus. Als Rochus nachkam, stand sie scheinbar ruhig, wenn auch mit schlagenden Flanken, bei dem Leichnam, das heiß schnobernde Maul darauf gesenkt; ihre Zunge leckte über seine Lippen. Im Morgengrau schien ihr Leib und der des Toten weißer als sonst, gespensterhaft bleich trotz seiner gewaltigen Masse. Und nun sprang sie zurück; ihr Auge starrte mit ungeheurer Angst, ihr Maul öffnete sich, Atem strömte dampfend und rauschend aus der keuchenden Lunge, aber es kam nur ein gequetschter, fast schluchzender Laut. Wer wußte denn, wie lange Zeit sie ohnmächtig verbrachte, während ihr Junges hinter ihr verendete und tot dalag. Jetzt nun begann das gemarterte Tier einen Tanz der Verzweiflung um seinen Toten. Sie stieg vorn empor, drehte und wendete den Hals, warf das Haupt und kam wieder nieder, und so wiederholte sich's in immer neuen Sprüngen im Kreis, da der Hinterleib mit wirbelndem Schweif und schwingendem Euter sich warf und drehte, die Vorderhufe aber stets dicht um den schrecklich unbeweglichen Kadaver traten. Rochus sah die Schmerzwut mit an, die Fäuste unter den Augen, bis die Kraft der Qual in dem großen Tier sich endlich erschöpfte. Immer noch ging es zwar im Kreise umher, den Hinterleib schwenkend und die Wampe drehend und schüttelnd in der mächtigen Verdammnis seiner Sprachlosigkeit; aber mitunter tat sie schon ein paar Schritte zur Seite, stand dort still und brüllte langgezogen, doch ruhiger in die Weite des Morgens hinaus, der nun zu glänzen begann. Wie sie von der Seite her auf den Kadaver äugte, war zu sehen, daß das Gebot aller Kreatur, das die Toten zu verlassen befiehlt, mit dem erwachenden Begreifen des Totseins und der eigenen Ohnmacht zu wirken begann. Noch einmal schritt sie über den Leichnam hin, stieß das Horn zornig unter seinen Kopf und drückte fast zugleich weitertretend den Hinterleib herunter, daß die Füße schleiften und das Euter das Fell des Toten berührte — eine Bewegung von so rührend sich verdrehender Vergeblichkeit, daß es Rochus lachen und schluchzen machte. Endlich ging sie zur Seite fort und blieb stehen; nur ihr Leib dehnte sich auf und einwärts vom Atmen, und ein immer schwächeres Murren grollte aus dem halboffenen Maul; die weißen Wimpern senkten und hoben sich langsam und müde über dem dunklen, unwissenden Auge. Die erst unstillbar schien — die gewaltige Klage fand ihre Stillung im Entsagen.

Auch im Stall war es mittlerweile ruhiger geworden, wenn auch die Aufregung die Tiere noch lange nicht verstummen ließ. Rochus ging mit schlaffen Gliedern um das Haus zum Brunnen, riß Hemd und Hose von sich und legte sich mit ganzem Leib in die volle Flut des Trogs. Später lag er in seiner Kammer oben eine Viertelstunde auf dem Bett, naß wie er hinauflief, dampfend und atmend.

Es war hell, die Vögel zwitscherten laut im Baumgarten. Rochus verließ seine Kammer und trat über den dunklen Flur zu Magnetas Tür; allein auf sein Klopfen kam keine Antwort. Darauf ging er auf der Altane um das Haus bis zu ihrem Fenster, dessen lose stehende Flügel sich wie damals aufstoßen ließen.

Sie lag auf dem Bett, ausgestreckt auf dem Rücken, und schlief. Ihr Atem ging leicht und im Gleichmaß; ihre glatte Stirn war mit kleinen Tropfen beperlt. Es sah einem Wunder gleich, daß sie hier über der Raserei des Getiers tief im Schlaf, gleichsam wie ein Engel auf einer Wolke lag.

Nun aber bewegte sie sich; sie drehte den Kopf und verzog den Mund. Ohne die Augen zu öffnen, dehnte sie den Leib empor, schob die Decke mit beiden Händen bis zu den Hüften hinab und dehnte sich schlaftrunken zur Wand hinüber. Endlich schlug sie die Augen auf, sah die Wand, erkannte, wo sie war, und sah Rochus.

Lange Zeit blickten sie sich stumm in die Augen. Da er dann den Mund zum Lachen bewegte, lächelte auch sie, hob die Arme, legte sie um seinen Nacken, indem sie sich zu ihm hinschob, und sprach seinen Namen aus.

Der Stier war im Walde von Rochus begraben; die Mutter, die nicht in den Stall zurückwollte, ging im Gras unter den Bäumen umher und klagte zuweilen. Die schräg einfallende Morgensonne durchleuchtete viele Blätter goldengrün und sprenkelte das Gras unter ihnen mit lichten Flecken. Rochus und Magneta saßen auf dem Brunnentrog, und sie gab Nachricht von sich selber, so gut sie vermochte.

Sie entstammte einem alten Bauerngeschlecht in der Gegend südlich Meran, wo die deutsche und die welsche Zunge so gemischt waren, daß nicht selten die Träger des fremden Namens die deutsche zu eigen hatten und umgekehrt. Magneta war von Kind auf mit zwei widerspruchsvollen Eigenschaften begabt, nämlich einer Heftigkeit, die sie mehr in die Spiele der Buben trieb als der Mädchen, und einer kränklichen Scheu und Empfindsamkeit gegen Härte, gegen jeden plötzlichen Angriff auch nur mit Worten und vor allem gegen leibliche Berührung, was jenen männlichen Umgang naturgemäß wieder sehr erschwerte. Ihr Wille war unbezähmbar in Liebe und Haß; an Wen oder an Was sie aber ihr Herz geschlossen hatte, das hielt sie gefaßt mit einer zehrenden Eifersucht. An dem Tage, an dem ihre zärtlich geliebte Mutter sie wissen ließ, daß sie sich zu einer neuen Heirat entschlossen hatte — Magnetas Vater lag erst seit einem Jahr im Grabe, aber der große Hof verlangte einen Herrn, bis Magnetas kleine Brüder herangewachsen waren — da verließ sie das Haus und nahm in einem entfernten Dorf eine Magdstelle an. Und sie haßte ihren Stiefvater mit solcher Gewalt, daß er daran gestorben wäre, wenn der Haß über Leibeskraft verfügt hätte. Um sie wieder in ihre Nähe zu bekommen, wollte ihre Mutter sie verheiraten, und es wäre auch gelungen, wenn der Bursch nicht eines Nachts zu ihr ins Fenster gestiegen wäre. Sie, die stets den festesten Schlaf gehabt hatte, erwachte erst von seiner Berührung und schrie so gellend auf, daß sie das ganze Haus aus dem Schlafe stieß. Magneta schrie eine Stunde lang unaufhörlich; danach fiel sie in Todesschlaf.

Vier oder fünf Tage später erzählte jener Bauernsohn, Magnetas Freier, überall, daß sie eine Trude wäre, die des Nachts käme, um ihn zu drücken. Sie selber wußte davon so viel, daß sie in jeder Nacht vor dem Einschlafen in ein Feuer

des Hasses fiel, in dem sie an eine wütende Vorstellung des Burschen gefesselt war, und aus dem sie sich selber plötzlich in Schlaf entschwand. Aber das war genug, um sie mit Entsetzen die Wahrheit an der Behauptung des Burschen erkennen zu lassen, und sie rettete sich durch die Flucht. Da in Schwaaz in Tirol Verwandte ihrer Mutter lebten, kam sie dorthin.

Sie hatte nun vor, sich von den Männern zurückzuhalten, aber was sie auch dazu tat, machte ihr schönes Gesicht und ihre zierliche, stolze Gestalt unwirksam Sie brauchte nur in ihrem langen, schwarzen Fransentuch einmal in der Woche sich auf dem Weg zur Messe zu zeigen, so summte es um sie her von Begierde. Freilich — ihr Hochmut gegen jede Annäherung und gar gegen Handgreiflichkeit warf die Stimmung der Mannheit gegen sie um, und sie konnte nun erst keinen Gang mehr tun, ohne in einen Hinterhalt zu fallen, da bald mehrere ihr auflauerten, um sie mit Gespött und Gehänsel zu verfolgen, oder einer allein zu plötzlicher Umarmung aus den Büschen hervorstürzte. Endlich stieg der Haß auf sie alle wieder benebelnd in ihre Sinne, und nun kam es, daß sie willentlich und bewußt die ihr bekannte Macht versuchte und sie brauchte, als sie von der Wirkung erfuhr; daß sie vor dem Einschlafen, die Nägel in die Handflächen und die Zähne aufeinander gepreßt, das Gift des Hasses auf einen ihrer Verfolger sammelte und es verströmen ließ, wenn sie in Schlaf verfiel. Sie schlug es jetzt nicht hoch an, als Gerede entstand; als die Menschen mit Fingern auf sie zeigten und ihr überall auswichen, trieb sie es nur mit wilderem Genuß und ließ ihre Rachsucht nun auch an eigentlich Unschuldigen aus, nämlich an denen, die erst ihre eigene Argheit ihr zu Feinden gemacht hatte. Schließlich war der ganze Ort in Tumult gegen sie; und eines Abends dann kam, nachdem die halbe Bevölkerung sich vor dem Haus ihrer Verwandten zusammen gerottet hatte, der Pfarrer durch die Menge zu ihr herein und nötigte sie, zu sprechen.

Er war von einer anderen Menschenart als der hiesige Pfarrer, der gut, aber von geringer Geduld war; war schon sehr alt, gebückt und gebrechlich und von einer unbeschreiblichen und unwiderstehlichen Sanftheit. Unter seinem stillen Zureden und liebevollen Fragen brach Magneta zusammen und gestand ihren ganzen Greuel. Er legte ihr denn zur Buße auf, drei Tage weit von Schwaaz in eine Gegend zu gehen, wo sie unbekannt wäre, und unterwegs an jedem Brunnen oder Quell, die sie träfe, drei Aves, zwei Credos und ein Paternoster zu beten, danach einen Schluck von dem Wasser zu nehmen und dabei eingedenk zu sein seiner löschenden Macht über alle arge Glut und seiner geistigen Kraft in der Ausgießung der heiligen Taufe über das teuflische und heidnische Wesen in uns — der geistliche Herr brauchte noch ein drittes Beiwort aus einer fremden Sprache, das sie nicht verstand.

Aber sie selber legte zu der Buße, die ihr sehr gering schien, hinzu, daß sie ein Jahr lang stumm sein wollte. Das war freilich nur verkehrt und Unheil bewirkend, allein ihr Wille verlangte eben nach einer Härte, um sich zu verbeißen.

Der Pfarrer war es also gewesen, der auf diese Weise ihr Schicksal fügte. Denn als Magneta wandermüde den Markt betrat, hätte sie sich ohne die auferlegte Gebetspflicht nicht dem Brunnen genähert, an dem sie die vier mit Rochus stehen sah. — Die erste Nacht in Althaus war Magnetas vierte seit Schwaaz, und da zeigte es sich, daß die Aves und Credos der Reise und die Schlucke Wassers

noch erfolglos geblieben waren: sie konnte nun keineswegs lassen, was ihrem Haß zur Lust und Gewohnheit geworden war.

Doch war sie an dem Nachmittag, als der Pfarrer von N. im Stall vor ihr erschien, heftig erschocken; denn sein Erscheinen, das sie sofort verstand, sagte ihr erst, was wieder geschehen war. Denn wissentlich hatte sie nicht mehr gesündigt, sondern sich vielmehr für ganz frei und heil gehalten, weil sie allnächtlich in tiefen Schlaf sank, kaum daß ihre Glieder sich ausgestreckt hatten — was auch der Grund war, daß Rochus sie jedesmal schlafend fand.

Dies war Magnetas einfache Geschichte, als deren letztes Ende noch zu stehen hat, daß ihr Eifersuchtshaß auch auf das Stierjunge entbrannte, kaum daß sie Rochus' Freude und seiner Zärtlichkeit inne wurde. Aber hätte sie ohne diesen Haß dies Opfer ergreifen können?

Trotzdem war es ein Glück für sie, daß sie die Nacht des Jammers wie eine Tote verschlafen hatte. Als sie den kleinen Leichnam wirklich neben dem Düngerhaufen liegen sah und die Mutter unbeweglich zur Seite stehen mit schweigendem Vorwurf, erschrak sie noch genug und brach in strömende Tränen aus — an der stummen Erscheinung der Mutter erst nachträglich begreifend, was geschehen war: nur ein kleines Sterben, aber für das Überlebende großes Leid. Und nicht der Mensch, sondern das Tier hatte — wie so oft — das größere Opfer gebracht.

Briefwechsel zur Judenfrage

Von

Jakob Wassermann, Rudolf Pechel, Paul Fechter

Sehr geehrter Herr Dr Pechel!

Es ist mir mit Ihrem Briefe und dem mir zugesandten Vortrag von Paul Fechter ergangen wie Herrn Fechter selbst, als er die Einladung erhielt, sich über ein gemeinhin heikel genanntes Thema öffentlich zu äußern. Das heißt also, ich habe Herrn Fechters Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" sogleich und mit im voraus bereitwilliger Sympathie gelesen. Das wäre doch einmal etwas, sagte ich mir, da tritt doch einmal Einer aus der Reihe und ruft ein menschliches Wort zur anderen Seite hinüber. Unschätzbarer, höchst seltener Mut. Höchst achtungswerter, aufrichtiger Wille. Und ich dachte bei mir: was immer ein so vereinzelt dastehender Mann, der von gentleman agreement redet und überhaupt eine Menge gescheiter und menschenfreundlicher Sachen zu sagen weiß, was immer ein Mensch von so spürbar redlicher und aufrichtiger Gesinnung gegen die modernen deutschen Juden vorzubringen hat, oder sagen wir gegen gewisse moderne deutsche Juden, das soll bei mir Gewicht und Stimme haben.

Und ich las die Anklagen. Wie es so geht, fiel mir bei der Lektüre auch allerhand ein, was nicht in jenem Vortrag stand, wohl aber zur Sache gehört. Etwa die heillose Spaltung innerhalb der Judenschaft selbst. Wie etliche unter ihnen, bloß weil sie sich Deutsche nennen, von andern unter ihnen, vortrefflichen, warmherzigen, auch bedeutenden Männern gleich „entartet" gescholten werden, und mit welcher Feindseligkeit mein eigener „Weg als Deutscher und Jude" von dieser Seite empfangen worden ist.

Es ist mir solche Zerrissenheit weder unter amerikanischen noch englischen noch französischen oder italienischen Juden bekannt geworden oder begegnet. Freilich, so dachte ich weiter, ist auch diese Erscheinung erst eine Ausgeburt der jüngsten Zeit. In früheren Jahrzehnten durften Scharen auserlesen kultivierter Juden den Vorspann deutscher Größe machen. Rahel Varnhagen fiel mir ein, Emil Kuh, zwanzig, dreißig andere, von den anonymen Mengen zu schweigen, und Moritz Heimann der Edle, der sein Herzblut gegeben hätte für Hauptmann und Stehr. Solche sind es doch, die Herr Fechter als „ordentliche Leute" bezeichnet. Eine Schar verantwortungsloser Großstadtjournalisten, deren es auf nichtjüdischer Seite genau so viele und vielleicht gefährlichere gibt — muß ich Namen und Zeitungen nennen? — kann doch unmöglich von einem so redlich bestrebten Mittler als repräsentativer bezeichnet werden wie jene Zeugen?

Den Geist gewisser jüdischer Zeitungen prangert Herr Fechter an, die die Verbrennung der französischen Fahnen einen Dummenjungenstreich genannt haben. Höchst überflüssigerweise haben diese Zeitungen das getan, finde ich, aber sie sind damit noch immer nicht so weit gegangen wie jenes Blatt, das anläßlich des Dreyfusfilms geschrieben hat: An der Dreyfusaffäre sei lediglich hervorzuheben, daß der französische Generalstab zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch so viel Ehrgefühl besessen habe, daß er keinen Juden in seiner Mitte duldete. Diese Zeiten seien aber nun längst vorüber. Wie nimmt sich neben dieser doppelten Beschimpfung der „Dummejungenstreich" des jüdischen Journalisten aus? Oder will Herr Fechter behaupten, unter den sechs Millionen Deutschen, die hinter solchen Blättern stehen, befänden sich keine „ordentlichen Leute" und jene schrieben verantwortungslos auf eigne Faust? Dann möge er es laut verkünden, in seinem Vortrag finde ich keine Andeutung davon.

Ich lese weiter und muß erfahren, daß Kurt Tucholsky, den ich als einen tapferen Mann von gerechter Denkart kenne, unter ein Blatt mit Offiziersköpfen die Worte gesetzt hat: Tiere sehen dich an. Eine grobe Ungehörigkeit, will mich bedünken, wenn mir dabei nur nicht eine Geschichte einfiele. Ein ehemaliger deutscher Offizier, sympathisch, beliebt und angesehen auch bei der Mannschaft, hat sie selbst erzählt. Als er in der Ukraine lag, kam eines Tages eine Abordnung verzweifelter jüdischer Männer zu ihm. Sie wußten, daß in der gleichen Nacht ein Pogrom über sie herfallen sollte, sie waren waffenlos, sie flehten den Offizier um ihre eigne Rettung und die ihrer Frauen und Kinder an. An dieser Stelle seiner Erzählung äffte der Offizier den Jargon der Juden nach. Geantwortet hat er ihnen: erstens sympathisiere er mit dem Vorgehen der Ukrainer — ich wiederhole, daß dies seine eigenen Worte sind — und zweitens wolle er jetzt schlafen. Wie, glauben Sie, hat das Antlitz dieses Offiziers jene jüdischen Männer angeblickt? Sehr menschlich? Wobei den unschuldigen Tieren kein Unrecht zugefügt werden soll. Es handelt sich in unserem Fall auch weniger um die furchtbare Tatsache selbst als vielmehr darum: der junge Mann wußte, daß er mit dieser Geschichte in Deutschland nicht nur Verständnis, sondern allenthalben in seinen Kreisen Beifall finden würde. Damit finde ich, ist der Einwand entkräftet, daß er etwa kein repräsentativer Typus gewesen wäre.

Ich lese weiter. Herrn Meidners kräftige Worte fänden sicher meinen Beifall, störte mich nicht ein kleiner, ganz kleiner Mangel an Präzision. Herr Meidner findet, daß das Heer ein Heiligtum der Deutschen sei. Gemeint ist doch wohl das Heer von 1914? Wodurch unterscheidet es sich vom gesamten Volkstum? Ehre sei diesem Volkstum, eine Welt hat es geehrt. Darüber hinaus finde ich nichts des großen Namens heilig würdig, und hier gerate ich auch schon an den Mann, der dann schreibt, beim ersten Anblick einer französischen Uniform auf dem Potsdamer Platz sei ihm unsäglich wohl geworden. Dies erscheint mir als eine unaussprechliche Torheit, denn mir wird beim Anblick keiner Uniform in einer friedlichen Stadt sonderlich wohl oder wehe, zum mindesten nicht wohler als beim Anblick eines andern Dienstkleides. Mag es doch einmal

ausgesprochen sein: warum soll mir im Frieden ein militärisches Kleid einen tieferen Eindruck machen als das Gewand eines Feuerwehrmannes, der jederzeit, ohne jede politische Herausforderung, mit Einsatz seines Lebens bereit ist, mir Weib und Kind aus den Flammen zu holen? Hinzufügen möchte ich, daß ich Soldat gewesen bin in jenem Heer, in dem nur den Juden alle jene Aussichten versperrt blieben, die sich andern dazu Befähigten eröffnet haben.

Ich lese staunend, daß Juden sich über das Nibelungenlied abfällig geäußert haben. In Gedanken darüber versunken, steigt plötzlich ein anderes Bild vor mir auf: Ich sitze mit meiner Frau in einem Eisenbahnabteil zwischen München und Starnberg. Irgendwo steigt ein starker Trupp von jungen Burschen ein, durchaus keine Rowdys. Sie durchtraben den Zug mit lautem Gesang, und was singen sie? Daß man den Judenbankerten Arme und Beine abhacken soll. Niemand im Zug protestiert.

Ich lese weiter in Herrn Fechters Aufsatz.

Der Blutzeuge Walter Rathenau steht vor mir auf. Es steht vor mir auf ein Jahrtausend voll Marter, Schändung, Raub, Qual, Hohn, Schmähung, Entsetzen, Blut und Feuer. Gewiß, gewiß, man soll den Schuldbrief eines Jahrtausends nicht immer wieder heraufholen. Ein einziges Jahrhundert der Emanzipation liegt auf der andern Waagschale. Ich will es gern gelten lassen, wie es Herr Fechter stillschweigend von uns fordert. Obgleich er immer wieder die ungeheure Anzahl nichtjüdischer Deutscher ins Treffen führt, verlangt er von der kleinen jüdischen Minorität die feinsten Tugenden einer kraftbewußten Überzahl. Ohne weiteres stellt er in seine Rechnung von Vorwürfen und Anklagen die erschütternde Weisheit, die der Jude — nie genug zu bestaunender Triumph des menschlichen Geistes — aus einem Jahrtausend von Brand, Schrecken und Schmach in die Freiheit herübergetragen hat. Nur der Gewalt seines Ethos, das ja auch die Grundlage des christlichen Ethos geworden ist, verdankt die Welt dieses Schauspiel.

Genug der Beispiele und Gegenbeispiele. Mir ist, als wüchse das Jahrtausend des Bluts und der Tränen noch allzu tief in das gepriesene Jahrhundert der Befreiung hinein. Ist es denn nicht möglich, selbst so wohlmeinenden Männern wie Ihnen die Augen zu öffnen für das Gebirge von Leid und Unrecht, das auf die Schultern schon jedes neugeborenen deutschen Kindes jüdischer Art gehäuft liegt? Was bedeutet dagegen das Zeitungsgeschrei einiger „Emanzipierter"? Erträgt die große deutsche Nation von allen Nationen allein keine Kritik? Was haben Engländer über England sagen dürfen, vor und nach Lord Byron? Helfen Wohlverhaltungsmaßregeln gegen „Juda verrecke"?

Im Grunde ist es erschütternd, daß Sie vor die an Leib und Leben, an Geist und Herz bedrohten Juden hintreten und sagen, sie mögen ein Einsehen haben.

Mit ergebenem Gruß

Jakob Wassermann.

Altaussee, Steiermark, Januar 1931.

*

Sehr geehrter Herr Wassermann!

Ihren offenen Brief, dessen Empfang ich Ihnen mit Dank bestätige, werde ich selbstverständlich in der „Deutschen Rundschau", und zwar im Februarheft veröffentlichen mit dieser meiner Antwort und Dr Paul Fechters Entgegnung.

Ich habe Ihnen den Aufsatz von Dr Paul Fechter geschickt, gerade weil ich Ihr Buch „Mein Weg als Deutscher und Jude" seinerzeit mit innerer Erschütterung gelesen hatte und mit Sicherheit annehmen zu können glaubte, daß gerade Sie für unseren Versuch volles Verständnis haben würden. Ich bin aufrichtig betrübt, in Ihrem Brief dieses

volle Verständnis nicht zu finden, besonders da andere prominente deutsche Juden mir in vielen Zuschriften ihre lebhafte Zustimmung und Bejahung nicht nur der Notwendigkeit, sondern auch der Nützlichkeit unseres Versuches bestätigt haben.

Mit der Aufzählung alter und neuer Sünden hüben und drüben kommen wir nicht weiter. Auch nicht mit Ressentiment. Sondern nur mit dem Willen, dessen Ernst die Größe der unmittelbaren Gefahr zu stärkster Kraftanstrengung steigern sollte, die Gemeinsamkeiten der anständigen Menschen guten Willens in beiden Lagern festzustellen und die Punkte, über die eine Einigung nicht möglich ist, in einer geistigen und menschlichen Haltung zu erörtern, welche die vergiftende Tätigkeit der Menschen bösen Willens durch ihre Selbstverständlichkeit wirkungslos macht und sie in Bezirke verweist, wo unterwertige Verantwortungslosigkeit sich ohne wesentlichen Schaden austoben kann.

Ich verbleibe in der Hoffnung auf Ihre Mithilfe hierbei

Ihr sehr ergebener

Pechel.

Berlin, den 22. Januar 1931.

*

Die Anmerkungen von Herrn Jakob Wassermann zu meinem hier veröffentlichten Vortrag zeigen, wie schwer es ist, auch nur eine Diskussion, geschweige denn eine Verständigung zuwege zu bringen. Ich habe versucht, die Situation möglichst sachlich darzustellen, um eine gemeinsame Sachlichkeit zu schaffen, von der aus man den Schwierigkeiten, die zwischen den Parteien bestehen, am besten beikommen kann. Herr Wassermann verschiebt diese Diskussion wieder aus dem Sachlichen in die Gebiete des Sentiments, um nicht zu sagen des Ressentiments. Ich habe die Fälle, die ich angeführt habe, ausgesprochen als Beispiele angeführt, um den verständigungsbereiten Männern, zu denen ich sprach — der Vortrag wurde im Verband der nationaldeutschen Juden gehalten — zu zeigen, wo zum großen Teil die Ursachen der Mißverständnisse und des Mißbehagens auf unserer Seite liegen, die auf jüdischer Seite — wie auch die Ausführungen von Herrn Wassermann leider nur zu deutlich beweisen — in ihren Wirkungen immer noch unterschätzt werden. Ich habe verschiedentlich in meinem Vortrag darauf hingewiesen, daß ich meinerseits durchaus nicht geneigt wäre, diese Dinge zu überschätzen und allzu tragisch zu nehmen, weil wir ja zuletzt doch die Stärkeren wären. Herr Wassermann seinerseits nimmt die Gegenbeispiele, die er gibt, tragisch und verschiebt damit die Diskussion auf eine völlig andere Basis.

Sobald wir aber von hüben und drüben nur unsere Gefühle hervorholen und sie uns entgegenhalten, kommen wir keinen Schritt weiter. Wir müssen aber weiter kommen: bloße Klagen haben ebensowenig Sinn wie das tatlose Weitergleitenlassen der Konfliktsstimmung, die heute besteht. Worauf es für mein Gefühl ankommt, ist eben dies, die Gründe für die Schwierigkeit der gegenwärtigen Situation auf beiden Seiten ruhig auszusprechen und sichtbar zu machen — ohne Scheu davor, daß viele Leute immer noch schon beleidigt sind, wenn man von einem jüdischen Problem spricht. Es ist sehr leicht, vom Zeitungsgeschrei einiger Emanzipierter zu sprechen; das können wir auf unserer Seite selbstverständlich auch. Worauf es mir ankam, war dieses: aus meiner Kenntnis der Gefühle auf der deutschen Seite vernünftigen jüdischen Kreisen zu zeigen, was für wenig angenehme Wirkungen dieses Geschrei einiger Emanzipierter auf unserer Seite hervorruft. Es lag mir in keiner Weise daran, Anklagen zu erheben, sondern daran, aufzuklären. Die Schwierigkeiten, denen auch wohlwollende und ordentliche jüdische Leute vielfach im Leben unter uns begegnen, kenne ich von meinen jüdischen Freunden genau so gut, wie Herr Wassermann sie kennt. Ich habe, wo ihnen diese Schwierigkeiten von unserer Seite öffentlich gemacht wurden, mich jederzeit auch gegen sie gewandt — aller-

dings unter der Voraussetzung, daß auch die Gegenseite für die ebenfalls nicht angenehmen Dinge, die uns von ihren Angehörigen bereitet werden, einiges Verständnis zu entwickeln bereit ist. Die Tatsache, daß Herr Wassermann sogar versucht, das Blatt mit den Offizierstöpfen und der Unterschrift „Tiere sehen dich an" zu verteidigen, spricht nicht gerade dafür, daß diese Voraussetzung allgemein richtig war. Ich verzichte darauf, das allzu naheliegende Gegenbeispiel mit Köpfen von seiner Seite bei der gleichen Unterschrift ihm entgegenzuhalten.

Es wäre aber doch gut, wenn auch Männer wie Jakob Wassermann versuchten, die mitgeteilten Tatsachen — denn nur um solche, nicht um Anklagen handelte es sich, wie gesagt — in ihren Wirkungen nicht zu unterschätzen. Die Sachlichkeit und Klarstellung der Lage, um die es mir ging, ist notwendig, wenn wir in aller Ruhe gemeinsam für eine Besserung der, wie man zugeben wird, nicht nur leicht verfahrenen Beziehungen eintreten wollen. Der Vortrag wurde im Februar 1930 gehalten. Was seitdem sichtbar geworden ist, hat wohl gezeigt, daß der Hinweis auf die Schwierigkeiten und der Rat, hier, wenn möglich, für Abhilfe zu sorgen, nicht ganz unangebracht waren.

Paul Fechter.

Die russische Tragödie 1919/20

Wir Deutsche hatten anno 1919 unsere eigenen Sorgen. Dem Zusammenbruch folgte Versailles — und damit auch jene seltsame, gleichsam geschichtslose Episode der Konzentration auf den innerpolitischen Kampf, die uns fast vergessen ließ, daß die Welt bei den Franzosen doch noch nicht ganz zu Ende war. Die Befreiungskämpfe in Kurland waren den Deutschen zu Hause allenfalls noch ein lebendiger Begriff, verknüpfte er sich doch mit den Hoffnungen deutscher Frontsoldaten, dem Schicksal im Osten in letzter Stunde in den Arm fallen zu können. Koltschak, Denikin, Judenitsch — waren damals nur ferne Namen russischer Generäle, die den Bolschewismus bekämpften. Wohl trug uns der Draht die Nachrichten über den Kampf zwischen Weiß und Rot und den Zusammenbruch der Gegenrevolution in Rußland zu, wir vermerkten es kaum. Der Sinn, die Größe dieses Geschehens ging uns nicht auf. Und in welch geringem Maße waren wir uns bewußt, daß zwischen den Mühlsteinen der roten und weißen Front viele Tausende deutscher und deutschösterreichischer Kriegsgefangener zermalmt wurden, daß der große Krieg auch für Deutsche und damit für Deutschland in der sibirischen Ebene weiterging, und zwar in einer Brutalität, wie sie nur in Rußland, in Asien möglich erscheint! Mütter und Frauen warteten auf ihre Heimkehrer — wie viele von diesen kamen nicht heim, starben, verdarben im Hexenkessel des russischen Bürgerkrieges. Die russische Tragödie ist auch eine deutsche Tragödie.

Dwingers „Armee hinter Stacheldraht" gewährte erschütternden Einblick in das Geschehen, das sich hinter den Fronten, „auf den Friedhöfen des Krieges" vollzogen hat: Kriegsgefangenenlos in letzter physischer und seelischer Zermürbung. Die Fortsetzung, den Kampf „zwischen Weiß und Rot"[1]) und den Untergang der Koltschakarmee kündend, weitet und vollendet das Bild: Erlebtes, Erlittenes wird erneut mit unerhörter Suggestionskraft gestaltet. Konnte das Leid der Hunderttausende, die in sibirischen Lagern an Hunger, Seuchen, Mißhandlung starben oder dahinsiechten, überhaupt noch überboten werden? Es wurde überboten, da das Deutsche Reich zusammenbrach und die in Rußland Kriegsgefangenen, nun erst völlig vogelfrei geworden, in den Strudel eines gigantischen, haßerfüllten Bruderkampfes gezogen wurden, Sklaven der kämpfenden Heere, der Entente, der Tschechen,

1) Edwin Erich Dwinger: „Zwischen Weiß und Rot". Die russische Tragödie 1919—1920. Jena 1930, Eugen Diederichs.

unbeteiligt Beteiligte, die jeder ungestraft ausbeuten oder töten durfte.

Kameradschaft — das war der Halt, der hinter Stacheldraht Unmenschliches hatte ertragen lassen. Kameradschaft blieb das Einzige, was sich im Aufruhr, im Totentanz einer sterbenden Welt bewährte. Wir erleben des kleinen Fähnrichs Flucht aus dem transbaikalischen Lager über Tschita gen Westen, Gefangennahme, Todesurteil, Rettung durch den Kameraden Seydlitz, Eintritt in die Koltschakarmee, Vormarsch und Rückzug unter dem „Weißen Napoleon", jenen Rückzug über 5000 Kilometer, der aus einem Heer von 500 000 eine zerlumpte Horde von Zehntausend machte. Man starb am Wege, an Wunden, Typhus, Kälte oder den Martern der Gegner — denn Gefangene wurden in diesem Kriege nicht gemacht. Mit der sich auflösenden Armee starben Millionen flüchtender Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder: das Bürgertum des sibirischen Rußland. Inmitten der Russen die Kriegsgefangenen, Parias des Unglücks. Wir erleben den Zusammenbruch jeder menschlichen Gemeinschaft, jeglicher Gesittung, letzte Verzweiflung, tierische Grausamkeit, aber auch den Heroismus derer, die noch auf verlorenem Posten zur Idee halten und den Willen soldatischer Bereitschaft in sich tragen. Wie im ersten Bande erstehen Gestalten, in denen das Wesen der Zeit sich zusammenballt: Soldaten im edelsten Sinne. Wie wir den Wachtmeister Schnarrenberg niemals vergessen werden, der Haltung bewahrte bis zuletzt, bis er das Ende der deutschen Front erfuhr und nicht weiter leben mochte, nicht vergessen werden den Dragoner Podbielski, der den kleinen Fähnrich wie ein Vater betreute und doch sterben mußte, weil er den heimatlichen Äckern gar zu lange fern war, so geht es uns jetzt mit dem Kommandanten Verinkí, der Verkörperung besten ritterlichen Russentums oder mit Seydlitz, dem preußischen Offizier, Überläufer aus Sehnsucht nach Deutschland — „weil kein Preuße Söldner sein kann". Wie vielleicht noch niemals spüren wir den tiefgreifenden Gegensatz zwischen deutscher und russischer Wesensart und die dumpfe Notwendigkeit einer der blutigsten innerpolitischen Auseinandersetzungen, die jemals ein Volk traf, lernen wir erkennen, warum der große Gegenstoß der Weißen zusammenbrechen mußte und der Bolschewismus auf den Trümmern des Zarenreiches triumphierte.

Hinter dem menschlichen Erlebnis, hinter dem Kaleidoskop vielfacher Einzelschicksale erhebt sich so der gesamtpolitische Hintergrund: das politische Spiel der Mächte, in deren Netz sich die weißen Generäle verfingen, unterstützt und doch wieder im Stich gelassen, indes die Bolschewisten, klüger und zäher, den gemischten Heerhaufen der Gegner die Parole „Rußland den Russen" entgegenstellten und ihre internationale Heilslehre durch Zugeständnisse an allrussische Instinkte schmackhafter machten. Zwietracht und Fehler der anderen wurden entscheidende Bundesgenossen der Bolschewisten. Die weiße Macht ging zum guten Teil an sich selbst zugrunde, an dem infamen Grundsatz der Japaner, Engländer, Franzosen: keine Munition ohne Konzessionen — und nicht zuletzt am Verrat der Tschechen, die den Admiral Koltschak, einen Führer und Menschen von hohem Format, in Irkutsk ans Messer der Roten lieferten. Eindringlich hebt Dwinger die peinliche Rolle der tschechischen Legionen heraus, die eine ihrer Hauptaufgaben darin sahen, ehemalige Kameraden aus der deutschen und österreichischen Armee zu Tode zu schinden, und deren Benehmen als Alliierte der Weißen wesentlich dazu beitrug, die Propaganda der Roten zu fördern.

Jeder Deutsche sollte diese erschütternde Chronik lesen, um ihres politischen wie ihres menschlichen Gehalts willen. Ein Stück Weltgeschichte enthüllt sich, ein Stück Osten — und wie noch in keinem anderen Buche der Nachkriegszeit wurde die Wende so klar begriffen, die der Krieg für uns und für die Welt bedeutet: als Prüfung des Einzelnen und der Völker. Daß über dem Grauen der Geschehnisse niemals die Notwendigkeit eines überindividuellen Standpunktes, die Verantwortlichkeit des Einzelnen vor dem Ganzen geleugnet wird, gibt diesem Buche seinen eigentlichen bekenntnishaften Wert. Die Schlagworte der Zeit versinken ins Nichts. Ein neuer Sinn des Seins ersteht: er erfüllt sich nicht im Kollektiv der Masse, das der Bolschewismus propagierte und in dessen Zeichen er in Sibirien über eine morsche, unbelehrbare Welt obsiegen konnte, wohl aber im Erlebnis der Nation, das dem Kriegsgefangenen, fern der Heimat, im sibirischen Winter, im scheinbar sinnlosen Sterben eines fremden Volkes wohl am unerbittlichsten zuteil wurde.

Werner Wirths.

Die tschechische Legion*)

Auch ein „Ehrenmal"

Nun, wir Zivilgefangenen — übrigens nicht nur wir, sondern auch die meisten Kriegsgefangenen — befanden uns schon auf dem Heimweg, in Europa-Rußland, als die Tschechen kamen, uns einfach anhielten und nach Sibirien zurückschickten. Wir wären bald ein Jahr daheim, wenn sie sich nicht dareingemengt ....

*

Und wie steht es mit den tschechischen Legionen? Hat Stefanek erreicht, daß sie weiterkämpfen?

Nein. Auch das veränderte sich. Es gelang ihm nicht. Sie wollen nicht mehr. Sie sind müde. Mit diesem Mißerfolg hat das Tschechenkorps den letzten Wert als Kampfkraft verloren. Seitdem beginnt es zu einer Last zu werden, die uns wie ein Stein an den Beinen hängt. Man verwendet sie zur Entlastung der Frontarmeen als Schutz der Bahnhöfe und Bahnlinien, vor allem als Bewachung der Gefangenlager. Und das ist schlimm .....

*

Plötzlich versperren uns zwei tschechische Legionäre den Weg. „Was," brüllt einer von uns, „ich darf in meinem eignen Lande nicht gehen, wo ich will?" „Sie müssen vorher die Waffen abgeben", sagt der Tscheche in schlechtem Russisch. Er wird rasend. „Was? Mich entwaffnen? Auf russischem Boden? Was seid denn ihr? Handlanger der Alliierten, Petroleumslakaien? Nehmt euch doch meine Waffen, wenn ihr sie haben wollt, wenn ihr gegen russische Kugeln ebenso gefeit seid wie gegen russisches Elend!" Die Tschechen retirieren, dieser Ausbruch scheucht sie. Wir gehen ungehindert weiter. „Siehst du," sagt Kostja stolz, „man muß ihnen nur die Zähne zeigen — diesen ‚kleinen Brüdern'." Wir gehen schlendernd an den Zügen entlang. Die meisten Waggons sind etwas geöffnet — glänzende Pferdeköpfe und schwere Rinderhörner sehen heraus. Andere sind mit Umzugsgut vollgestopft, kostbaren Möbeln, mächtigen Geldschränken, schimmernden Flügeln, riesigen Tuchballen. Mehrere Waggons sind mit prallen Mehlsäcken, mehrere mit gefrorenen Schweinen beladen. Auf einem offnen Waggon erblicken wir sogar ein prachtvolles Motorboot, rechts und links von ihm ein paar Marmorbildwerke. „Siehst du," sagt Kostja bitter, „das ist ihr Raub! Ganz Rußland haben sie ausgeplündert — alle Schlösser, alle Güter, alle Gestüte! Weißt du übrigens, daß diese fünfzigtausend Legionäre zwanzigtausend Waggons für sich beschlagnahmten — für

*) Abschnitte aus Edwin Erich Dwingers Buch „Zwischen Weiß und Rot". Siehe Seite 140/141.



je drei Mann also einen Waggon? Und während wir bei vierzig Grad im Freien kampieren, legen sie sich großspurig in die geheizten Zugsabteile. Und während wir vor Hunger auf den Fingern saugen, beratschlagen sie miteinander, ob sie Rinderfilet oder Schweinslende schlecken sollen ..." Als wir kehrt machten, rief uns aus einem Materialwagen ein Tscheche an. „Haben Sie Hunger?" fragte er servil. „Nein" sagte Kostja stolz. Ich dachte an meine Kameraden. „Ja," sage ich ruhig, „was haben Sie?"

„O, alles. Wenn Sie bezahlen können?" — „Aha", knurrt Kostja. „Zeige her", sage ich! Er hatte Brot, Fleisch, Tabak — alles in bester Qualität. Ich suchte sämtliches Geld zusammen, um soviel wie möglich zu erwerben. „Ihr habt schon wahre Höllenpreise", sage ich nur! Er lachte stolz. „Siehst du," sagte der Landser, als wir weiter gingen, „soweit ist es durch die russische Gutmütigkeit mit uns gekommen! Daß wir uns von diesen Räubern die eignen Waren wiederkaufen müssen, um nicht zu verhungern."

*

Es war im vorigen Jahre in einer Kommission, einer Kommission zur Untersuchung der Gefangenlager. Wir fuhren von einem zum anderen General, ein paar Leute vom Roten Kreuz. Aber wir fanden es nirgends zufriedenstellend — dabei waren unsere Ansprüche bei Gott bescheiden. Zudem waren wir völlig machtlos, das war das Schlimmste.

Im Juli wurden in Krasnojarsk zwölf ungarische Offiziere und sechs Soldaten hingerichtet, obwohl die schwedische Delegierte Elsa Brandström, der berühmte Engel von Sibirien, die Unwahrheit der konstruierten Anschuldigungen erwies. Im August erschossen die Legionäre in Troizk einen österreichischen Obersten und einen Arzt — als Spion der Bolschewisten, obwohl beide erwiesenermaßen alles getan hatten, um die Kriegsgefangenen vom Eintritt in die rote Armee abzuhalten. Im Mittelgebiet trieben zur Zeit des Tschechenaufstandes ganze Reihen von Kriegsgefangenen die Wolga hinab. Sie waren durchweg grauenhaft verstümmelt, hatten die Hände an den zerpeitschten Rücken festgeschnürt ...

Aber das Scheußlichste erlebten wir auf einer Schlittenfahrt zu einem kleinen Steppenlager. Auf dieser Reise stießen wir auf einen Zug von reichlich sechzig Kriegsgefangenen, die sich, von einem tschechischen Kordon getrieben, nur noch mühsam durch die Steppe schleppten. Es waren auffällig kraftlose, ausgemergelte Gestalten — österreichische Offiziere, an ihren zerfetzten Uniformen gerade noch zu erkennen. Wir riefen den Tschechenoffizier an, der in schwerem Pelz auf seinem Pferde hockte, die dickumwickelten Beine seitwärts spreizte. „Was ist mit diesen Leuten?" „Was schert das Sie?" antwortete er, ein junger Bursche, „ich habe keinerlei Veranlassung darüber Aufklärung zu geben." „Vielleicht doch, wenn Sie unser Schreiben gelesen haben", entgegnete ich und reichte ihm den Akt des Allgemeinen Roten Kreuzes. Er nahm ihn nicht einmal, winkte mit spöttischer Bewegung ab. „Das schert mich nichts", sagte er lachend. „Spuck drauf, diese Gefangenen stehen außerhalb aller Gesetze."

*

Unser Gefangenlager stand nämlich unter den Tschechen, unter den Legionären. Und was wir unter denen leiden mußten, man kann es kaum erzählen. Es gab für uns Deutsche keine andere Anrede mehr als „Deutscher Schweinehund". Täglich fanden unmenschliche Mißhandlungen durch die Wachtsoldaten statt. Vom Kommandanten war offiziell die Prügelstrafe wieder eingeführt worden — vielleicht brauchen sie's zu Hause noch, sagten wir oft. Jedem wurde schwerste Arbeit anbefohlen, als Nahrung erhielten wir halbverwestes Dörrgemüse. Die erste schlimme Zeit der Epidemien kam

zurück — wieder starben Tausende. Wer sich krank meldete, wurde mit Schlägen in den Schnee hinausgejagt. „Schlag ihn zum Krüppel, Bruder, es ist ein Deutscher!"

*

Häufig sind die Züge nur mit tschechischen Legionären besetzt. Überall stehen ihre Echelons herum, versperren die freie Durchfahrt, sind mit allen möglichen Gütern vollgestopft, Ergebnisse ihrer Raubzüge und Strafexpeditionen. Während schon Zehntausende verhungern, haben sie noch ganze Züge mit Nahrungsmitteln bei sich, ganze Herden der edelsten russischen Pferde, die blank und sauber unter Decken stehen. Aber sie geben nichts. Auch wagt sich kein russisches Mädchen mehr in ihre Nähe. Zu viele hat man schon mit Gewalt in die Waggons geschleppt, nach vollbrachter Orgie während der Fahrt hinausgeworfen.

*

Als wir uns Nishni-Udinsk nähern, läuft uns eine niederschmetternde Botschaft entgegen: Koltschak hat die Weiße Armee verlassen, sich unter den Schutz der Tschechen gestellt.

Wie das geschehen konnte? Als er in Nishni-Udinsk einläuft, werden seine Züge von Tschechen umstellt. Der Leibkonvoi zieht Handgranaten, Koltschak selbst verbietet es. „Kein Blut für mich, ich bitte euch!" Er ersucht General Janin, das Oberhaupt der Legionäre, telegraphisch um Aufklärung. Die Antwort lautet: „Ich beschwöre Sie, sich in den Schutz der Legionäre zu geben. Sie stehen dann unter der Obhut der gesamten alliierten Intervention, sind dort in größerer Sicherheit als bei den Resten Ihrer Armee." Koltschak stimmt zu — was bleibt übrig? Andere als tschechische Züge werden nicht mehr durchgelassen, zudem will man an seinem Stabswagen sämtliche Fahnen der Alliierten aufziehen — als äußeres Zeichen dafür, daß er sich unter ihrer Oberhoheit befindet, auf einem für alle Roten unbetretbaren Boden. „Ich bitte, den Leibkonvoi zu verabschieden, er ist jetzt unnötig", ersucht der Tschechenführer. „Geht, meine Brüder," sagt Koltschak sogleich, „ich stehe jetzt in bestem Schutz! Seht diese Fahnen: Frankreichs, Englands, Amerikas und Japans Hoheitszeichen schützen mich . . ." Die Leibgarde gehorcht, viele weinen dabei. Am nächsten Tage fährt Koltschaks Stabszug weiter, dem fernen Osten zu. Vor und hinter ihm rollen siebentausend bis an den Hals bewaffnete Tschechentruppen. Kein russischer Soldat ist mehr bei ihm . . .

*

Der Tschechenkommandant tritt in den Wagen. „Machen Sie sich bereit — Sie werden jetzt ausgeliefert!" „Aus welchem Grunde?" fragt Koltschak überrascht. „Das Politische Zentrum stellt Ihre Übergabe als Bedingung für die Weiterfahrt unserer Truppen — General Janin willigte ein!" Koltschak wird bleich. „Wie ist das möglich?" fragt er verwirrt. „War es nicht General Janin, der mich beschwor . . . . .?" Er wendet sich um, zeigt auf die Fahnen — die englischen, französischen, amerikanischen, japanischen, tschechischen Hoheitszeichen. „Was bedeuten dann diese Flaggen?" fragt er nur. Der Tscheche schweigt. „Daß meine Verbündeten mich verraten haben!" antwortet Koltschak selbst.

*

In Werchne-Udinsk, jener unglückseligen Station, an der Koltschak auf Anraten der Tschechen seine Leibwache entließ, sah ich neben dem Geleise einen eroberten tschechischen Panzerzug. Sein Anblick läßt mich an die Stunde denken, an der ich mit Kostja vor den

tschechischen Zügen stand. Ob sie wohl noch alle herausgekommen sind um den Baikal herum, zu den Japanern? Meinte nicht ein Offizier in Goloustnoje, daß sie allen Raub davongebracht hätten? „Mehreremal haben die Legionäre unseren Verwundetenzügen einfach die Lokomotiven fortgenommen, um sie vor ihre eignen Züge zu spannen!“ erzählte er uns. „Wohl nahmen sie auch einige unserer Offiziere, einige Frauen in ihre Züge auf, aber nur, wenn sie Diener oder Huren brauchten! Unter steter Bedrohung der Auslieferung an die Roten zwang man sie zu schwerster Arbeit ... Man schlug die Männer, vergewaltigte die Frauen, warf ihnen als Essen ihre Reste vor. Alte russische Generale mußten den Legionären die Pferde putzen, die Wagen reinigen, Spülwasser tragen, Brennholz herbeischleppen. Dafür ließ man sie dann mitfahren.

*

Eine letzte Ergänzung gibt das ausgezeichnete Buch des Generalleutnants Konstantin W. Sakharow, „Die tschechischen Legionen in Sibirien“ (Berlin-Charlottenburg 1930, Heinrich Wilhelm Hendriock), der in gründlichen, auf einwandfreiem Material beruhenden Untersuchungen die gesamte Rolle der Tschechen in Rußland darstellt. Auch dieses Buch kann niemand ohne schwerste innere Erschütterung in die Hand nehmen, und es verdient, in aller Welt, nicht nur im Deutschen Reiche, bekannt zu werden. Daß er als Russe in erster Linie den schmählichen, niederträchtigen Verrat der Tschechen und ihre entscheidende Rolle bei dem Zerbrechen des weißen Vorstoßes in den Vordergrund stellt, ist selbstverständlich. Aber auch er hat, wie jeder menschlich und anständig Empfindende, Anteil genommen an den Leiden der armen Kriegsgefangenen. Berichte, Photographien, Beschreibungen nur glaubwürdiger Personen sind in seinem Besitz. Er schreibt:

„Auf Grund dieses Materials kann ich aussagen, daß die Tschechen auf unserem russischen Territorium unerhörte, ja, tierische Grausamkeiten an ihren unbewaffneten früheren Kameraden begangen haben. Grausamkeiten, die vor das Gericht aller Kulturvölker gehören.“

Dem Schluß seines Buches muß jeder, dem nicht politische Interessen das einfachste menschliche Gefühl für Gerechtigkeit und Vergeltung erstickt haben, zustimmen. Sein Buch wird eine entscheidende Rolle spielen, wenn endlich die Tschechen zur Rechenschaft gezogen werden.

„Der Zweck meines Buches war, die Geschichte des unerhört niederträchtigen Verrates der Tschechen in Sibirien niederzuschreiben. Die entsetzliche Aussaat, die 1918 und 1919 in Sibirien gesät wurde, wird einmal in Garben aus der blutgetränkten russischen Erde schießen, und vor der ganzen Menschheit wird Gericht und Vergeltung gefordert werden. Bis dahin bleibt es unsere Pflicht, alles vorhandene Beweismaterial zu sammeln, um die tschechische Lüge zurückzudämmen.

Es gibt nur eine Wahrheit, und früher oder später wird diese Wahrheit siegen!“

D. R.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Kulturpolitische Völkerbotschafter?

Kulturpolitische Völkerbotschafter — sind sie nicht ein so verwegener Zukunftstraum, daß er sich erst verwirklichen könnte, wenn ein geläuterter Völkerbund, wenn längst sich gegenseitig achtende Kulturkreise, friedevoll geeinigte Pan-Ideen verkörpert den Erdball umspannen und die Welt so sicher nicht nur für Demokratie, sondern auch für wirklich friedliebende Menschen machen, daß Botschafter nicht mehr nötig sind?

Aber leider haben wir solche kulturpolitische Völkerbotschafter erlebt, zu unserm Schaden; denn wir hatten wohl die Männer dazu, aber wir verwendeten sie nicht, während England die Einrichtung kannte und seinen kulturpolitischen Frieden z. B. mit U. S.-Amerika durch einen solchen machen ließ, als Lord Bryce ein höchst gespanntes Verhältnis (wobei U. S.-Amerika keinen liebern Sport kannte, als „to knipe the lions tail") in eine im Kriege erprobte Kulturgemeinschaft rückverwandelte und ein Brite den U. S.-Amerikanern ihr Standwerk über Amerika schrieb.

Viel monumentaler, als dieser kluge Völkerverbinder, weil er ein reinerer und größerer, von Haß und Trug freierer Mensch war, steht in zwei endlich seiner Kulturleistung gerecht werdenden Werken der schwäbische Arzt Erwin v. Bälz in seinem Verhältnis zum erneuerten Japan der Meiji-Zeit vor uns. Es ist erschütternd, wenn man versucht, sich klar zu machen, was dieser Mann für ein dauerndes, verständnisvolles Freundschaftsverhältnis zwischen Mitteleuropa und Ostasien im weiteren, zwischen Deutschland und Japan im engeren hätte sein können — wenn man ihm auch weltpolitische Fäden so anvertraut hätte, wie England seinen Söhnen solchen Schnittes diese Fäden anvertraut hat. Gab uns schon ein verdienstvolles Buch von Felix Schottländer in der Schriftenreihe des Deutschen Auslandsinstituts ein Bild von der Bedeutung dieses Ostasienbotschafters des Deutschen Volkes beim japanischen und seinem Kaiserhof in großen Umrissen, so hat diese Charakterzeichnung nun Farbe und intimes Leben gewonnen durch die bilderreichen Tagebuchblätter und Erinnerungs-Schilderungen seines Sohnes Erwin Toku Bälz*)

Beschaut man nur die Bildbeigaben dieser Lebenserinnerungen des intimen Leibarztes der japanischen Kaiserfamilie genau, so ziehen vor dem Auge die führenden Männer des fernen Ostens vorüber, bei denen dieser geistige Vorkämpfer großgeschauter deutscher Kultur persona grata war: die Kaiser Meiji und Taisho, die Fürsten Ito und Yamagata, die man den Bismarck und Moltke der fernöstlichen Weltmacht nannte, die Begründer seiner Verfassung und seines Heeres: Iwakura, Sanjo, Soyeshima, Inouyé, Okuma. Das Frontbild aber zeigt in Farben einen der schönsten, am tiefsten gefurchten, von höchster geistiger Haltung zeugenden Köpfe des deutschen Volksbodens. Nur schade, daß er bei den verantwortlichen Führern der Heimat: Kaiser und Kanzler, Außenamt und Ärztetagen, nicht auch so persona grata war, sondern ein schwer enttäuschter Mann. Über seinen Brauen schwebte ein rettendes Bündnis in Kultur und Macht. Riesengroß sah er in einer Zeit, in der man noch Vieles hätte wenden können, wie eine aufsteigende Wetterwand, den Zerstörungskampf Europas gegen sich selbst heraufziehen, sah die Fehler der russischen, wie der deutschen Ostasienpolitik, machte auf die Folgen dynamischer Irrtümer aufmerksam — und konnte die rückwärts gewandten Blicke der Juristen

*) Erwin von Bälz, Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachfolger.

mit dem eigenen helleren Führerblick des Naturforschers und Arztes nicht überzeugen. Dann schuf er den Japanern die Grundlagen ihrer Anthropologie und Medizin: wahrlich an sich schon Lebensarbeit genug, und hatte ihr Vertrauen, die höchsten Ehren, die sie einem Fremden überhaupt erweisen konnten, bis an sein Ende im Jahre 1913. Aber in der Heimat, wie glücklich und weise er selbst über Leben und Schicksal stand, überschattete seinen Ausgang die seherhafte Stimmung vor der Schicksalswende seines Volks. Dieses Volk aber müßte nun vor seinen Erinnerungen stehen, wie ein Kind, das einen treuen Eckart verschmähte und dafür in eine Grube fiel, vor der es gewarnt war.

Wird es sich warnen lassen, von diesem wahrhaften Schicksalsbuch eines der am meisten tragischen unter den vielen tragischen Auslanddeutschen? — Oder fällt es wieder hinein, wieder und wieder und wann?

K. Haushofer.

Das neue Welt- und Lebensbild in der Neuen Prosa

Von

H. W. Keim

Die dramatische Dichtung der Gegenwart liegt, soweit sie nicht zur bloßen Unterhaltung dient, in den Fesseln der Reportage, der Tendenz und Sensation. Nicht Weltraum, nicht Lebensanschauung bilden den Hintergrund zum behandelten Stoff, sondern der Stoffteil beherrscht den Verfasser ausschließlich; es gibt von ihm aus keine Verbindung zu einem Lebensganzen, noch gar Beziehungen zu kosmischen Kräften. So haftet diesen Erzeugnissen der Makel des Zufälligen, des Absichtsvollen und Berechneten an; man kann sie nicht anders denn als Tagesware werten, die mit dem Tage vergeht, weil sie es nur auf Tageswirkung abgesehen hat. Daß unter einer solchen Einstellung, die übrigens weite Kreise unserer Schriftsteller und Kritiker beherrscht, für die Lyrik die Lebensbedingungen denkbar ungünstig sind, ist selbstverständlich. Denn Lyrik entwickelt sich nur aus der Einheit des Dichters mit dem Weltganzen. Diese dem Deutschen als herrlichste und höchst gefährliche Gabe vermachte irrationale Hintergründigkeit, dieses sein kosmisch durchwirktes Lebensbild und Lebensgefühl ist ihm durch die materialistische Wendung der letzten fünfzig Jahre arg entfremdet worden, und wenn heute der Kampf um eine neue Geistigkeit geht, so ist das Kampfziel eben das alte Erbgut des germanischen Menschen, nämlich die metaphysische Verankerung seines Gefühls- und Geisteslebens. In diesem Streit, in dem es sich schließlich um die Erhaltung wesentlicher Kräfte der europäischen und der einzigartigen Form deutscher Geistigkeit handelt, steht unsere moderne Prosa in vorderster Linie. Sie bildet in der Tat den Stoßtrupp gegen die Ungeistigkeit, an der allein das Abendland untergehen kann. Über die Grundlagen dieses neuen Lebensgefühls, das in unserer jungen Prosa so mächtig emportreibt, ist in früheren Aufsätzen[1]) ausführlich gesprochen worden. Dort sind auch die in der Breite und Tiefe des Welt- und Lebensbildes des Erzählers, in der Kraft und Fülle seiner Persönlichkeit und in den Gesetzen der Prosakunst begründeten Maßstäbe für die Wertung künstlerischer Prosa eingehender entwickelt.

Ein Beispiel für jene Erzählungsart, die auf die Stimmung und Wirkung des Tages hinzielt, ist Alfred Neumanns Roman eines politischen Mordes, betitelt „Der Held" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1930). Der Stoff ist wohl der Zeit der bayrischen Räterepublik entnommen. Ab-

1) Siehe u. a.: „Lebens- und Geistesformen in der Epik" (Märzheft 1925); „Weltrhythmus in der modernen Dichtung" (Oktoberheft 1928); „Denken, Leben und Dichten" (Oktober- u. Novemberheft 1930).

sicht war, die reine Menschlichkeit jener Revolutionäre in Gegensatz zu der kalten Grausamkeit ihrer Gegner zu stellen — eine gewiß recht anfechtbare, aber sicherlich heute wirksame Einstellung. Zu diesem Behufe läßt der Autor seinen „Helden", einen energischen, mutigen ehemaligen Frontoffizier, nach wiederholten theoretischen Aussprachen über Mord und Mörder, nach einem weinerlichen Zusammentreffen mit der Frau des getöteten Revolutionärs körperlich und seelisch verfallen. Ist das Buch als eine Abwehraktion gegen politische Mordgelüste gedacht, so ist es verfehlt; denn die, die es lesen, beabsichtigen nicht zu morden, und ein Mörder ist kein Schöngeist. Ist es als Gesinnungsausdruck beabsichtigt, so ist der Zweck erreicht; auch die sensationelle Wirkung kann ihm nicht abgesprochen werden. Aber von Kunst ist es durch unüberbrückbare Abgründe geschieden. Nichts an ihm ist wahr; jede Linie, jede Gestalt erscheint in jedem Augenblick so, wie sie nach der Absicht des Verfassers erscheinen soll, nicht so, wie sie nach den Gesetzen organischer Gestaltung erscheinen muß. Nicht ein künstlerischer Schöpfer, schaffend im Einklang mit den Kräften des Lebens und der Welt, hat dieses Buch geschrieben, sondern ein geschickter Schriftsteller hat es zusammengestellt zu einem „Zeitdokument", dem genauen Widersacher einer lebensbildnerischen, weltbewegten, künstlerischen Prosa.

Wenn an diese Arbeit hier zwei Romane Martin Andersen Nexös, nämlich „Sühne" und „Eine Mutter" angeschlossen werden (A. Langen, München 1930), so heißt das nicht, daß sie mit jener auf einer Ebene stehen. Nexös breite, klare Persönlichkeit, sein weites und kräftiges Lebensgefühl und sein entschiedener Kunstverstand lassen sich mit den unsicheren Erscheinungen auf der andern Seite nicht vergleichen. Und doch fehlt an der Höhe, auf der man die Romane stehen sehen möchte, an ihrer dichterischen und künstlerischen Vollendung ein beträchtliches, ja das entscheidende Stück. Diese Romane sind vom Moralisten und Kritiker, aber nicht im gleichen Maß vom Dichter Nexö geschrieben. Der Stoff scheint erfunden zu sein unter dem Zwang der moralischen Absicht, die Moral hat sich nicht — wie bei Goethe, bei Keller, bei Dostojewski — aus dem dichterisch empfangenen Stoff und der Eigenart der sittlichen Persönlichkeit entwickelt. Gewiß sind für den Literarhistoriker und Zeitkritiker in beiden Romanen interessante Feststellungen zu machen; aber den, der den Organismus, das geklärte Bild des Lebens im Werk erblicken will, der von der Kunst und dem Künstler ihr Höchstes und in der Tat ihr Eigentümliches fordert, den wird die allzu merkbare Absicht des Verfassers mißstimmen. Die Kunst lehrt dann am meisten, am eindringlichsten, wenn sie nicht lehren will, sondern wenn sie Leben und Welt schafft, wie das Auge des Dichters sie sieht. Das hat nichts mit dem Grundsatz l'art pour l'art zu tun. Der ging auf Schönheitskult und schließlich auf Künstelei aus, war Degeneration der Kunst, weil eine Nichtigkeit als Vollwert galt, wenn sie nur gut gemacht war.

Darauf geht heute leider immer mehr Thomas Mann aus. Sein „Mario und der Zauberer" (S. Fischer, Berlin 1930) hätte ein welttiefes Buch werden können, wenn nicht die Künstlichkeit der Darstellung, die gezierte Haltung in Wort und Gedanken, das Spiel mit der kultivierten Technik jeden Weg in die Tiefe verbaut — oder soll man sagen, die Untiefe wegzutäuschen versucht hätte. Das Büchlein bereitet einem eine entzückende und manchmal spannende Unterhaltung; aber der schon bedenklich gespreizte und farblose Stil zeigt einem an, daß nicht ein Leben schaffender Dichter, sondern ein Leben umschreibender Schriftsteller hinter ihm steht, dem der Stoff eben nur als Anlaß zur Entfaltung künstlerischer Fertigkeiten gilt. Und das erscheint uns heute, da es um das Lebensganze und das Weltbild eines Geschlechtes Entwurzelter geht, eine belanglose Eitelkeit.

Es gibt, wieder einen Schritt näher zum Ziel, eine Reihe von Erzählern, die zwar stofflich in die Gegenwart hineingreifen und auch manches gute Wort aus ehrlichem Verstehen der Zeitkrise finden; jedoch das Werk verrät in seiner inneren Form, in seinem Rhythmus, in der Satzdynamik nicht, daß sein Verfasser aus inniger Verbundenheit mit uns spricht, sich aus dem Dilemma zur Gestaltung erhoben, sondern zeigt an, daß er nie recht in dem Dilemma gestanden hat. Das gilt für Jakob Schaffners Roman „Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1930). Das Buch, offenbar stark autobiographisch, ist eine ganz treffliche erzählerische Leistung, die sich in der besten Romantradition bewegt. Es kann durch die Wahrhaftigkeit seiner Haltung, die Klarheit seiner Schilderung Anspruch auf einen großen und ernsthaften Leserkreis erheben. Aber es

erscheint in dem, was es als Probleme, als Fragen, als Schwierigkeiten ausspricht, doch nicht in unsere Zeit gehörig. Gewiß sind diese Dinge alle heute vorhanden; aber anders, dringender, rücksichtsloser. Und so hätte Vergangenheit aus der Gegenwart heraus behandelt werden müssen, wenn dieser Roman zu uns Menschen einer verworrenen Zeit unmittelbar hätte sprechen, wenn er aus unserer Sphäre hätte erstehen sollen. Sigfrid Siwertz Novellenband "Sam, Beth und das Auto" (C. Schünemann, Bremen 1930) steht dem vorher besprochenen Buch äußerlich darin nahe, daß der Verfasser einen aus sicherer Tradition gewachsenen Stil schreibt. Aber schon sein großer und weitaus bester Roman „Seelambs" verriet, daß Siwertz den Pulsschlag, die Menschenart und das Ethos unserer Zeit in sich als einem zu ihr Gehörigen fühlt. Und die Erregung, die Entschiedenheit, die dadurch hervorgerufen sind, bewährt er in diesen Novellen, die, so verschieden sie stofflich sein mögen, alle unsere Nerven, unseren Geist besitzen, jedoch darüber hinaus Lebensordnung und Weltsinn in ein scheinbares Chaos tragen. Wären nicht ab und zu kleine sentimentale Züge aufzufinden — die übrigens auch in den meisten seiner Romane sich antreffen lassen — so wäre der Eindruck noch geschlossener und zwingender.

Zu denen, die aus dem Zusammenbruch einer ganzen Zeit die Kraft sich gerettet haben, durch eine Sinngebung in scheinbar sinnlose Zustände einen Aufbau zu versuchen, gehört Heinz Liepmann. Sein Roman „Die Hilflosen" (Rütten u. Loening, Frankfurt 1930) spielt im Rußland der Vorkriegs- und Kriegszeit, im zweiten Teil im Deutschland der Nachkriegszeit, und zwar in der Unterwelt des Elends, der Verzweiflung und des Verbrechens. Die tollen Überschneidungen von Schicksalslinien, die abenteuerliche Lebensführung dieser Unbürgerlichen, ihre hilflose Triebhaftigkeit, diese ganze erregende Atmosphäre einer Welt, die, der unsrigen nahe, uns doch so eigenartig und fremd ist, alles dies hat der junge Autor klar angeschaut und im Bilde festgehalten; und zwar nicht nachzeichnend, sondern aus ihren Elementen gestaltend. So liegen Strecken eindrücklicher Bildkraft gebettet in eine phantasievoll lockere Gefühlsumgebung; Gestalten und Situationen von suggestiver Wirkung steigen in einem empor. Und doch legt man das Buch innerlich unbefriedigt aus der Hand; denn sein Ethos ist uns fremd. Dies verstehende Mitleid mit der Kreatur Mensch, dieser Glauben an die schuldlose Verstrickung in Schuld ist zu wohl bekannt, zu oft gepredigt, zu oft zum Unsinn geworden, zu fatal das Eingeständnis der Schwäche vor der Entscheidung. Es treibt zwangsweise den Autor zu gröblichen Entstellungen, zu Abweichungen vom einmal eingeschlagenen Weg, verfälscht die künstlerische Anlage seiner Figuren, bringt ein zweifelhaftes moralisches Prinzip in ein sonst groß und dynamisch fesselnd angelegtes Lebensbild. Um des hierin bewiesenen entschiedenen Talentes willen muß man sich den Namen des Verfassers gut merken.

Mit ihm teilen den Vorzug und die Gefahr, jung zu sein, eine Reihe von Autoren, die der Verlag Bruno Cassirer, kundig und verantwortungsbewußt von Max Tau beraten, mutig der Öffentlichkeit vorstellt. Und, um das vorweg zu sagen, nicht einer von ihnen enttäuscht, nicht einer bleibt im Stofflichen hängen, alle erheben sich aus dem Motiv in die Sphäre, wo die eigentliche Bedeutung, der wahre Sinn, der Antrieb, die Ordnung und das Gesetz für den „Fall" liegen; alle also besitzen die dichterische Sehkraft, die im Einzelnen das All, im Kleinsten das Leben erblickt, und ihnen eignet in verschiedenem Maße die künstlerische Formkraft, diese Überhöhung des stofflichen Geschehens in sinnlicher Gestalt zu halten. Sie fühlen den heißen Rhythmus unseres Lebens, sie sind getragen von dem reißenden Lebensstrom unserer Zeit, der kein beschauliches Zusehen, kein liebevolles Betrachten duldet. Sie kennen zudem das, was sie zur Arbeit vor sich haben, ihren Stoff, ihren Lebensausschnitt, ihre Menschen genau. Und erlebt man dann die heftig andringende Kraft dieser Jungen, hier und da das Stück Leben, das sich ihnen dargeboten hat, das sie an sich gerissen haben, ins Gesetz des Lebens, in die Ordnung der Welt zu erheben, indem sie es motivisch und darstellerisch in seine reinste Gestalt, auf seine Vitalitäts- und Erscheinungsformel zu bringen trachten, so darf man wahrlich an der Zukunft unserer literarischen Kunst nicht verzweifeln. Es sind nicht allein Kräfte vorhanden, sie verantwortungsvoll zu tragen; sie sind auch so vielartig, daß sowohl die Linie der Tradition gehalten wie auch der Zuschuß unbelasteter Talente gewährleistet ist. Eine Sammlung solcher Zeugnisse noch unbekannter deutscher Dichter haben Max Tau und Wolfgang von Einsiedel in dem Buch „Vorstoß" (Bruno Cassirer, Berlin

1930) vorgelegt, dessen Vorbericht neben interessanten Mitteilungen zu dem Unternehmen in entschiedener Fassung höhere Gesichtspunkte in die im allgemeinen viel zu lässig gehandhabte Beurteilung der Prosakunst trägt.

An Einzelausgaben hat der Verlag dazu herausgebracht: Edouard Peissons „Abenteuer in Marseille“, Georg Finks zweiten Roman „Hast du dich verlaufen“ und des Amerikaners Christopher Morleys erste Romandichtung „Kinder im Traum“. Peissons Buch: ein Liebesabenteuer, das einen harmlosen Jungen in einen Katarakt von Leben und Welt reißt und ihn entläßt als einen Mann, der seine Kräfte kennen und gebrauchen gelernt hat. Ein Taumel von Erscheinungen, Szenen, Lichtern, Farben und geheimnisvollen Schatten, von Gefühlen und Trieben; aber die Ekstase ist gebändigt durch einen kraftvoll gehaltenen Stil, dessen Sachlichkeit jedoch stärker und schwächer zittert unter den Bewegungen der hingerissenen Phantasie und so von dem Reichtum zeugt, den sie beherrscht. Georg Finks Buch „Hast du dich verlaufen“ ist weit problematischer. Der Verfasser kennt das Leben des Berliner Proletariats genau; er fühlt in seinen Nerven die riesige Dynamik und die hoffnungslose Härte unserer Zeit. Er ist unerbittlich im Blick und leidend im Gefühl, und so ist ein Bild entstanden, in dem der Unterweltstoff in furchtbarer Eindrücklichkeit und der heftige Rhythmus der Zeit in seinen schmerzhaft gewaltsamen Stößen erregend festgehalten sind. Der Humanitätsgedanke dagegen, den ein Bürgerlicher in diese Atmosphäre trägt, wirkt — so wahr er dem Verfasser zu sein scheint — operettenhaft, abgegriffen, weinerlich. Es ist, als klage die Kraftlosigkeit eines Menschen aus ihr, der eben den rasenden Flug der Zeit erschauernd erlebt hat und nun mitleidig auf die Opfer solches Sturmes blickt. Gewiß, man kann das alles sagen; aber man muß dabei im Gesamtton bleiben. Man darf schreien, heulen, weinen, anklagen, rasen, doch nicht winseln und betteln, wenn man in die Hölle hinabsteigt. Und dann hat Finks Lebensbild eigentlich nur eine Achse, nämlich die Sexualität; und wie man es auch dreht, immer bleibt dieser Anblick der vorherrschende. Es gibt ein paar entscheidende Hindernisse in der geistigen Verfassung des Autors; sind die überwunden, so werden in ihm große Kräfte frei. Aber auch nur dann. Innerlich weiter, d. h. weniger elementar ist Christopher Morley. Er kennt Leben und Menschen. Wie nun Fink die Erscheinung auf den dynamischen Transformator leitet, so Morley auf den optischen. Er verzaubert Kinder in Erwachsene, die ihre Kindererinnerungen irgendwie zusammenhalten und die durch solche Verbindungen in allerlei Verwicklungen geraten. Fast schattenhaft und lautlos, aber durchaus lebensnah und in vertiefter Richtigkeit vollzieht sich das, bis der Dichter den Bann löst und die kindliche Gestalt wieder vor einem erscheint. Dieses Buch ist dichterisch das stärkste; aber der Romancharakter ist nicht genügend entwickelt, die Novellenform hätte den Kräften des Autors eher entsprochen.

In die Region der großen Erzählkunst gehören die nun folgenden Werke. Die deutsche Verlagsanstalt legt C. F. Ramuz' Roman „Die Wandlung der Marie Grin“ in guter Übersetzung vor. Der Dichter ist in Deutschland durch seinen Roman „Sonderung der Rassen“ bekannt geworden. Der hatte ein fast blockiges Format, ein schier heidnisch wildes Ethos, urwelthafte Vorgänge. Ganz gegenteilig ist der Ton des neuen Werkes. Das Konnersreuther Wunder, aber aller Kirchlichkeit beraubt, nur als schweres und beseligendes Menschenschicksal dargestellt, ist das Thema. Und man erstaunt in Erinnerung an das frühere Werk über die ätherische Zartheit der seelischen Atmosphäre und die hauchdünne Schicht von Gegenständlichkeit, welche die Darstellung charakterisiert. Dabei aber sind Geheimnistuerei, Sensation und mystischer Zauber, in die ein derartiger Stoff hätte locken können, vermieden. Alle die subtilsten seelischen Wandlungen in dem Mädchen und den Menschen ihrer Umgebung sind einfach und schlicht, nur wunderbar durchleuchtet erzählt worden und heben sich rein von dem Hintergrund der Landschaft, der Umgebung und der bürgerlichen Verständnislosigkeit ab. Die hier zu beobachtende Entstofflichung, die Vergeistigung eines Geschehens und eines Menschenlebens hat noch weiter, ja bis an die Grenzen des noch Faßbaren Paul Gurk in seinem Roman „Palang“ getrieben (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1930). Zwei Gestalten stehen sich gegenüber; der Herrscher über die käufliche Erde, der Gewaltmensch Palang — und der Herrscher über den unendlichen Raum des Geistes, der heimatlose Dichter Alexander. Langsam nähern sich ihres Lebens Bahnen;

in dynamisch bewegten und dabei straffen Formen die Palangs, in weichen, doch sicheren Schwingungen die Alexanders; dort die menschenverachtende, scharf kritische, mit dem Stoff gierig spielende Ungenügsamkeit, hier der lächelnde Frieden der Weltweisheit und Geistesklarheit. Und magnetisch saugt die Sphäre Alexanders die Palangs an, so daß dessen Sturz aus dem Flugzeug — der Unfall eines bekannten belgischen Geldmagnaten war also die Urzelle — in Wahrheit ein Sprung in die Unermeßlichkeit des Weltraums ist. In diesem tief bewegenden, geistig bis zum Äußersten gespannten Buch ist nichts, keine Szene, kein Bild, kein Wort in der zuerst sich anbietenden Bedeutung gemeint. Alles trägt vielmehr einen tieferen Sinn, ein höheres Meinen, eine geheimnisvolle Hintergründigkeit in sich, die alles Dingliche und Menschliche bis an die Grenze des Symbols — aber auch nicht weiter — vergeistigt. Wenn an einer Stelle Herr Palang von den Deutschen redet als Wesen, die „doppelbodig sprechen, die unter jedem Wort ein paar Stockwerke und noch einen Keller haben“, so kennzeichnet der Dichter damit genau die Eigenart seiner Sprache und Darstellungsart. Nur wird man, das ist die einzige Einwendung, bei längerem Lesen sozusagen boden- und körpersüchtig; man empfindet die Luft dieser Geistigkeit auf die Dauer als zu dünn, die Umdeutung des Gegebenen ins Gemeinte wird schließlich als scharfsinniges Spiel geübt, kurz, der Verfasser scheint als epische Persönlichkeit nicht frei, nicht lebensbreit genug zu sein, so daß in seinem Werk — das gilt nicht nur für dieses — eine Art geistigen Krampfes die vollere Instrumentierung des Vortrags zurückhält.

Diese größere Fülle des Lebens, die größere Greifbarkeit des Tatsächlichen, die jedoch der kosmischen Vergeistigung keinen Abbruch tut, besitzt Gunnar Gunnarssons letzter Islandroman „Schwarze Schwingen“ (Albert Langen, München 1930). Mächtig gebaute Landschaft, Menschen gewaltig und entschieden wie sie, und Taten wie jene, von denen die alten Heldenlieder berichten. Zwei Morde sollen zwei Menschen den Weg zum Glück öffnen; aber die Hüter der Gerechtigkeit, zu denen auch ein junger Pfarrer gehört, treiben in einer überwältigend groß und zwingend geschilderten Gerichtsverhandlung die beiden zum Geständnis, das zum Tode führt. Doch dieser Pfarrer, der vorgebliche Schreiber des Buches, hatte er ein Recht, diese Menschen einer sogenannten Gerechtigkeit auszuliefern? Waren sie wirklich schuldig? Sind nicht die Gründe für die Taten der Menschen ein Chaos? Und ist es die Strafe des Himmels für sein eilfertiges Urteil, daß nun im Alter sein Sohn ihm im Meer ertrinken mußte? „Svartfugl“, wie der dänische Titel des Buches heißt, breitet seine Fittiche über allen diesen Menschen und ihrem Schicksal aus, und nur ein so großer Epiker wie Gunnarsson konnte, aus kleinen Begebenheiten heraus, langsam die Fäden sammeln zu dem weitläufigen, dunkeln Gewebe der Handlung, konnte die großen Linien zeichnen, aus denen Himmel und Meer, Klippen und einsame Höfe, Menschen der einen und der andern Art sich entwickeln. Auch der Norweger Olav Duun hat ein neues Buch geschrieben, das unter dem Titel „Die Olsöyburschen“ im Verlage Bruno Cassirer 1930 erschienen ist. Eine große Generationengeschichte, auf kleinem Raum spielend, doch eine ganze Zeit mit einer eindringlich kritischen Schärfe darstellend. Jeder der hart um sein Leben kämpfenden Olsöyburschen eine klar umrissene Persönlichkeit, und sie alle zusammen eine Sippe von einem Einheitsgefühl, wie in den frühen Tagen der Menschheit es der Existenzkampf nötig machte und es heute auf dem Boden, den der Dichter in kargen Strichen gegen Himmel und Meer abgrenzt, nicht anders sein kann. In diesen letztbesprochenen Werken ist die Erzählkunst, die um ihrer Geschöpfe willen schafft, nicht zur Mitteilung von Absichten, Ansichten oder Erkenntnissen schreibt, auf ihrer Höhe angelangt. Breit und mannigfach bewegt fließt der Strom des Lebens an einem vorüber; er trägt Menschen, die im Leiden und der Freude, im Glück, im Elend, im Verbrechen und in der Sühnung Menschenschicksal schlechthin tragen und verwirklichen; und hinter allen steht die Welten bewegende Kraft, die, mit vielen Namen benannt, die Welt im Innersten zusammenhält und deren Wirken spürbar zu machen die höchste Aufgabe einer zur großen epischen Form strebenden Prosakunst ist.

Wie diese große Weltkraft als Gottesfurcht und Gotteskraft das Leben eines Menschen adeln kann, so daß von ihm geschrieben werden durfte: „Er war, wenn auch nicht ein Heiliger, doch aus dem seltenen Stoffe, aus dem die Heiligen gemacht werden“, das zeigt Hermann und Adele Hesses Büchlein „Zum Gedächtnis unseres Vaters“ (R. Wunderlich, Tübingen 1930). Mit

wahrer Andacht und sorgsamem Eifer ist Hermann Hesse den Beziehungen nachgegangen, die seit frühester Jugend zwischen ihm und dem Vater bestanden haben, mit Ergriffenheit hat er sich in die Seele und den Charakter des seltenen Mannes vertieft, behutsam ist jedes Wort auf seine Eignung zur gestellten Aufgabe geprüft, eine Atmosphäre von inniger Reinheit und getreuer Wahrhaftigkeit ist um das Bildnis gelagert, daß man dankbar ist, einen Blick in ein solches Menschenleben haben tun zu dürfen.

Dieselbe Urkraft, die in diesem Menschen christlich-protestantische Form gewann, erscheint in Friedrich Grieses Roman „Der ewige Acker" (C. Schünemann, Bremen 1930) in der naturreligiösen Fassung, die man als den Kontrapunkt in dem gesamten Werk des Dichters erkennt. Sein neuer Roman stellt zugleich einen so wesentlichen Punkt in der Entwicklung seines Schaffens dar, daß man von ihm aus dessen sinnvollen Aufbau klar überblicken kann. Griese begann mit kleinen Erzählungen, die dem Dichter den engeren Kreis seiner Heimat und ihrer Bewohner zugänglich machten; aber sie setzten in einer Tiefe ein, wo die ewige Seele des Menschen lagert und von wo Menschenschicksal in die Welt des Ereignisses emportreibt. Einige Romane folgten, die alle in dieser Region das Zeitlos-Menschlichen sich bewegten, so daß ihre Gestalten wie Symbole des Urlebens der Seele wirkten. Mit der Erzählung „Sohn seiner Mutter" aber durchbrach der Dichter diese Schicht des Untergründigen und Gesichtlosen und traf auf den Einzelmenschen als charakterisierten Träger und Erleider jener Schicksalsmächte.

Der neue Roman nun setzt Menschen, innerlich und äußerlich uns gleich, in die bestimmte, von uns einst schmerzlich durchlebte Zeit des großen Krieges. Doch Griese hat darum nichts von dem, was früher in seinem Werk als der Mythus vom ewigen Menschen auf der ewigen Erde umtrieb und ans Licht drängte, aufgegeben. Hinter dem schweren Geschehen, in das der Krieg die Bauern, Kätner und Häusler des Dorfes Reth stürzte, steht noch immer das Urgesicht und die Urkraft des Lebens, und wie vordem tragen jene Menschen ein stellvertretendes Leiden, das alle Deutschen betroffen hat und das dieses Häuflein seinem Golgatha entgegenschleppt. Immer steht diese mächtige Idee als leitender Richtpunkt über dem Fortgang des sich vielfach ausspielenden Romans; alle Ereignisse und Erlebnisse, alle Gestalten und Dinge unterliegen dieser großen Ordnung. Das Grauen des Krieges der Front und das Elend und die Verstumpfung der Heimat setzen ihren zunehmenden Druck auf dieses Lebensbild; aber nie durchbricht der Künstler — im Gegensatz zu der Gepflogenheit der „Tagesschriftsteller" — das Grundgesetz des Erzählers und ergreift eifernd und richtend Partei. Es bedurfte wohl so langer Jahre, damit er die Entfernung zu jenem Stoff gewinnen konnte, an dessen Dringlichkeit so viele seiner Vorgänger gescheitert sind. Das ist aber gerade der Grund, weshalb man das Buch so tief erschüttert aus der Hand legt und mit seinen Gestalten noch umgehen muß, wenn sie einen äußerlich auch verlassen haben. Und dennoch liegt über dem Roman eine große, stille Tröstung: wohl kann der Mensch den Acker des Lebens, der Lebensgesetze, des Lebenstriebes verwüsten, wie er den Ackerboden des Feldes mit seinen Geschossen zerwühlen kann; aber die Urkräfte kann er nie erreichen und vernichten. Denn sie sind ewig. Friedrich Griese konnte diesen metaphysischen, schlußlosen Schluß schreiben, ohne fürchten zu brauchen, des Ausweichens geziehen zu werden; denn diese Wendung ist das Ethos seines ganzen Schaffens.

Es soll diese Besprechung von Büchern, die in mehr als einem Sinn bedeutend sind, nicht ohne eine Wertung ihrer äußeren Erscheinung abgeschlossen werden. Seit an dieser Stelle zum erstenmal die Buchausstattung einer Kritik unterzogen wurde, hat sich manches daran geändert. Das Buchäußere will nicht länger neutral sein; es will werben für die Kunst, für das Leben, das es vermittelt, werben in eben den Formen, welche die Darstellung kennzeichnen. Besonders die Verlage von Carl Schünemann und Bruno Cassirer sind auf diesem Wege vorangeschritten; aber beide beschränken sich doch noch auf die Ausgestaltung des Buchrückens und erreichen es nicht, den alten unorganischen Bruch zwischen Rücken- und Deckelbearbeitung zu vermeiden. Bruno Cassirer bringt neuerdings einen biegsamen Deckel mit gesprenkeltem Leinenbezug; für die Hand ist diese Praxis äußerst bequem, und das Auge kann an dieser Ausstattung keinen Anstoß nehmen. Aber die Schutzhüllen passen dazu in keiner Weise. Albert Langen beharrt bei seinem Gebrauch, nur broschierte Exemplare zu verschicken; die Frage nach der künstlerischen Ausstattung scheint diesem Verlag belanglos zu sein.

Nachlese 1930

Von

Werner Bergengruen

Gustav Böhm, Die Kinder von St. Radegundis. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Humoristikum, das behaglich und ohne schweres Gepäck auf die Reise geht. Schildert unbefangen, warm und vergnügt die teils freundlichen, teils betrüblichen Erlebnisse des Schwerdthöferschen Geschwisterkreises aus dem alten, halb großbäuerlichen, halb gutsbesitzerlichen Anwesen im bayerischen Schwaben. Der Brave und Tüchtige gelangt nach oben, der selbstsüchtige Blödian kommt unter die Räder, so geht es nun einmal zu auf der Welt. Leser, nimm dir dann schon lieber vor, immer hübsch brav und tüchtig zu sein.

Waldemar Bonsels, Mario und Gisela. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Bonsels setzt hier „Mario und die Tiere" fort. Wieder ist es seine spezifische Welt, Tier- und Menschenparadies in der Unschuld der ersten Schöpfungszeit, lokalisiert in Wald und Schloß Degernholm. Auch hier ist Bonsels der Zauberer, ein gefährlicher Zauberer. Ich kann mir nicht helfen, ich höre immer wieder den falschen Ton durch, Ketzer, der ich bin. Diese Feiertagsmenschen — es ist alles so wundervoll „auf Degernholm, ganz wundervoll"! Der Dichter verwandele die Wirklichkeit — sie zu verfälschen und zu verzuckern, sind andere da.

Karl Friedrich Boree, Dor und der September. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Eine Liebesgeschichte, eine Nichts-als-Liebes-Geschichte. Der Autor hat klüglich darauf verzichtet, ihr den Namen Roman zu geben. Sie ist schwer klassifizierbar, es steckt etwas von Idylle, von Tragikomödie in ihr, manche Gespräche haben fast essayistischen Charakter. Die zwanzigjährige stud. med. Dor und der vierzigjährige Naturwissenschaftler, Kriegsteilnehmer und Kapitänleutnant a. D. durchmessen in immer neuen Begegnungen alle Phasen zwischen Nähe und Entfernung, bald in ihrer östlichen Universitätsstadt, bald in der Natur des Ostens, des Mainlandes, der Seeküste. Diese dichterisch durchleuchteten Landschafts- und Naturhintergründe, deren jahres- und tageszeitliche Nuancen hellsinnig, hellherzig gepackt und zum Seelischen in Beziehung gestellt werden, geben den adäquaten Rahmen für die umfänglichen Gespräche, in denen es nicht nur um das Einzelschicksal der zwei, sondern um das heutige Liebeserlebnis überhaupt geht. Und dabei ist der Mann so herrlich verliebt, altmodisch und schlechthin verliebt!

E. J. Dies, Der Spekulant. Aufstieg und Sturz des amerikanischen Weizenkönigs. Übersetzt von Caroline Renner. Berlin, Transmare-Verlag.

Benjamin P. Hutchinson, der „Napoleon des Weizens", schlägt, aus winzigen Anfängen hochgekommen, die Riesenschlachten der Weizenbörse von Chikago, nicht nur eisenharter Geschäftsmann, sondern heimlicher Romantiker des Machtkampfes. Vielleicht hat er dem großen Chikagoer Weizenspekulanten in Lester Cohens „Pardways" (Deutsche Rundschau, März 1930) als Modell gedient. Leben und Taten des „Old Hutch" fallen ins vorige Jahrhundert, in die wilde Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges, in die beginnende prosperity, in Chikagos Aufstieg vom hastigen kleinen Provinznest zum Schlachthaus und Schlachtfeld der Großwirtschaft. Dies schildert glänzend, gibt ein markantes Stück nicht nur amerikanischer Wirtschafts-, sondern auch

11*

(man erlaube das Wort!) amerikanischer Seelengeschichte. Als Individuum und Typus wird der Weizenkönig gleichermaßen dreidimensional. Die Welt, in der ein „Old Hutch“ möglich war, bleibt dem Autor selbstverständlich — hier liegen die Grenzen — eine unbezweifelbare Gegebenheit.

Hans Heinrich Ehrler, Die Frist. München, Georg Müller.

Ein Buch großen Reichtums, ein Buch nicht äußerer, sondern einzig innerer Geschehnisse. So beginnt es: „Der Arzt hat mir heute auf meine Frage gesagt, ich müßte in zwei, höchstens drei Monaten sterben.“ Der Prozeß, den dieser Satz einleitet, ist der „jener staunenswerten Loslösung und Verselbständigung des Geistes vom Körper“, ein Prozeß wunderbarsten Klarheits- und Erkenntnisgewinnens. Nicht eine einzige Zeile plumpschneidigen „Heldentums“, nicht eine einzige Zeile schwächlicher Sentimentalität. Als Kernsatz empfand ich dies Wort: „Komm, Geist, schneide die falschen Schößlinge erweichter Gefühle aus!“ Das rechte Buch für die Nation der Krankenkassen.

Peter Epp, Erlösung. Bluffton, Ohio, U. S. A., Libertas-Verlag.

Epp, aus den deutschen Mennonitensiedlungen Südrußlands stammend, jetzt in Amerika, gibt bescheiden, aber nicht ohne psychologisches Feingefühl einen novellistischen Ausschnitt aus den Leidenszeiten seiner heimatlichen Welt. Dem alten Mennonitenprediger, der Frau und Kinder verloren hat, auf seinem beschlagnahmten Gehöft wie ein zugelaufener Hund, kaum noch geduldet, umherschleicht inmitten einer toll und unbegreifbar gewordenen Welt, ist die bolschewistische Kugel die endliche Erlösung.

Bruno Goetz, Neuer Adel. Darmstadt, Otto Reichl.

Bruno Götz' dichterisches und denkerisches Wirken ist ein nie beirrter Kampf gegen die Entseelung der Welt, für die Sichtbarmachung des verschütteten göttlichen Menschenbildes. In diesem Betracht setzt sein „Neuer Adel“ die Linie des „Letzten und ersten Tages“, des „Göttlichen Gesichts“ und des „Lobgesanges“ fort. Ausgangspunkt des Buches ist, um Worte des Verfassers zu brauchen: „auf der einen Seite — die auf das Zukünftige gerichtete, religiös durchseelte, in weltpolitischen Zusammenhängen ihre Erfüllung suchende, übernationale (nicht internationale) Gesinnung und auf der anderen Seite — die Abkehr von jener Art der Demokratie, welche die Mehrheitsbeschlüsse einer fast nur noch von Wirtschaftsinteressen besessenen Gesellschaft (also die Willensäußerungen der heillosen Mittelmäßigkeit) in Ratschlüsse Gottes umlügt und als beinahe schon mystische Bekundungen des heiliggesprochenen Fortschrittes verklärt.“

Mitten zwischen Bolschewismus und Amerikanismus als den beiden Gesichtern der gleichen lebensentgötternden Macht richtet er, Leopold Ziegler in treuer Waffengenossenschaft verbunden — diesen Namen trägt die Widmungsseite — seine Ideenbilder von Götter- und Dämonentum, Menschen- und Adelstum auf. Seine Methode ist nicht eine historisch-pragmatische: die Meilensteine seines Forscherweges sind nicht die historischen Fakten, sondern die diesen zugrunde liegenden Mythenbilder, die ihm im Vergleich zur Realität höhere Wahrheit beanspruchen.

Man hat unsere Zeit die Zeit ohne Mythos genannt. Vielleicht liegt in einer Wiederbesinnung auf den Mythos als stärkste lebenszeugende und lebensformende Macht die einzige Handhabe, um unser Heutiges hinüberzuführen in eine neue Kultur, statt es absinken zu lassen in den zivilisatorischen Verknöcherungsprozeß, den Spengler weissagte. Jeder in Wahrheit aus dem Mythos lebende Denker soll wie Bruno Goetz willkommen geheißen werden.

Philipp Halsmann, Briefe aus der Haft an eine Freundin. Herausgegeben von Karl Blanck. Mit einem Selbstbildnis Halsmanns. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.

Der Fall Halsmann wird den meisten Lesern in Erinnerung sein. Der des Vatermordes Bezichtigte wird von manchen, weil er Jude ist, für schuldig, von anderen aus dem gleichen Grunde für unschuldig gehalten — im Deutschland unserer Zeit geht es offenbar nicht anders. Ich selbst, der ich mich über den Gang des Prozesses, über Anklage- und Entlastungsmaterial nicht unterrichten konnte und es hier lediglich mit diesem Buche zu tun habe, kann nur sagen, daß alle Psychologien der Welt bankerott erklärt wären, wenn der Schreiber dieser Briefe in der Tat seinen Vater mit Vorsatz getötet hätte. Die Briefe sind während der langen Untersuchungshaft ohne jede Veröffentlichungsabsicht geschrieben worden, Dinge des Prozesses konnten mit

Rücksicht auf die Gefängniszensur kaum berührt werden. Diese fünfundsiebzig Briefe sind privat; ein junger Mensch, dem jede andere Form der Gedankenäußerung verwehrt ist, schreibt an ein geliebtes Mädchen über alles, was ihn beschäftigt. Das Mädchen stellt die Briefe vor die Öffentlichkeit, weil sie will, daß die Öffentlichkeit den Schuldiggesprochenen kennen lerne. Halsmann schreibt seine Gedanken über Kunst, Bücher, alle Lebensproblematik einer unruhigen Zeit, zu deren Jugend er gehört. Er schildert winzige Änderungen in den Lebensumständen, denen man ihn unterworfen hat, er macht Gedichte, er schreibt alles das, was ein lebendiger, kluger, nach außen und innen geöffneter junger Mensch dem Menschen schreibt, der an ihn glaubt und zu ihm hält. Das Schicksal, das ihn heimgesucht hat, steht nicht im Vordergrunde der Briefe, dennoch spürt der Leser seine beklemmende Allgegenwart. Halsmann wurde auf Grund von Indizien verurteilt (zehn der zwölf Geschworenen, die ihn schuldig sprachen, haben später das Gnadengesuch befürwortet). Ich weiß nicht, wie weit es einen strafrechtlich formulierten Begriff der „Entlastungsindizien" gibt; ich weiß nur, daß auf jeden unbefangenen und zugleich psychologisch geschulten Leser diese Briefe als Entlastungsindizien von Gewicht wirken müssen.

Heinrich Hauser, Die letzten Segelschiffe. Berlin, S. Fischer.

Hauser, dessen „Brackwasser" hier begrüßt wurde (Deutsche Rundschau, März 1929), fährt und filmt als Gast einer hamburgischen Reederei einhundertundzehn Tage lang auf dem Segelschiff „Pamir" von Hamburg um das Kap Horn herum. Hier sein Reisetagebuch. Es enthält alles, was der Untertitel verspricht, nämlich „Schiff, Mannschaft, Meer, Horizont" und noch allerhand dazu. Kräftiger See- und Salzgeruch. Abschiedsgruß an die große Zeit, da Schiffahrt noch Wagnis und Abenteuer war voll Wildheit und Einsamkeit — in Zukunft wird sie ein Gegenstand für die Bemühungen der Verkehrspolizei werden.

Julius Kiener, Blick in die Tiefe. Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein neuer Mann und, was wichtiger ist, ein echtgeborener Dichter. Der Zufall würfelt eine Bergbesteigungsgesellschaft zusammen, Frauen und Männer; einer unter ihnen ist ein Verfolgter, der die alpine Landesgrenze gewinnen muß; bald ist auch ein Agent der Grenzpolizei zur Stelle. Wenige Stunden erzeugen in dieser kleinen Menschengruppe ein ganzes Dickicht von Spannungen, von Anziehung und Abstoßung. Von außen kommt Unwetter, Absturz, Todesgefahr. Zwei Tage genügen, um eine sehr verschlungene Schicksalsvielfalt bloßzulegen. Kieners Sprache, Kieners darstellerischer Stil haben Teil an der herrlichen Transparenz hochgebirglicher Luft: alles ist scharf, ohne schneidend zu sein, ist leuchtkräftig und klar.

Robert Neumann, Jagd auf Menschen und Gespenster. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.

Bedarf die Neuausgabe dieser Sachberichte noch eines Hinweises? Lassen wir uns wieder in Neumanns Jagdgründe mitnehmen, in die Dämonie dieser Schiffe im Nebel, Hafengassen, Gerichtssäle, Freudenhäuser und Ruinenstädte, Dämonie wilder Weltherrlichkeit!

Robert Neumann, Panoptikum. Bericht über fünf Ehen aus der Zeit. Wien, Phaidon-Verlag. — **Robert Neumann, Passion.** Sechs Dichter-Ehen. Wien, Phaidon-Verlag.

Die beiden gleichzeitig erschienenen, gleichmäßig ausgestatteten Bücher ergänzen einander. Neben den Ehen der zeittypischen Anonymi stehen die Ehen der großen Einmaligen. Sachberichte? Freilich. Reportage, wenn man will. Aber da wäre die Möglichkeit, Stendhal als Prototyp des Sachlichkeitsreporters heranzuziehen. Aus diesen sachlichen Berichten mit ihrer Wiedergabe von Briefen, Inseraten, aktenmäßigen Belegen wächst eine seltsame Phantastik, wachsen gespenstische Humore. Neumann versagt sich Ironie, Satire oder gar Anklage: die Fälle werden dargestellt und einfach (aber jede Einfachheit ist hier eine scheinbare!) der Selbstanalyse der Darstellung übergeben; sie gelangen an einen Punkt, an dem sie sich selbst ironisieren, wie alle Dinge unserer Zeit. Ganz anders die „Passion", in der Neumanns Formungstrieb ihn die Maske des Reporters abwerfen heißt. Hier wechselt der Stil zwischen dialogischer Spitzung, dramatischer Szenenführung, novellistischem Fluß. Erzählung und Deutung verschlingen, durchdringen sich. Gewitterhafte Spannungen, Vulkanausbrüche, heimliche Tragik selbst da, wo man herkömmlicherweise von Glücklichsein spricht und dabei nicht einmal heuchelt!

Die sechs Dichter sind Shelley, Strindberg, Dostojewski, Goethe, Byron, Balzac. Auch in diesen beiden Ehebüchern wird nach Menschen und Gespenstern gejagt.

Ernst Norlind, Der Aquamarin. Roman. Deutsch von Emil Schering. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Die etwas gereckte Geschichte einer Ehe aus schwedischem Landadelsmilieu, in das, wie man aus dem Nachwort des Übersetzers erfährt, der Malerdichter Norlind eingeheiratet hat. Glück, Un-, Halb- und Scheinglück wird durch manche hübsche Episode verfolgt. Wenn man sich gelegentlich zu sehr an die Ehediskussionen der Ibsen-Zeit erinnert fühlt, dann sorgen Autos und russische Emigranten wieder rechtzeitig für „Zeitnähe". Das Deutsch des Buches ist etwas trocken und lieblos — vielleicht liegt es am Original. Ein kleiner Änderungsvorschlag für die nächste Auflage: man macht Jagd auf den Otter; die Otter ist als eine Schlange keinen Schuß Pulver wert.

Edouard Peisson, Abenteuer in Marseille. Roman. Deutsch von Wolfgang von Einsiedel. Berlin, Bruno Cassirer.

Das Stärkste in dieser balladesken Erzählung ist die Atmosphäre der Hafenstadt: Kneipen, Matrosengier, Dirnen, „Unterwelt", auf seine Art seßhaft gewordenes Stromertum. Das hat alles Farbe und Kontur. Von der Kraft dieser Atmosphäre wird die trotz einzelner starker Akzente schmale Handlung mitgetragen. Nach einer matrosenhaften Schäferstunde bleibt ein Seemann ausgeraubt und verwundet auf der Straße liegen, ohne Papiere, ohne Geld, während sein Schiff wieder in See geht, kommt ins Spital, wird vom Tiefengebrodel der Stadt eingesogen und entreißt sich ihm zuletzt mit gewalttätigem Absprung. Vom Übersetzer ist Hervorragendes geleistet worden.

Otto Schwarz, Das Joggele. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Behäbiger, schwäbischer Kleinstadtroman. Geschichte von den Freuden und Kümmernissen, von den Wanderschaften und Eheschwierigkeiten eines Jungfernkindes, das es schließlich vom Schlosserlehrling zum Leiter einer kunstgewerblichen Großwerkstätte und vom Rotzbübli schließlich zum Großpapa mit Ehrenbürgerrechten bringt, ohne daß es je aufhörte, ein „Joggele" zu sein. So etwas nannte man früher „besinnliche Bücher". (Ich bin diesem Eigenschaftswort noch nie in einem anderen Zusammenhang begegnet.)

Willy Seidel, Joffa und die Junggesellen. Ein heiterer Roman aus dem heutigen Schwabing. München, Albert Langen.

Das ist wirklich heiter und zugleich auf eine heitere Weise wirklich — eine Doppelcharakterisierung, die auf Seidels erzählerisches Können, auf seinen Flächen- und Tiefenhumor und zugleich auf die menschliche und dingliche Welt dieses Schwabinger Buches Bezug nimmt. Hier werden Türen zu Schwabing aufgeschlossen, aber es kann dennoch keine Rede von einem Schlüsselroman sein, obgleich hinter diesen Türen einige durchaus wohlbekannte Schwabinger Menschengesichter zum Vorschein kommen. An der Hauptfigur Ulrich von Uzbach, dem Bibliophilen, Gastrosophen, Grabbeforscher und Streiter wider Wohnungsämter, setzt eine eigentümliche soziologische und zeitkritische Durchleuchtung ein. Da haben wir den Schwabinger Menschen der Vorkriegszeit, der dem Schicksal des Proletarisiertwerdens seine allen angeblich ehernen Wirtschaftsgesetzen hohnsprechende Lebensführung entgegenstellt. Da gibt es vielerlei Gedanken und Formulierungen über Zeitwenden und Generationen, über Wandlungen des europäischen Menschenbildes und über Wandlungen in der Gefühlsfarbe der Liebesdinge; aber selbst schwere Gedankenfrachten solcher Art können diesem Roman nichts von seiner graziösen Leichtigkeit nehmen. Sei gesegnet, Herbarium, das du einige Prachtexemplare aussterbender Gattung einer ehrfürchtig lächelnden Nachwelt aufbewahren willst!

Hermann Walser, Ulrich von Hutten. Der Roman seines Lebens. Zürich und Leipzig, Grethlein & Co.

Ergänzt Otto Flakes unlängst erschienene Hutten-Biographie nach der volkstümlichen Seite hin, auf Grund genauester Historienkenntnis geschrieben, freilich mehr Huttens Person und Erlebnisse als seine Entwicklung und Bedeutsamkeit für den Geisterkampf der Zeit berücksichtigend. Die schrullenhafte Neigung, Abstrakta wie die Gewalt, die Gottesfurcht, die Wissenschaft personifiziert und redend auftreten zu lassen, bringt in die sonst frische Erzählweise gelegentlich einen Schuß Lehrhaftigkeit. Huttens Mutter soll aber nicht etwas „zu dem Übrigen legen" wollen, denn darauf verfiel niemand vor 1784 als dem Erstaufführungsjahr von „Kabale und Liebe".

Ernst Wiechert, Geschichte eines Knaben. Tübingen, Rainer Wunderlich.

Sympathisch ausgestattete Sonderausgabe einer Erzählung aus dem Novellenbuche „Der silberne Wagen", auf dessen Qualitäten ich hier seinerzeit aufmerksam zu machen suchte (Deutsche Rundschau, März 1929).

Ernst Wiechert, Die Flöte des Pan. Sieben Novellen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Die Reinheit, die Unbedingtheit der dichterischen Gesinnung ist die gleiche, die in Wiecherts „Silbernem Wagen" ergriff. Seine Sprache erfuhr Steigerungen: jeder Satz ist geformt und gewachsen zugleich, Ergebnis blühender Natur wie strenger Formverbundenheit. Über manchen dieser Novellen liegt etwas von der Magie des Märchens, über allen die Magie der Jahreszeiten und Landschaften. Am unmittelbarsten ergreift die preisgekrönte Novelle vom „Hauptman von Kapernaum". Es geht immer um letzte Schicksalsentscheidungen, oft genug sieht sich der Leser einer der entscheidenden Fragen des eigenen Schicksals ausgeliefert. Alle diese Stücke aus der siebentönigen Flöte Pans haben den Unterton seherischer Geheimnisfülle, manche überraschen durch Handlungsschärfe, so die Geschichte von der Häßlichen, die sich in der Vorstellung des liebenden Blinden als die Schönste erhielt und nun seine Heilung hindern muß, um dem eigenen Lebensgewölbe nicht den letzten Tragpfeiler zu entziehen; gerade dadurch verdammt sie es zum Einsturz.

Karl Wilke, Das Haus des Dr. Prade. Roman. Leipzig, Koehler & Amelang.

Wilkes „Prisonnier Halm" ist als Dokument der Kriegsgefangenschaft gerühmt worden. Nun aber versucht Wilke sich am Roman, und da ist es denn mit dem Griff in das eigene Schicksal nicht getan. Die Einwohner eines acht Familien aller sozialen Schichten umfassenden Mietshauses in einer mittelgroßen westfälischen Industriestadt erleben, jeder auf seine Weise, Vorkrieg, Krieg, Inflation, Deflation, bescheidenen Wiederanstieg. Hier sollte also ein deutscher Mikrokosmos das Gesamtschicksal der Nation spiegeln, aber da hätte doch wohl aus tieferen Brunnen geschöpft werden müssen. Wilke erzählt im übrigen mit Biederkeit, nicht gerade aufregend.

Der Frankfurter Otto. Die Selbstbiographie eines Geldschrankknackers. Bearbeitet und herausgegeben von **Bernhard Zebrowski**. Stuttgart, Lutz' Memoirenbibliothek, Robert Lutz Nachf. Otto Schramm.

Kindheit im gutbürgerlichen Frankfurter Elternhaus, Lehrlingszeit voll heimlicher Gier nach der Lockung der naiv-romantisch empfundenen Verbrecherwelt; Anfängertum und Meisterschaft in der Einbruchstechnik, dunkle, ungewollte Totschlagsgeschichte, Flucht in überseeische Bürgerlichkeit, Auslieferung, Urteil, Gefängnis, Zucht- und Irrenhaus; Lebenswende, innere Umkehr zur bürgerlichen Gesellschaft, endlich die noch schwerere äußere Rückkehr in sie. Der ehemalige Knacker verwendet nun seine technischen Spezialkenntnisse als Erfinder von Geldschranksicherungen. Zebrowski mag mühsame Arbeit mit der Sichtung und Lesbarmachung dieser Memoiren gehabt haben: sie hat sich gelohnt. Zur Soziologie und Psychologie des berufsmäßigen Verbrechertums und der Strafgefangenschaft gibt es reiche Ausbeute, daneben findet auch sensationslüsternes Unterhaltungsbedürfnis seine Rechnung.

Geschichte und Politik

Eine literarische Rundschau in Stichworten

Außenpolitische Studien. Festgabe für **Otto Köbner**. Stuttgart 1930, Ausland und Heimat Verlagsges. 408 S.

Einundzwanzig Freunde haben Beiträge zu dieser Festgabe zum sechzigsten Geburtstag beigesteuert. Nicht zur besonderen Wertung, sondern als Beispiele seien aufgezählt: O. Hoetzsch, Außenpolitische Bildungsarbeit an den Universitäten Nordamerikas und Deutschlands; G. Salomon, Über Politik als Wissenschaft; W. Vogel, Gedanken zur geographischen Verwaltungsgliederung

der Staaten; W. von Dewall, Kriegsächtung und Deutschland; Fr. Wertheimer, Die Minderheitenfrage und die Politik; A. Grabowsky, Die Außenpolitik der Sowjetunion; E. von Salzmann, Nankings Aufstieg; W. Arntz, der auch als Herausgeber zeichnet, Der Konflikt zwischen Staat und Kirche in Mexiko.

Heinrich Bechtel, Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters. Der Ausdruck der Lebensform in Wirtschaft, Gesellschaftsaufbau und Kunst von 1350 bis um 1500. München-Leipzig 1930, Duncker u. Humblot. 368 S.

Die starke Heranziehung kunstgeschichtlicher Ergebnisse (aber auch Hypothesen!) stellt das Spiel der Wirtschaft eines bedeutsamen Zeitraumes in neues Licht. Untersuchungen über Berufsgliederung sowie über Einkommen- und Besitzverteilung in den deutschen Städten unterstreichen die Tatsachen; die Wandlungen in der Baukunst und die in ihr erwachsende Neigung zu neuer Gestaltung werden als wesentliche Zeugnisse für die Strukturwandlung auch des wirtschaftlichen Lebens, insbesondere von Handel und Gewerbe, gewertet. Gruppenbewußtsein und Einzelpersönlichkeit ordnen sich neben- und gegeneinander in diesen allgemeinen, durch Abbildungen erläuterten Rahmen ein. Das Buch wird Anhänger und Gegner finden; auf alle Fälle bietet es Untersuchungen, die unsere geschichtliche Betrachtung des Spätmittelalters als einer in sich abgeschlossenen Epoche in sehr erheblichem Maße anregen werden.

Minnie von Below, Georg von Below. Ein Lebensbild für seine Freunde. Stuttgart 1930, W. Kohlhammer.

Warmherzig geschriebene Erinnerungsblätter an den zuletzt in Freiburg waltenden Historiker, vielen dankbaren Schülern und Freunden eine willkommene Gabe. In bewundernswerter Treue hat die Gattin das Bild des Lebens und der Persönlichkeit nachzuzeichnen gewußt. Die besondere Eigenart freilich, die Georg von Below aus der Reihe der Fachgenossen heraushob, die Freude am ehrlichen wissenschaftlichen Streit und die stete Kampfbereitschaft nach allen Seiten ist leider verblaßt oder zum mindesten zu schwach angedeutet.

Viktor Bibl, Das deutsche Schicksal. Berlin 1930, Verlag für Kulturpolitik. 221 S.

Eine frisch und lebendig geschriebene deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts, die nach kurzem Vorspiel mit dem Zusammenbruch des alten Reiches einsetzt, mit der Darstellung der Katastrophe von 1918 endet. Aus einem überreichen Schatz von Kenntnissen werden insbesondere die Bruchlinien in der Entwicklung aufgezeigt. Dem Reichsdeutschen sei das Buch als das Werk eines Österreichers, der mit leidenschaftlicher Heimatliebe beiden Teilen des deutschen Staatsvolkes gerecht zu werden sucht, empfohlen.

Hans Friedr. Blunck, Über allem das Reich. Hansadeutsche Aufgaben. Eine Rede an die niederdeutsche Jugend. Hamburg 1930, Quickborn-Verlag. 39 S.

Eine herzerfrischende Deutung der Landschaft und der geschichtlichen Aufgaben des niedersächsischen Stammes: Kampf um die Selbstbestimmung und um den Willen zum Selbstbewußtsein. Die staats- und volkspolitischen Forderungen bedürfen eingehenderer Erörterung auch vom Standpunkte des übrigen Deutschland!

Kurt Borries, Preußen im Krimkrieg (1853—1856). Stuttgart 1930, W. Kohlhammer. 420 S.

Die erste kritische Darstellung dieser für die europäische Politik der neueren Zeit entscheidenden Jahre: Zertrümmerung der in den Freiheitskriegen von 1814/15 geschaffenen Staatenordnung, Lösung Preußens aus der österreichischen und englischen Vormundschaft, Anfänge Bismarckscher Diplomatie im Widerspiel konservativer und liberaler Kräfte im Inneren des Staates.

Rudolf Craemer, Gladstone als christlicher Staatsmann. Stuttgart-Berlin-Leipzig 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 512 S.

Aus einer Untersuchung über die religiösen Voraussetzungen von Gladstones Politik ist eine Darstellung der Persönlichkeit und des Werkes entstanden. Die Einheit von Theologie und Staatskunst macht das Werden und Wesen dieses englischen Liberalismus und seine Anziehungskraft verständlich.

Eugen Franz, Nürnberg, Kaiser und Reich. Studien zur reichsstädtischen Außenpolitik. München 1930, C. H. Beck.

Ein gewichtiges und zugleich wertvolles Werk, das weit über das Nürnberger Stadt-

gebiet hinaus neue Quellen erschließt und ein fesselndes Bild von der Bedeutung und Kraft dieser alten Reichsstadt bietet. Nach einer Einleitung über die Entwicklung des 13. und 14. Jahrhunderts zeigt der erste Hauptteil Nürnberg als Vorkämpferin der Reformation und damit die Entfaltung der schönsten Blüte. Der Bürgerkrieg der folgenden Jahrzehnte und insbesondere der dreißigjährige Weltkrieg des 17. Jahrhunderts reißt Nürnberg von dieser Höhe herab; bald kaiserlich, bald schwedisch versinkt die Stadt in ein unfruchtbares Verhandeln. Auch für Deutschland bricht die Zeit des wirtschaftlich und militärisch ganz anders gefestigten Absolutismus an. Der Niedergang ist nicht aufzuhalten, ein völliger finanzieller Zusammenbruch läßt die Übernahme in den bayerischen Staat fast als ein glückliches Ende erscheinen. Die Darstellung ist trotz der Verwertung eines überaus reichen Stoffes angenehm zu lesen.

Kurt-Fritz von Grävenitz, Die Tangerfrage. Eine völkerrechtsgeschichtliche Studie. Völkerrechtsfragen, herausgeg. von Heinrich Pohl und Max Wenzel. Berlin, Ferd. Dümmler.

Edgar Pröbster, Die Franzosen in Marokko. Ein Beitrag zur französischen „Sicherheitsbedürftigkeit“ in Nordafrika. Berlin, Ring-Verlag.

Während sich die erste Schrift auf eine geschichtliche Darstellung vom Werden und vom Inhalt des Tangerstatuts vom 18. Dezember 1923 beschränkt, führen die Erinnerungen und Betrachtungen Pröbsters weiteste Kreise in die Marokkopolitik der dritten Republik ein. Der Verfasser selbst ist ein alter Kenner des Landes und während des Weltkrieges im Rif für die deutschen Interessen tätig gewesen. Neben Marokko wird auch die französische Politik in Tunis (Eingeborenenfrage) behandelt. Wichtig ist die Warnung vor einer Überschätzung der angeblich drohenden Bolschewisierung Nordafrikas. Das staatsrechtliche Gespinst des Tangerstatuts bezeichnet Pröbster an anderer Stelle mit Recht als Zwirnsfäden, die keine der beteiligten Mächte an der Vertretung ihrer Machtinteressen hindern werden. Frankreichs eigentliches Ziel hat der frühere Oberbefehlshaber Liautey klar genug dahin verschrieben, daß es „die endgültige Regelung des Schicksals auch der spanischen und der Tangerzone“, d. h. der Meerengenfrage von Gibraltar gelte!

Johannes Haller, Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cotta.

Der große Kampf um den Rhein ist hier in den großen Linien deutsch-französischer Beziehungen vereinfacht und zweifellos dadurch einem breiteren Kreise von Hörern und Lesern verständlicher geworden. Die Zeit des Mittelalters rauscht schnell vorüber, ausführlicher wird die Darstellung erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, und gerade in ihr tritt eine ausgesprochen protestantische Geschichtsauffassung in der Beurteilung des unheilvollen Bündnisses zwischen Frankreich und den Schmalkaldener Freunden (1552) hervor. In dem gleichen inneren Gegensatz lehnt der streitbare Historiker für die späteren Jahrhunderte die österreichisch-habsburgische Politik ab, ohne ihre tieferen, aus sich heraus wirkenden machtpolitischen Voraussetzungen zu würdigen. Das Verhältnis Frankreichs zu Polen und Türken, das oft genug eine ausschlaggebende Rolle spielte, wird kaum berührt; lediglich Frankreich und Deutschland stehen sich gleichsam im luftleeren Raum gegenüber. An Einzelheiten sei herausgehoben, daß Haller die Staatskunst Napoleons III. entschieden höher zu bewerten sucht, als dies in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem Erscheinen der von Hermann Oncken herausgegebenen Akten zur Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 geschieht. Auch hier aber wächst doch das Streben nach dem Rhein unmittelbar aus der historisch-politischen Einstellung des französischen Volkes heraus, wie ich es jedenfalls in meiner Übersicht über die Einheitlichkeit der französischen Außenpolitik (abgedruckt Rheinkampf Bd. II) am Vorabend des Ruhrkampfes (1922) zu entwickeln suchte und heute noch sehe. Auf der anderen Seite sind dem Balten das deutsche Luxemburg, sind Flandern, Elsaß und Deutsch-Lothringen nur Spielsteine auf dem deutsch-französischen Schachbrett, ohne daß ihr tragisches Schicksal als Teil des herabgestürzten Turmkranzes der mittelalterlichen Kaiserburg hervortritt. Alles in allem möchte der Historiker vielerlei an Einzelheiten aussetzen; der gleichmäßig hinreißende Schwung der Darstellung wird dem Buch trotzdem mit Recht viele Freunde werben.

Edouard Herriot, Europa. Paris 1930, Les Editions Rieder. 278 S.

Eine geist- und kenntnisreiche Verteidigung der Vereinigten Staaten von Europa;

der wirtschaftliche Nutzen, in dem sich Agrar- und Industriekrisis aufheben könnten, tritt in den Vordergrund. Als Vorbilder erscheinen die verschiedenen Verträge zwischen den Nordischen Staaten, das Statut der Kleinen Entente vom Juni 1930, in beschränktem Sinne auch die Versuche zu einer Panamerikanischen Union. Ohne sich an Briands Sätze zu klammern, empfiehlt Herriot die Vereinigung der europäischen Länder innerhalb des Völkerbundes zur Verteidigung des europäischen Marktes. Die Niederlegung der Zollschranken steht am Ende, nicht am Anfang der neuen Wirtschaftsgemeinschaft. Ihre Stützen sind Schiedsgerichtsbarkeit, Abrüstung und Sicherheit!

Hans Herzfeld, Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder.

General Ludendorff hat bekanntlich im Hitlerprozeß mit ganz besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, wie er selbst vergeblich vor dem Ausbruch des Weltkrieges für eine bessere Rüstung Deutschlands eingetreten sei. Das vorliegende Buch, das selbstverständlich ganz unabhängig davon auf Veranlassung Richard Festers entstand, bestätigt diese Feststellung des Feldherrn mit einer erschütternden Folge von Zahlen und Tatsachen. Unheilvoll hebt sich auch in dieser nüchternen Studie die Ausgleichspolitik Bethmann-Hollwegs ab. Um so höher ist das mannhafte Auftreten Ludendorffs zu werten, der sich im letzten Augenblick noch für eine große, umfassende Heeresvorlage einsetzte, die endlich wieder die allgemeine Wehrpflicht durchführen sollte. Die Aufstellung der drei Armeekorps, die nachher beim Rückschlag an der Marne fehlten, bildet den Mittel- und Kernpunkt der Kämpfe, die der Große Generalstab ein volles Jahr hindurch mit dem Kriegsministerium und mit dem Reichskanzler durchzufechten hatte. Kurz und scharf lautete die Ablehnung des Kriegsministers von Heeringen: „Ich kann der Neubildung, das heißt ihrer sofortigen Ankündigung aus politischen, militärischen und schließlich auch aus persönlichen Gründen nicht zustimmen."

Ernst Jüngst, Wirtschaftsfragen des Ruhrbergbaues. Essen 1929, Verein f. d. bergbaulichen Interessen.

Ihre Zusammenfassung verdankt die vorliegende Schrift dem Lohnkampf, der im Frühjahr 1929 den Kohlenbergbau im Ruhrrevier bedrohte. Als Spitzengruppe der Unternehmer ließ der Verein die wichtigsten Grundlagen zum Verständnis der Lage zusammenstellen. Arbeitszeit und Arbeitsleistung, Lohnfrage und soziale Versicherung, die Rentabilitätsfrage und die Wettbewerbslage auf dem Kohlenmarkt werden ebenso wie Einzelfragen über die Beamtenzahl, über Unfälle und Krankheiten und über die steuerlichen Lasten behandelt. Für eine sorgfältige, wissenschaftlich wohlbegründete Darstellung bürgen von vornherein Name und Ruf des Verfassers.

Leo Just, Franz von Lassaulx. Ein Stück rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution und Napoleons. Studien zur Rheinischen Geschichte, Heft 12. Bonn, Marcus und Weber.

Das Lebensbild eines Landsmanns und Mitkämpfers von Josef Görres, dessen Schicksal auch in den Kreis der Arnim und Brentano übergreift.

Erich Koch-Weser, Deutschlands Außenpolitik in der Nachkriegszeit 1919 bis 1929. Berlin 1929, K. Vowinkel.

Dem Andenken Gustav Stresemanns gewidmet, bietet das Buch zunächst einen Rückblick auf Deutschlands Schicksal in den Jahren 1919 bis 1929, in die als weltbewegende Ideen der Nachkriegszeit Nationalismus, Imperialismus und Pazifismus hineinleuchten. Die Verflechtung der deutschen Außenpolitik mit den innerpolitischen Hemmnissen, welche die eigentliche Tragik dieser Jahre begründet, wird kaum gestreift. Ebenso sind die Leitgedanken der deutschen Außenpolitik nur angedeutet; „Verständigungspolitik", die einen starken nationalen Zug aufweist, ist das Leitwort.

Karl Lange, Bismarck und die norddeutschen Kleinstaaten. Berlin 1930, C. Heymann. 239 S.

Die Studie, die W. Schüßlers ähnlich gelagerter Untersuchung über „Bismarcks Kampf um Süddeutschland 1867" in gewissem Sinne eine nachträgliche Stütze gibt, zeigt anschaulich, wie schwer es für die preußische Regierung selbst auf diesem engeren Einflußgebiete war, das im Bruderkrieg von 1866 gesteckte Ziel zu erreichen: „die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgendeiner Form."

F. A. Lettenbaur, Fridericus. Heldenverehrung und Heldenzerstörung. München-Leipzig 1929, Duncker & Humblot. 107 S.

Dem allzu lichten Bilde, das einst Thomas Carlyle zeichnete, noch mehr aber dem vernichtenden, schmähsüchtigen Urteil, in dem Werner Hegemann der ätzenden Kritik unserer Zeit entgegenkam, setzt das Büchlein eine vornehme Deutung des „Helden" in Friedrich dem Großen entgegen: Ein feiner, anregender Versuch, dem recht viele Leser zu wünschen sind.

Erich List, Der Berufsständegedanke in der deutschen Verfassungsdiskussion seit 1919. Leipzig 1930, W. Moeser. 56 S.

Ein guter Wegweiser durch das nach Inhalt und Ziel überreiche Schrifttum, der nicht nur zur Klärung der Begriffe dringend notwendig erscheint, sondern darüber hinaus auch die weitere Erörterung anregen wird. Der Verfasser selbst sieht in der Verwirklichung des berufsständischen Gedankens die einzig mögliche Querverbindung zwischen dem rechten und linken Flügel unseres Volkes.

Leopold von Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte. 3 Bände. München 1930, Drei-Masken-Verlag. CLII, 561 S., 635 S., 580 S.

In der großen, von der Deutschen Akademie betreuten Ausgabe von Rankes Werken, deren Anfänge der jüngst verstorbene Paul Joachimsen angeregt und mit ernstem Eifer überwacht hat, nehmen diese Bände einen Ehrenplatz ein. Eine außerordentlich umfang- und inhaltreiche Einleitung von Georg Küntzel (152 Seiten) unterrichtet nicht nur über die Entstehung des Werkes, sondern weist ihm auch seinen wissenschaftlichen Platz in der Geschichte der Forschung an. Ein ausführliches Sachregister (90 Seiten) gestattet eine eingehende Verwertung des reichen Inhalts und der zahllosen feinen Urteile, die die Darstellung des Altmeisters der neueren deutschen Historiographie auch uns bietet; ein Nachwort des Verlags über die Verdienste P. Joachimsens bildet den Abschluß der Reihe, deren Fortsetzung leider in Frage gestellt ist.

Kurt von Raumer, Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik. München-Berlin 1930, R. Oldenbourg. Mit 6 Tafeln und 4 Karten.

Das Merkwürdigste an diesem Buche ist, daß es erst jetzt erscheint! Fast ein Vierteljahrtausend mußte vergehen, bis die deutsche Wissenschaft Zeit und Kraft fand, sich quellenkritisch und in einer im besten Sinne abschließenden Darstellung mit einer der übelsten Episoden des zweitausendjährigen Kampfes um den Rhein zu beschäftigen. Auch Raumer mußte auf Heranziehung der Pariser Quellen, die sich jedenfalls noch in reicher Fülle im dortigen Kriegsarchiv befinden, verzichten. Die erreichbaren Unterlagen aber sind in mustergültiger Weise erfaßt. Bis ins einzelne können wir das Aufkeimen des Planes, die erste Ausführung und endlich die Zerstörung von Heidelberg und Mannheim sowie der übrigen Pfalz verfolgen. Vor allem verliert der Verfasser die großen Hintergründe der europäischen Politik nie aus den Augen und weist mit Nachdruck auf das Einzigartige dieser neuen Vernichtungsmethode hin. Eine größere Auswahl von Anlagen und Auszügen bildet den Abschluß. Der Darstellung möchte man mehr Schwung wünschen, um sie auch für ein größeres gebildetes Publikum schmackhaft zu machen. Die Geschichtswissenschaft darf das Buch als eine Bereicherung der leider nicht sehr zahlreichen Werke über diese bedeutsame Zeit werten.

Walther Rehm, Der Untergang Roms im abendländischen Denken. Ein Beitrag zur Geschichtsschreibung und zum Dekadenzproblem (Das Erbe der Alten, 2. Reihe, herausgeg. von O. Immisch, Heft 18). Leipzig 1930, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 176 S.

Eine immer geistvolle Studie, welche die wechselvollen Anschauungen über die Vernichtung des letzten erdumspannenden Weltreichs von Polybius und Augustinus durch die Welt des Mittelalters und des Humanismus bis in die neuere Zeit verfolgt und besonders eingehend im 18. Jahrhundert verweilt, in dem Montesquieu, Voltaire, Rousseau und Gibbon dem „Dekadenzbegriff" eine neue Deutung auf die eigene politische Willensbildung geben. Den Abschluß dieser Stimmungsreihe bildet — vorläufig — Nietzsche.

Ignaz Seipel, Bundeskanzler a. D., **Der Kampf um die österreichische Verfassung.** Wien 1930, W. Braumüller.

Es handelt sich nicht um eine Darstellung, die den Leser mit dem Willen zur Objektivität an Gegenwartsfragen heranführt, sondern

um eine Sammlung wenig veränderter Aufsätze und Reden, die Seipels persönlichen Kampf um die österreichische Verfassung von 1917 bis zum Spätherbst 1929 begleitet haben. Nur von diesem Standpunkte aus behandelt der erste Teil die Gedankengänge des christlich-sozialen Politikers und geistlichen Herrn im „alten Österreich", d. h. unter der Regierung Kaiser Karls, sowie den Übergang von der Monarchie zur Republik, der zweite Teil die Zeit der verfassunggebenden Nationalversammlung, der dritte die Reform der Bundesverfassung, die 1929 zweifellos den österreichischen Staat ganz wesentlich gefestigt, ihn zugleich aber vom gemeindeutschen Schicksal abgeschlossen hat. Den Anhang bilden weitere politische Reden und Aufsätze, in denen Gegner und Freunde Seipels ihr mehr oder minder wohlwollendes Urteil über sein Werk fällen. Das Ganze ist eine nützliche Quellensammlung zur Zeitgeschichte.

Hans Spethmann, Die Rote Armee an Rhein und Ruhr. Aus den Kapptagen 1920. Berlin 1930, Reimar Hobbing. 250 S.

Ein Ausschnitt aus dem größeren fünfbändigen Werke: „Zwölf Jahre Ruhrbergbau", der den Aufzeichnungen Carl Severings über diese Zeit (1919/20) nach den Quellenzeugnissen des Ruhrreviers und nach eigenem Erleben eine ganz anders gerichtete Darstellung entgegensetzt. Es ist ein Stück Gegenwartsgeschichte, das heute schon, nach knapp einem Jahrzehnt in Vergessenheit zu geraten droht.

Hermann Stegemann, Persönlichkeit und Werk. Festschrift zu seinem 60. Geburtstage. Stuttgart 1930, Deutsche Verlags-Anstalt.

Den „Lebenserinnerungen eines Deutschen", die an dieser Stelle eindringlich gewürdigt wurden, gibt eine Reihe deutscher Männer Antwort. Der Bayer Gustav von Kahr zeichnet nach den Eindrücken der letzten Jahre ein Bild der Persönlichkeit, der frühere Bonner Universitätslehrer Aloys Schulte feiert ihn als Historiker, ich selbst suche dem Koblenzer Landsmann als dem Geschichtsschreiber des Rheins gerecht zu werden. Weitere Beiträge nennen den Kriegsberichterstatter und das militärische Phänomen, den Politiker und den Dichter. Allen Mitarbeitern war es eine seltene Freude, an dieser Ehrung mitwirken zu dürfen; sie hoffen, auch unter den Lesern Beifall zu finden.

Friedrich Stieve, Die Tragödie der Bundesgenossen. Deutschland und Österreich-Ungarn 1908—1914. München 1930, F. Bruckmann. 200 S.

Eine erste Verarbeitung des neuen Quellenstoffes, den die Veröffentlichung der amtlichen Aktenstücke zu Österreich-Ungarns Außenpolitik von der Bosnischen Krisis bis zum Kriegsausbruch erschlossen hat. Wie in seinen zahlreichen früheren Büchern über die Kriegsschuldfrage in weiterem Sinne hat es der Verfasser auch auf seinem fernen Gesandtenposten in Riga verstanden, das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn in den größeren Rahmen der Vorgeschichte des Weltkrieges einzufügen.

Leopold Ullstein, Eugen Richter als Publizist und Herausgeber. Ein Beitrag zum Thema „Parteipresse" (Das Wesen der Zeitung, herausgeg. von E. Everth, Bd. 2, Heft 1). Leipzig 1930, E. Reinicke. 239 S.

Eine zeitungsgeschichtliche Studie, welche die Lebensumstände und die politische Tätigkeit Eugen Richters lediglich als Rahmen erfaßt. Hervorgehoben sei die Übersicht über den redaktionellen Aufbau der „Freisinnigen Zeitung" sowie die scharfe Unterscheidung zwischen dem parteioffiziösen Sprachrohr des Parteiführers und Parteirichtungsblättern.

Antonina Vallentin, Stresemann. Vom Werden einer Staatsidee. Leipzig 1930, Paul List. 325 S.

Mit einer Fülle von Heimlichkeiten, die die Verfasserin als Zwischenträgerin mit dem britischen Botschafter Lord d'Abernon und mit französischen Freunden aus der „politischen Unterwelt" Berlins enthüllt, wird das Buch weder der Persönlichkeit noch dem Werk des deutschen Staatsmannes gerecht. Der „Nachweis", daß Stresemann im Herzen stets ein guter „Demokrat" vom Schlage seines „Freundes" Georg Bernhard war, begleitet das angebliche Werden einer Staatsidee, deren Grundzüge fehlen. Wo Referent, wie in den schweren Herbstwochen des Ruhrkampfes, die angegebenen Einzelheiten nachprüfen kann, ist größte Vorsicht bei ihrer geschichtlichen Verwertung geboten; der Jubel über den „Geist von Locarno" dürfte auch bei den früheren Anhängern längst verflogen sein.

Georg Wittrock, Gustav Adolf. Stuttgart 1930, Fr. A. Perthes. 392 S.

Ein selbständiges deutsches Werk über den großen König, das streng aus den Quellen

erwächst, ist erst im Werden. Die vorliegende Übertragung des besten schwedischen Lebensbildes wendet sich bewußt an einen weiten Kreis gebildeter Leser, denen die Dreihundertjahrfeier der Schlachten von Breitenfeld und Lützen (1632) die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ins Gedächtnis ruft.

Egmont Zechlin, Bismarck und die Grundlegung der deutschen Großmacht. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cotta Nachf. 630 S.

Eine politische Geschichte Europas in den Jahren 1860—1863, von Preußen aus gesehen und auf der breitesten Grundlage kritischer Forschung. Neben dem umfangreichen gedruckten Schrifttum sind Berliner und Wiener Archive in ausgedehntem Maße durchgearbeitet. Das Lebensbild Bismarcks, dessen Staatskunst in diesem Rahmen größer noch als bisher wirkt, erfährt eine starke Bereicherung; damals bereits legte er die Grundpfeiler zum Gedankengebäude seiner deutschen Politik und damit zu einer positiven Umgestaltung der europäischen Staatenwelt.

Italo Zingarelli, Das Erbe von Versailles. Zürich-Leipzig-Wien 1930, Amalthea-Verlag. 405 S.

Ein sehr geschickter und sehr nützlicher Rundblick mit besonderer Berücksichtigung Mitteleuropas, dessen umstrittenste Grenzzonen der Verfasser mehrfach bereist hat. Der erste Teil gilt der Betrachtung der rheinischen Frage im weitesten Sinne, der zweite den habsburgischen Nachfolgestaaten, der dritte den Verhältnissen auf dem Balkan. Die Politik der Tschechen, Polen und Südslawen wird sehr scharf beurteilt; den deutschen Belangen, die das Buch vielfach mit der italienischen Geschichte in Vergleich setzt, sucht der Verfasser in anerkennenswertem Entgegenkommen gerecht zu werden.

P. Wentzcke.

Die alpenländische Gesellschaft und die mitteleuropäische Alpenpolitik

Was für den Alpenraum vom Boden her, von der heiligen Mutter Erde aus, vor vielen Jahren Friedrich Ratzel, und jüngst noch für seinen östlichen Teil Norbert Krebs geschaffen haben, das stellt, vom Menschen und seiner Gesellschaft aus betrachtet, Adolf Günther mit seinem umfangreichen Werk über „Die alpenländische Gesellschaft"[1]) als Gegenstück zu jenen beiden hin als kostbaren Werkstoff für den politischen Willen unsrer Zeit. Er befriedigt damit einen berechtigten Wunsch aller, die als notwendigen Anfang einer neuen, fruchtbaren gesamteuropäischen Politik eine mitteleuropäische Alpenpolitik würdigen Stiles ersehnen.

Bleibt doch in Europa — dem trotz seiner Kleinräumigkeit an politischen Charakterlandschaften auf engem Boden reichsten Erdteil — der Alpenkörper mit nur 250 000 qkm Flächenraum bei etwa 1400 m mittlerer Erhebung, in dünner Besiedelung von wenig mehr als $8^1/_2$ Mill. Menschen bewohnt, dennoch die gestaltenreichste „geprägte Form, die lebend sich entwickelt", unseres Weltteils, seine ausgesprochenste, stärkste politische Physiognomie. Fragen wir aber, ob diesem schicksalsreichen, tiefgefurchten Antlitz nun auch die Gewalt und Tiefe der politischen Einwirkung auf den ganzen Erdteil entspreche, dem sein Träger so sichtbar im Erdbild, wie in der geschichtlichen Entwicklung sein Gepräge aufzudrücken scheint, so klingt selbst Günthers wohlwollende Darstellung in den abschließenden, zweifelvollen Ruf von Ratzel aus: „Was an politischem Werte in den Alpen liegt, das zu heben fehlten die Menschenkräfte"; und er fügt ihm die fast körperlich schmerzhafte Frage für den Mitteleuropäer an: „Werden sie immer fehlen?"

Noch ragen innerhalb des deutschen Kultur- und Volksbodens, als Glied unsres Lebensraumes, die zackigen Höhenformen

1) Adolf Günther: Die Alpenländische Gesellschaft als sozialer und politischer, wirtschaftlicher und kultureller Lebenskreis. Jena 1930, Gustav Fischer. 676 S, 8°, 1 Karte.

der nördlichen Kalkalpen ins Blaue, schon an einzelnen Stellen — von deutschen Ebenen aus sichtbar — von romanisierten weißen Graten überragt, und mahnen die nordischen Menschen des nordischen Alpenvorlandes, wie ein Waffenstück ihrer frühen Sage: „Dort haftet schweigend das Schwert!" Wird es noch einmal ein jubelndes Heldenmotiv der haftenden Eis- und Felsenstarre, dem trostlosen sich Hineinfügen in die Entsiedelung der Alpen entreißen? — Oder lassen wir es stecken, für andere, und sagen derweil mit Hainisch: „Da ist nichts zu machen; das ist eine allgemeine Erscheinung" — die Altersschwäche unseres Kulturkreises verratend?

Für alle, die im Jahre 1929 in Salzburg den Eindruck teilten, war es eines der schmerzlichsten Erlebnisse, als der ehrwürdige Altbundespräsident des Alpenstaates Österreich einem warmherzigen Aufruf zu einheitlicher Alpenpolitik Mitteleuropas den trostlosen Glauben entgegenstellte an die Unaufhaltsamkeit einer allgemeinen Erscheinung in der Entsiedelung der Alpen, im Verzicht auf den geistigen und physischen Kampf um die großartigste Landschaftsgestalt des Erdteils. Kann die grundlegende soziologische Arbeit des aus Bayern alpeneinwärts gezogenen Innsbrucker Forschers Günther nun diesen zweispältigen Eindruck aufheben? Auch sie ist von Zweifeln durchklungen, ebenso wie ja auch die darin leider nicht erwähnte, beste neue Darstellung eines alpinen Einzelgaus und seiner Probleme, die H. v. Wißmanns über das mittlere Ennstal: ein wertvoller Einzelbaustein, den die Erdkunde zu den von Günther behandelten Fragenkreisen beigesteuert hat. Ungeheuer ist die Fülle des bewältigten Stoffs, der vom schweren wissenschaftlichen Wälzer bis zum leichtbeschwingten Schweizer und Tiroler Gedicht in wenig geordneter Masse strömte, und nun zum erstenmal in Günthers Werk unter einheitlicher soziologischer Betrachtungsweise zusammengezwungen und nach großen Gesichtspunkten der Kultur, Macht und Wirtschaft im Dienst des gesellschaftlich geordneten Menschenwerks gefügt wurde.

Günther setzt mit Recht bei seinen Lesern viel voraus: etwa die Kenntnis, die eine gute Landeskunde der Schweiz und Tirols, des französischen, italienischen und südslawischen, wie österreichischen und bayrischen Alpenanteils vermittelt, dazu nicht alltägliches historisches Wissen. Aber dieser als Fundament angenommenen Alpenkunde werden glänzende soziologische Lichter aufgesetzt, wenn mit vorsichtiger und rücksichtsvoller Hand über dem Aufbau der alpenländischen Gesellschaft in dem so gespannten alpenländischen Rahmen die mächtigen Zukunftslinien einer Alpenpolitik großen Stiles gezogen werden. Wohl fesseln von diesem Standpunkt aus den politischen Menschen am meisten die nur in Andeutungen gebrachten Abschnitte über die „politischen Fernwirkungen der Alpen", auch die „Stadt im Alpenvorlande", die „Alpen in Weltwirtschaft und Kapitalismus"; die Vergleichung der Ausprägung des Freiheitsbegriffes in der Schweiz und in Tirol: aber freilich auch eine Reihe von feingeschliffenen und gehaltvollen, über das Ganze verstreuten alpenpolitischen Aphorismen, deren nochmaliges Aufsuchen dem Feinschmecker vielleicht den allergrößten Reiz gewährt, nachdem er das Buch zum erstenmal durchgearbeitet hat.

Denn mehr als einmal muß man es natürlich lesen, wenn man zum vollen Genuß und zur Möglichkeit der praktischen Anwendung seines Stoffreichtums durchstoßen will. Einer seiner besten Erfolge kann dann die völkerpsychologische Erziehung der nichtalpinen Deutschen zum Verständnis gewisser politischer Grundtatsachen in den Alpen sein, die keiner ungestraft verletzt, der mit den Alpen und ihrem weiteren Vorlande zu tun hat. In seinen Bannkreis fallen nämlich nicht nur die starken Voralpengaue der Schweiz: Zürich, Bern, Genf, sondern auch das Kerngebiet der Alemannen um den Bodensee, München und Altbayern im Norden, die einstigen weltlichen und geistlichen Schwerpunkte des großen alten, Österreich und Bayern vereinigenden Stammherzogtums der Bajuwaren, das **vor** dem deutschen Reich da war: Regensburg und Salzburg; und das Becken von Wien.

In schwerem Ernst sei es gesagt: wenn Nordwestdeutschland nicht lernt, die alpenländische Gesellschaft und ihr weiteres Strahlungsgebiet besser zu verstehen, als es heute damit vertraut ist, dann kann es den Südosten des deutschen Volks- und Kulturbodens schneller verlieren, als es heute glaubt. Wo z. B. Ratzels und A. v. Hofmanns Meinungen auseinanderklaffen und (S. 259) Günther Partei für die vorsichtigere und zurückhaltende Art Ratzels ergreift, südostdeutsche Voralpen-Politik zu beurteilen, da stehen wir als Altbayern und Geopolitiker gleichmäßig auf seiner Seite, sehen in Bayern nicht „den natürlichen

Bundesgenossen der Elbe", sondern den von seinem einstigen kolonialen Vorkämpfergebiet in den Alpen und donauabwärts durch einen unklugen Willkürakt der hohenstaufischen Reichspolitik getrennten Blutsverwandten Österreichs. Beide sind einem nivellierenden, überheblichen Zentralismus gleich abgeneigt! Wer auf und zwischen den Zeilen von Günthers Werk zu lesen versteht, erkennt auch leicht warum und versteht, daß uns hier nebenbei ein „Knigge" für den Umgang mit alpenländischen Menschen im weitesten Sinne beschert ist, von dem einzelne Teile, wie „Südtirol" mit blutendem Herzen geschrieben sind.

Wollen wir auf weite Sicht die Alpen behalten oder sie verlieren? Diese Frage steht hinter jener andern nach „den Menschenkräften", um „zu heben, was an politischem Werte in den Alpen liegt". Sie ist an den Norden gerichtet; denn der Süden, Westen und Osten traut sie sich zu und greift zielbewußt alpeneinwärts; und der Norden, der es einstmals getan hat, weicht heute zurück und verliert an Grund.

K. Haushofer.

Dienst am Nächsten

Im November vorigen Jahres beging der „Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge" sein 50jähriges Jubiläum. Hervorgegangen aus dem „deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit", den Wolfgang Straßmann begründet hatte, hat der Verein allen Anlaß, mit Stolz auf das halbe Jahrhundert seines Wirkens zurückzublicken. Neben der ausgedehnten karitativen Tätigkeit ist der Verein den Forderungen, wie die Entwicklung der Zeit, des Wirtschaftslebens und der sozialpolitischen Verhältnisse es mit sich brachte, gerecht geworden. Er hat es verstanden, aus seinen Untersuchungen und seiner praktischen Erfahrung in den rechtlichen und organisatorischen Grundlagen der Wirtschaftsfürsorge und unter genauer Berücksichtigung der staatspolitischen Fragen im Zusammenhang mit der Wohlfahrtspflege Anregungen zu bringen, welche die reichsgesetzliche Neuregelung der öffentlichen Wohlfahrtspflege entscheidend beeinflussen konnten. Ein wesentlicher Zweig seiner Tätigkeit wurde immer stärker die Jugend-Wohlfahrtspflege, und auch hier hat er Vorbildliches geleistet. Er verdient um so stärker das Interesse und die Förderung aller Kreise, als die ganze Wohlfahrtspflege gegenwärtig sehr im argen liegt. Die notwendigen Mittel stehen nicht mehr in ausreichendem Maße zur Verfügung, und er wird es nicht leicht haben, den richtigen Weg zu finden zwischen wahrer Karitas und einer das Verantwortlichkeitsgefühl erschlaffenden Abbürdung eigner Verpflichtungen auf andere Schultern. Aber diese Gefahren sieht der Verein klar, und man kann das Zutrauen zu ihm haben, daß er auf Grund seiner Erfahrung hier weiter Wegweiser und Berater, Helfer und Vermittler sein wird. Wir empfehlen die stattliche Reihe seiner Schriften stärkster Beachtung. Schon die Aufzählung ihrer Titel wird genügen, um von der umfassenden kritischen und klärenden Tätigkeit das richtige Bild zu geben: Johannes Sunder „Die Regelung der örtlichen Zuständigkeit nach der Reichsverordnung über die Fürsorgepflicht", Hilde Eiserhardt „Das Zusammenwirken der Organe des Innen- und Außendienstes in der wirtschaftlichen Fürsorge eines Wohlfahrtsamtes", Dr. Hagen „Die Gesundheitsfürsorge einer Industriestadt", Hardraht „Aufgaben und Aufbau eines ländlichen Wohlfahrtsamtes", Max Michel „Städtischer Gemeindehaushalt und soziale Lasten", „Die Kleinkinderfürsorge im Aufgabenkreis der Jugendämter, eine Vortragssammlung", Ammann-Fischer „Sparmöglichkeiten in der Jugendfürsorge und in der Gesundheitsfürsorge", „Material zur Frage eines Rentnerversorgungsgesetzes", Adolf Schell „Der wandernde Arbeitslose im Aufgabenkreis der Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung", Wilhelm Polligkeit „Forderungen für den systematischen Ausbau

der Altersfürsorge", Hilde Eiserhardt „Ziele eines Bewahrungsgesetzes", Karl Nau „Die wirtschaftliche und soziale Lage von Kriegshinterbliebenen", Gustav Lesemann „Obdachlose jugendliche Wanderer in der Großstadt". (Die Schriften sind erschienen im Kommissionsverlag Lühe & Co., Leipzig). D. R.

Philosophische Rundschau

Der eigentümliche Zustand, in dem sich gegenwärtig die abendländische Welt und mit dem Bewußtsein innerer und äußerer Umdrohung das deutsche Volk befindet, zeigt die Dauerkrisis unseres Schicksals teils im Stadium einer ausgesprochenen Flaute, teils in der hoffnungslosen Lage, aus Mangel an großen Entscheidungen sich an kleinen Unterscheidungen genügen zu lassen. Ermattung im Ganzen und Verschärfung im Einzelnen bekunden mit symptomatischer Deutlichkeit die ungesunde Verteilung der lebendigen Kräfte. Wir leiden zu sehr an den Folgen einer organisierten Verschleppung und einer bornierten Verschleierung der tatsächlichen Lage der Dinge. Da, wo die Philosophie ihr wahres Wesen ergreift, wird sie als Selbstbesinnung der Gesellschaft — diesen leidenschaftlichen Ausdruck fand Wilhelm Dilthey für die reformatorische Aufgabe der Philosophie — in den argen Nöten dieser Zeit einen tief zugrunde liegenden Notstand der Menschennatur überhaupt in den Blick bekommen und so durch den Abstand gegen den äußeren Lärm des Zeitgeistes, gegen die Ansteckung durch Überzeugungen des Tages und der Massen gefeit sein.

Versteht sich die Philosophie allerdings selber nicht recht, will sie gleichwohl teilnehmen an jener Tagesentrücktheit durch ein billiges und oberflächliches Verfahren, so wird sie nur auf der Stelle treten und mit den von den Einzelwissenschaften leichtfertig erborgten Mitteln der Objektivität, die dort völlig zu Recht bestehen, sich und den Zeitgenossen die Mitte ihrer Verantwortung verdecken und gleichsam eine Philosophie gegen die Philosophie betreiben. Wir sehen heute mit der Schärfe des Gewissens und nicht nur mit der Schärfe auswechselbarer Okulare die „erkenntnistheoretische" Grundhaltung der Philosophie als eine einzige Verlegenheit, als die Verlegenheit des philosophischen Interregnums, wo niemand herrscht und alle gelten, wo Schule und Individualität ihre Erzeugnisse auf den philosophischen Markt werfen und Bedürfnis und Mode die Nachfrage und den Preis diktieren. Den Durchbruch zu dieser entscheidenden Einsicht hat vor allem und am nachdrücklichsten Nicolai Hartmann, der deutschbaltische Denker, in seiner „Metaphysik der Erkenntnis" (de Grupter, Berlin) vollzogen.

Für eine Nation der Dichter und Denker — und trotz aller Technizität und ihrer allerorts beliebten Anbetung werden wir ein solches Volk bleiben, wenn wir ein Volk zu bleiben den Mut haben — ist dieser Zustand ganz unerträglich. Aber er ist verständlich: er hat seine naheliegenden Ursachen in einer aufgebauschten Modephilosophie, die für die dürftigsten Gedanken die höchsten Worte und für die wahren Nöte tote Auskünfte, für unsere Grundverlegenheit bloße Ausflüchte bereitgestellt hat. Es mag gut sein, daß dieser witzige Taumel am Abgrunde seinen öffentlichen Wert verlor; es bleibt zu bedauern, daß die platte Rechthaberei der Schulen und der lederne Geist bloßer Spitzfindigkeiten inmitten einer öffentlichen Teilnahmslosigkeit keck sein Haupt erhebt und mit der wiederkäuenden Geduld des philosophischen Philisteriums den erhabenen Werktag des philosophischen Schaffens in den geschäftigen Werkeltag literarischer und nicht eigentlich philosophischer Büchererzeugung erniedrigt.

Einer unserer tiefstblickenden Zeitgenossen, der Berliner Staatslehrer Carl Schmitt, hat einmal den gegenwärtigen Zeitabschnitt als eine Episode der Restauration bezeichnet. Für einen großen Teil der offiziellen Philosophie gilt ohne Einschränkung diese unbequeme Wahrheit. Nachdem der Irrationalismus als das eigentliche Agitationsmittel eines verfeinerten Intellektualismus ausgespielt hat, wendet sich der unstete Zeitgeist in seiner sehr tiefliegenden Reizsucht dem anderen Extrem zu: dem Positivismus aller Schattierungen, hinter dem alle weltanschauliche Position in Deckung zu gehen vermag und der der weltanschaulichen Philosophie überhaupt den Garaus machen möchte.

In der Tat sind ja die Extreme miteinander verwandt. So zeigt sich in dem wieder auflebenden Rationalismus einer besonderen Wissenschaftsgläubigkeit eine gefühlsmäßig vorweg entschiedene, vorwollentlich abwehrende Stellungnahme gegen jenes Denken überhaupt, das Goethe als gegenständliches und Dilthey als sachhaftes bezeichnet wissen wollen. Hier ist also gerade umgekehrt eine besondere Art von Intellektualismus das Agitationsmittel eines irrational fundierten Nihilismus, der hinter einer subjektiv ernstgemeinten Wissenschaftsgläubigkeit nicht die Wissenschaft selber mit ihrer Objektdurchströmtheit meint, sondern ein chimärisches Gebilde von abstraktem Formalismus, die Tautologie eines lediglich Urteil, Satz und Aussage überhaupt anstierenden logistischen Fetischismus. Man beruft sich dabei auf den inneren Hergang einer Entwicklung der Logik und höchste Mathematik miteinander verbindenden Logistik, die von Leibniz über Couturat zu Bertrand Russell und von da aus weiterhin zu Wittgenstein und Carnap führen soll.

Die Bedeutung dieser Entwicklung in allen Ehren! Niemand wird verkennen, daß auch von dieser Seite ein besonders scharfes und besonders helles Licht auf die Grundlagenkrisis in der Mathematik und mathematischen Physik fällt. Allein die propagandistischen Wortführer dieser Richtung vergessen, daß ihr Ausgangspunkt bewußt einseitig und ihre Forderung, die Logik zur Methode des Philosophierens überhaupt zu machen, ein praktisches Postulat, eine diktatorische Antizipation, nicht aber eine mit dem Sachverhalt der Philosophie unauflösliche Grundlage und Grundeinsicht bedeutet. Hier wird die Logik zum Agitationsmittel der Ideologie. Man sollte gewarnt sein vor diesen Spuren; denn selbst die Dialektik ist schon als Agitationsmittel der Ideologie in das europäische Bewußtsein eingeimpft worden. Dieser restaurative Standpunkt vermag sich angesichts der Tradition nicht anders zu helfen, als daß er alle unbequemen Widerstände beiseite setzt und mit der großen abendländischen Unauflöslichkeit von Philosophie und Selbstbesinnung, von Geistesgeschichte und Kulturgeschichte reinen Tisch macht: „Alle Philosophie im alten Sinne, knüpfe sie nun an Plato, Thomas, Kant, Schelling oder Hegel an, oder baue sie eine neue „Metaphysik des Seins" oder eine „geisteswissenschaftliche Philosophie" auf, erweist sich vor dem unerbittlichen Urteil der neuen Logik nicht etwa nur als inhaltlich falsch, sondern als logisch unhaltbar, daher sinnlos." (Rudolph Carnap, „Die alte und die neue Logik", in der Zeitschrift: „Erkenntnis", Band I, Heft 1, 1930, S. 13.) Diesen Standort bezeichnet Moritz Schlick als die Wende der Philosophie. Es wäre der Tod der Philosophie und mit Kants Wort nicht einmal der Schöntod. In Wirklichkeit allerdings hat die Philosophie noch nicht einmal zu leben begonnen, wenn längst diese Art von Nihilismus zu Grabe getragen ist. Man wird in Ruhe abwarten dürfen, wie sich dieses Nichts auf dem Hintergrunde des Etwas zum Leben vorstoßen möchte, ohne es irgendwie vermögen zu können, denn der Tod war nie der Anfang des Lebens.

Die Anspielungen in dem eben gegebenen Zitat führen uns zu jenen Standorten hinüber, die nicht eine „Wende der Philosophie" herbeizuführen suchen, sondern vielmehr von der Kraftmitte der Philosophie selber leben und von da aus das je und je unerhörte Wagnis des philosophischen Unterfangens wagen. Seit wir in diesen Blättern aus der Reihe von Wilhelm Diltheys Gesammelten Schriften einige damals erschienene besprachen, ist die stille Gewalt dieses Lebens in einen immer größeren Umkreis öffentlicher Verehrung und Verarbeitung eingegangen. Der engere Kreis der Schüler Wilhelm Diltheys, Spranger, Litt, Grothuysen, Misch und Nohl, ist inzwischen dem öffentlichen Bewußtsein immer vertrauter geworden: die Verantwortung dieses Kreises liegt vor allem in der Bewahrung und Neuentfaltung einer Philosophie des Geistes, die zugleich eine Philosophie der Kultur ist.

Spranger verbindet mit einer besonderen geisteswissenschaftlich instrumentierten Psychologie der Lebensformen eine ethisch ausgerichtete Kulturphilosophie: von da aus erwachsen ihm seine pädagogischen Forderungen, Einsichten und Darstellungen.

Nohl nimmt den Ausgang seiner lebendigen pädagogischen Durchläuterung der Gegenwart von der Weltanschauungslehre her und von dem Hineinblicken in die einzigartige „Deutsche Bewegung", zu deren Darstellung ihm Kraft und Leben vergönnt sein mögen.

Georg Misch, dem wir eine bisher unerreichte Darstellung über die Anfänge und Grundlinien des französischen Positivismus verdanken, hat in seiner klassischen Geschichte der Autobiographie die Nachfolge Diltheys in der intimsten geistesgeschichtlichen For-

schung mit universaler Blickhaltung angetreten. Zugleich hält er den Blick streng auf die metaphysischen Grundverpflichtungen der Philosophie gerichtet und hat uns in dem einzig brauchbaren philosophischen Lesebuch, das es bisher gibt (Der Weg in die Philosophie, eine philosophische Fibel von Georg Misch, Teubner 1926) einen Beweis von dem Scharfsinn und der Tiefe gegeben, mit der er die großen Linien der europäischen und asiatischen Philosophie in den Quellen fand und in den Quellen darbietet. Durch eine ungemein anregende Betrachtung des Diltheyschen und Heidegger schen Standortes hat er zur Klärung der Gegenwartslage einen bedeutungsvollen Beitrag geliefert.

Groethuysen hat ein halbes Menschenalter darauf verwandt, um in Paris in stetem Umgang mit den Quellen die geistige Vorgeschichte der französischen Revolution zu ermitteln. Zwei Bände seiner großen Arbeit liegen vor. (Die Entstehung der bürgerlichen Welt und Lebensanschauung in Frankreich, Niemeyer, Halle 1927 u. 1930.)

Theodor Litt endlich ist nicht nur durch eine Reihe bedeutender pädagogischer Abhandlungen bekannt geworden, sondern vor allem mit einer Grundlegung der Philosophie, betitelt „Individuum und Gemeinschaft" als ein unerbittlicher Selbstdenker dieser ewigen Frage der Geistesphilosophie hervorgetreten. (Individuum und Gemeinschaft, Grundlegung der Kulturphilosophie, 3. erweiterte Auflage 1926, Teubner.) Welche Kraft der Auslegung dieser vielschichtigen und mit der Antinomik des Lebens und des Geistes wirklich ernstmachenden Kulturphilosophie zu entströmen vermag, hat Litt jüngst in einem bedeutsamen Werk über Kant und Herder (Quelle & Meyer, Leipzig 1930) mit einer schon fast unüberbietbaren Virtuosität, aber nie ohne historische Begründetheit dargetan.

Eine fruchtbarere „Schulentwicklung" als die dieses Kreises läßt sich in der Tat kaum denken. Und doch liegt die Weltbedeutung der Dilthey schen Selbstbesinnung nicht nur in der ungemeinen Freiheit, zu der er seine Freunde und Mitarbeiter entbunden hat; selbst über diesen Umkreis noch nicht abgeschlossener Leistungen und Wirkungen hinaus hat er in die Literaturgeschichte, in die politische Geschichte, in die Religionsgeschichte und in eine lebendige Soziologie allenthalben und allgemach mit der erregenden Gewalt Rankescher Fülle, einer sokratischen Besonnenheit und echt künstlerischen Ingeniums hinübergewirkt und hinübergegriffen. Die seitdem erschienenen Bände 7 und 3 der „Gesammelten Schriften" bringen vergriffene und verborgene Riesenfragmente, übrigens auch aus dem Nachlaß, zum Vorschein. Mit größter Spannung erwarten wir den angekündigten 8. Band, der den Titel trägt: Weltanschauungslehre, Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie (Teubner 1931, geheftet 8 RM., gebunden 11 RM.). Besondere Überraschungen aus dem Nachlaß stehen bevor, sowie der Neudruck der berühmt gewordenen Abhandlung über die „Typen der Weltanschauung", deren systematische und historische Wucht nunmehr im Umkreis der Nachlaßfragmente hervortreten wird. So lebt Diltheys Werk unter uns ein vielfältiges und vielschichtiges Leben: der Gesamtbedeutung des Mannes und Werkes werden wir in diesen Blättern, denen er einige seiner schönsten und ergreifendsten Dokumente anvertraut hat, bei gelegener Zeit gedenken.

Der Wirkung Wilhelm Diltheys läßt sich nur die einer anderen großen philosophischen Persönlichkeit unserer Zeit an die Seite stellen: Franz Brentano war das lehrende und herrschende Haupt einer vielschichtigen Schule, aus der neben Stumpf, Meinong, Marty, Kraus, Edmund Husserl, das Haupt der phänomenologischen Schule, hervorgegangen ist. Aus diesem Kreise trat mit der Lebendigkeit und Vielschichtigkeit seiner dämonischen Natur unter uns Max Scheler hervor. Die genialen Untersuchungen und Entwürfe dieser ruhelosen Erscheinung sind mit dem Tode seines Schöpfers nicht verbraucht und enthalten eine unerschöpfliche Fülle gewichtiger und weitestreichender Entdeckungen und Aufhellungen.

Unter uns Lebenden aber steht eine Gestalt mit der Macht des echten Philosophen, der wahren Insichversunkenheit des denkerischen Vermögens überhaupt vor uns: Martin Heidegger, der von Edmund Husserl seinen Ausgang nahm, und mit der Kraft, mit der Würde eines Meisterdenkers die ungeheure Frage der Philosophie an die Welt und an den denkenden Geist wieder aufgenommen hat. Von ihm aus gesehen erscheinen alle Untersuchungen der Phänomenologie wie bloße Einspielungen und Einführungen in eine Tiefe, die sich erst ihm eröffnet hat. Auch er hat sein grundlegendes Werk: Sein und Zeit (1. Hälfte) in jenem Organ veröffentlicht, das die Arbeiten des Kreises um Edmund Husserl und nunmehr um Martin Heidegger umschließt: im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung (Niemeyer,

Halle, 8. Band, 1927). Bezeichnend für die unvergleichliche Tiefenwirkung dieses Werkes ist das Verstummen des gewöhnlichen Lobes und des noch gewöhnlicheren Tadels der Rezensenten, als es erschien. Der lange Atem dieses abgründig ernsten Werkes wehrte alles vorschnelle Lob, wehrte vor allem den leichtfertigen Tadel und die lächerlichen Gepflogenheiten unseres Besprechungs-Unsinns ab. Es entstand eine jener Pausen, in der die Stille des Denkens buchstäblich vernehmbar wurde.

In der Tat: seit Hegels Phänomenologie des Geistes ist nichts in deutscher Sprache erschienen, ja, überhaupt in philosophischer Sprache nichts, was sich diesem Buche auch nur entfernt an die Seite stellen ließe. Indem der ganze Ertrag unseres philosophischen Denkens hier auf genuine Art in uranfänglichem Denken sich selbst vergegenständlicht, erscheint der Geist in seiner eigenen Tiefe und hat den Mut gefunden, sich selbst beim Worte zu nehmen. Wir haben dieses Buch mit dem Gefühl gelesen, daß das Denken selbst — unabgeleitet und unabgelenkt, den Phänomenen ganz aufgeschlossen, einfacher als jede Simplizität, ja Einfalt, eingewickelter als jede Kompliziertheit und erst recht Vielfalt — hier durch die jahrtausendalte Zucht eines gegenständlichen Gehorsams seiner innersten Freiheit, und das heißt seiner wahren Gebundenheit, begegnet ist. (Im Verlage von Friedrich Cohen, Bonn, erschien 1929 Heideggers Untersuchung über „Kant und das Problem der Metaphysik"; es ist dem Gedächtnis Max Schelers gewidmet und kann zur Einführung in das Denken Heideggers dienen. Ebendort im Jahre 1930 die Freiburger Antrittsrede: „Was ist Metaphysik?") Alle Entscheidungen der gegenwärtigen Philosophie geschehen auf bloßen Verlust, wenn sie nicht in der Tiefe dieser Philosophie wurzeln; denn ohne Atem und Boden vermögen Schatten zu existieren, der Mensch jedoch nicht.

Albert Dietrich.

Pädagogische Bücher in Stichworten

Handbuch der deutschen Lehrerbildung. Herausgeg. v. A. Baeumler, R. Seyfert und O. Vogelhuber; Bd. II: Allgemeine praktische Bildungslehre von R. Seyfert. München und Berlin 1930, R. Oldenbourg-Verlag.

Die pädagogische Wissenschaft befindet sich offensichtlich in dem eigentümlichen Zustand der Befestigung und Zusammenfassung ihres bisherigen Ertrages. Zwar besitzen wir noch keine Systematik eines führenden Pädagogen der Gegenwart, aber gleichzeitig erscheinen unter der Mitarbeit mehr oder minder bedeutender Erziehungswissenschaftler und Schulmänner mehrere große Lexika und Handbücher der Pädagogik. Dies neue „Handbuch der deutschen Lehrerbildung" hat seine besondere Eigenart und sein Recht neben den anderen Werken durch seine besonder Beziehung zur Volksschullehrerbildung Den Volksschullehrerstudenten und den schon tätigen Lehrern will und wird es gerade durch seine handgreifliche Brauchbarkeit ein Anreger und Führer sein. Das zeigt schon der zuerst erschienene II. Band (geplant sind 4 Bände) von dem Altmeister der deutschen Lehrerbildung Staatsminister a. D. Prof. Dr. R. Seyfert-Dresden über die „Praktische Bildungslehre". Die Einführung über das Wesen der Bildung knüpft an das vorwissenschaftliche Bildungserlebnis an, um dann durch soziologische, psychologische und wertphilosophische Erkenntnisse den Begriff der Bildung und den Bildungsvorgang zu klären. Besonders wertvoll ist dabei der dauernde Hinweis auf die Notwendigkeit, daß sich der werdende Lehrer seines eigenen Bildungsganges bewußt werde. Im zweiten Hauptteil werden die „Bildungsebenen" dargelegt: der Lebenskreis des Kindes in Familie, Nachbarschaft und Heimat, die volkstümliche Bildung, die höhere Gemeinbildung und schließlich die höhere Berufsbildung. Ein dritter Teil behandelt dann ausführlich das Bildungswerk der Volksschule nach den Trägern des Bildungsvorganges (Kind, Lehrer, Bildungsgut) und ihren Wechselwirkungen. Das Werk gibt, wie der Verfasser wohl mit Recht behauptet, „das Ergebnis eines Lebens": es steckt darin eine ungewöhnliche pädagogische Erfahrung, die auch gedanklich

verarbeitet und für eine Bildungslehre wissenschaftlich fruchtbar gemacht ist. Eine zu einfache Darstellungsweise, die auch Selbstverständlichkeiten breit abzuhandeln sich nicht scheut, wird manchen stören, doch werden die Leser, für die das Buch gedacht ist, gerade hier für sich mehr Nützliches finden als bei jenen sich gegenseitig auflösenden und schillernden Begrifflichkeiten und geistreichen Kopfsprüngen, in denen sich das pädagogische Denken sonst so gern verliert.

J. Dewey, Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik, deutsch von E. Hylla. Breslau 1930, F. Hirt.

Hier besitzen wir ein umfassendes pädagogisches System. Daß das Hauptwerk dieses bedeutenden Pädagogen an der Columbia-Universität in New York ins Deutsche übersetzt worden ist, ist besonders deshalb zu begrüßen, weil gerade Dewey schon in der Vergangenheit auf G. Kerschensteiner anregend gewirkt hat und wir nach dem Kriege auf das amerikanische Bildungswesen immer aufmerksamer geworden sind. So bedeutet diese Übersetzung auch eine glückliche Ergänzung zu den mannigfachen Schilderungen, die wir über amerikanische Schulen aus den letzten Jahren besitzen, besonders auch ein theoretisch-philosophisches Gegenstück zu Hyllas eigenem Buch über „Die Schule der Demokratie".

Willy Moog, Geschichte der Pädagogik, II. Teil. Osterwieck a. Harz 1928, A. W. Zickfeldt-Verlag.

Man kann wohl sagen, daß die Geschichte der Pädagogik sich zur Zeit keiner besonderen Pflege und Beliebtheit erfreut. Da ist es schon ein Verdienst, wenn, wie es hier geschehen ist, ein älteres Werk (Fr. Hemanns Geschichte der neueren Pädagogik) gut umgearbeitet wird. Es handelt sich dabei tatsächlich um eine völlige Neugestaltung, und im vorliegenden II. Teil ist die Zeit von der Renaissance bis zum Ende des 17. Jahrhunderts aus den Quellen vom Standpunkt der Gegenwart aus dargestellt. Die heute notwendige geistesgeschichtliche Betrachtungsweise kommt bei Moog weithin zur Anwendung. Als besonders glücklich empfinde ich das starke Eingehen auf die Schulordnungen und Schulgesetze, während meines Erachtens unter den Pädagogen 3. und 4. Größe noch manche zum Gewinn des Ganzen hätten unberücksichtigt bleiben können.

Das deutsche Schulwesen, Jahrbuch 1928/29. Mit Unterstützung des Reichsministeriums des Innern. Herausgeg. vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Berlin 1930, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Dies in bestimmten Zeitabständen vom Zentralinstitut herausgegebene Jahrbuch wird mit seinen eingehenden Berichten über das deutsche Schulwesen und in seiner sicheren Zuverlässigkeit und sachlichen Gründlichkeit immer mehr eine einzigartige Quelle und ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden Schulmann und Schulpolitiker. Der vorliegende Band umfaßt die Zeit vom 1. April 1928 bis zum 1. April 1929 und berichtet u. a. eingehend über die verfassungsrechtlichen und gesetzlichen Grundlagen der deutschen Schule, über Schulunterhaltung und Schulverwaltung, über den Aufbau des deutschen Schulwesens und seine Lehrerschaft.

Wilhelm Paulsen, Das neue Schul- und Bildungsprogramm. Osterwieck a. Harz 1930, Verlag A. W. Zickfeldt.

Der bekannte sozialistische Pädagoge, frühere Oberstadtschulrat von Berlin und jetzige Professor am Pädagogischen Institut der Technischen Hochschule in Braunschweig, gibt hier „Grundsätze und Richtlinien für den Ausbau des Schulwesens", die einen ernsthaften Beitrag zur Frage der Verlängerung der Schulzeit und zur Bekämpfung des Berechtigungsunwesens darstellen. Wenn auch manches in diesen Plänen bedenklich stimmt, so ist Paulsen doch meines Erachtens darin zuzustimmen, daß eine Lösung der ganzen mit dem Berechtigungswesen und der Inflation der höheren Schule zusammenhängenden Schwierigkeiten nur durch eine Ausgestaltung und Hebung der Volksschule überwunden werden können. Freilich sind unsere finanziellen Möglichkeiten für solche Pläne wohl noch geringer, als Paulsen zugeben will.

Kurt Riedel, Lehrerbildung und Lehrplan. Osterwieck a. Harz 1930, A. W. Zickfeldt-Verlag.

Gestaltung der Lehrerbildung und des Lehrplans sind die beiden Mittel, mit denen man seit alter Zeit die Gestaltung der Volksbildung beeinflussen kann. Das wird in diesem „geschichtlich vergleichenden Versuch" auf wenigen Seiten (32) als bemerkenswerte Tatsache nachgewiesen.

Gerhardt Giese.

Fünfundzwanzig Jahre Düsseldorfer Schauspielhaus

Am 28. Oktober 1905, vor 25 Jahren also, eröffneten Gustav Lindemann und Louise Dumont mit der Aufführung von Hebbels „Judith" in Düsseldorf ihr Schauspielhaus. Über die Gründe, die sie veranlaßt hatten, Düsseldorf statt des früher erwogenen Weimars zu wählen, sagte der erste Jahresbericht folgendes: „In Düsseldorf leitete in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Immermann seine deutsche Musterbühne; man durfte also hier den Boden durch ruhmreiche Tradition für wohlvorbereitet halten. Entscheidend aber war, daß man hier mit dem raschen und empfänglichen Sinne einer hochentwickelten Bevölkerung, mit der unmittelbaren Nachbarschaft volkreicher Städte rechnen konnte."

Die beiden Gründer waren im Theaterleben keine Neulinge mehr. Gustav Lindemann hatte sich auf ausländischen Gastspielreisen als Ensembleleiter einen Namen gemacht. Er brachte außerordentliche organisatorische Eigenschaften, besonnenes Urteil und eine hervorragende kaufmännische Veranlagung mit; als Schauspieler und Regisseur besitzt er Gestaltungsfähigkeit, zähe Arbeitskraft, Einfühlungsgabe und Verständnis für die großen und kleinen Erfordernisse einer ausgeglichenen Ensemblekunst. Louise Dumont hatte schon bei Brahm Ibsengestalten, z. B. Hedda Gabler, Rebekka West und Irene Rubek, gespielt, dann war sie auf Max Reinhardts Kleinkunstbühne „Schall und Rauch" aufgetreten. Sie war eine leidenschaftliche Schauspielerin, aber ihre stärksten Werte liegen in ihrer gedankenreichen und eigenwilligen Persönlichkeit, die sich für alles, was ihr wert erscheint, ungestüm einsetzt. Junge Bühnenkünstler zu leiten und erziehen, erschien ihr Vorbedingung für die Theaterarbeit, wie sie ihr im Sinne lag; denn ihre Gedanken über das Theater gingen über das Artistische, wie es sonst im Schwange war, weit und entschieden hinaus. Sie weist dem Theater und der dramatischen Kunst außer den künstlerischen Aufgaben wesentliche ethische und geistige Leistungen zu, und ihre Ideen über die Beziehungen von Kunst und Leben führen über Einzelforderungen in kulturphilosophische Zusammenhänge. Diese Ansichten, die sie ihren Bühnenschülern als Grundlage für ihren Beruf mitgibt, hat sie selbst lange Zeit verwirklicht, und auch heute, da wirtschaftliche Not, Unsicherheit des Urteils und bittere Erfahrungen auf die Programmgestaltung des Schauspielhauses bedenklichen Einfluß gewonnen haben, hält sie zu den früher bewährten Ideen.

Begeistert von dem Ziel, der Kunst des Theaters wieder die Idealität eines eigenen Stiles abseits von der natürlichen Wirklichkeit zu geben, hatte sie sich Reinhardts kleiner Versuchsbühne genähert. Hier lernte sie dann in den folgenden Jahren die Bemühungen dieses damals noch schöpferischen Bühnenleiters um Stilaufführungen ernster Theaterdichtung kennen; man sah Strindbergs Tragödie „Rausch", Wildes „Salome", Wedekinds „Erdgeist" und sogar Gorkis „Nachtasyl" in einer Form, die sich grundsätzlich von dem naturalistischen Programm der Nachahmung äußerer Wirklichkeit unterschied, da sie die Kunstrealität als von der Erscheinung des alltäglichen Lebens durchaus getrennt in aller Reinheit und Strenge vorstellte. Man sprach und bewegte sich in einem dem dichterischen Vorbild möglichst genau entsprechenden Stil, man legte Gewicht auf ein Ensemblespiel, dem jede künstlerische Einzelbetätigung zu dienen hatte.

Diese Ideen waren kaum über Berlin hinaus in die Provinz gedrungen. Gustav Lindemann und Louise Dumont haben das Verdienst, ihnen am Rhein eine Stätte bereitet und sie durch ein Vierteljahrhundert gepflegt zu haben, als Reinhardt längst in

äußerlicher Entfaltung und sensationeller Aufmachung sich verloren hatte. Der Weg aber, der am sichersten aus den Untiefen naturalistischen Theaters zur Eigengesetzlichkeit der Stilbühne führen konnte, ging über die Pflege des Wortes. Das Wort, dem Theater Brahms nur ein Mittel zur Mitteilung, gilt Louise Dumont als ein magisches Bildnis der seelischen und geistigen Erleuchtung, nämlich der kosmischen Verbundenheit des Dichters. Ihr hartnäckig geführter Kampf für diese Erkenntnis und für ihre Auswirkung auf der Bühne, d. h. für ein beseeltes, vergeistigtes und gestaltetes Wort, für ein rhythmisch und musikalisch bedingtes und gebundenes Sprechen, also für eine höchst gehobene Kunstsprache ist wohl der charakteristischste Zug ihrer künstlerischen Arbeit, selbst wenn man in Rechnung setzt, daß diese Ideen nur zum Teil sachlich begründet sind und in ihrer Verwirklichung deshalb nur teilweise überzeugen.

Nur sehr langsam folgten Publikum und Presse den ersten Aufführungen, die „Kabale und Liebe“, „Salome“, „Gespenster“, „Komödie der Liebe“, „Rosmersholm“ u. a. brachten. Ja, die weltanschauliche Einstellung des Spielplans rief in der Öffentlichkeit Gegensätze hervor, die sich auch wirtschaftlich bemerkbar machten. Zwar gelang es längere Zeit, ihrer durch private und städtische Zuschüsse Herr zu werden; aber die Opposition im Publikum blieb trotz der großen Erfolge, welche das Schauspielhaus mit auswärtigen und ausländischen Gastspielen erzielte, bestehen. Sie führte im Jahre 1922 zur Schließung der Bühne, an deren Bestand schon vorher Spartakistenunruhen und die schnell steigende Inflation empfindlich gerüttelt hatten. Erst im Herbst 1924 wurde sie wieder eröffnet und hat sich nun ganz aus sich zu erhalten.

Spielplanmäßig teilte sich zunächst, dem Eröffnungsprogramm getreu, das Interesse der Leiter zwischen dem klassischen Drama im weitesten Verstehen und dem Zeitstück, worunter zunächst Ibsen, später Shaw, Strindberg und Kaiser zu rechnen waren. Im Laufe der Jahre aber, besonders in der letzten Zeit, wandte sich der Spielplan immer mehr der Gegenwart zu. Ihn überfüllten die sogenannten Zeitgeiststücke, die bestimmte soziale oder ethische Fragen in künstlerisch höchst bedenklicher Weise vortragen, kurz, das Vorbild der Berliner Bühnen machte sich sehr zum Nachteil des Geistes, unter dem das Schauspielhaus gegründet war, spürbar. Mutlosigkeit gegenüber dem Publikum und dem allgemeinen Theaterelend, Verkennung des geringen spezifischen Gewichtes solcher Stücke und schließlich Mangel an Schauspielern, die große klassische Rollen spielen können, sind neben rein wirtschaftlichen Erwägungen der Grund für diese Erscheinung. Es bedürfte aber, wenn das Schauspielhaus seine führende Stelle im Kulturleben Westdeutschlands wieder einnehmen wollte, einer entschiedenen Wendung von der zuletzt gepflegten Spielplanaufstellung zu einer geistigen Spielplangestaltung, wie sie früher an dieser Bühne üblich war.

Auch von der Seite der bühnenbildnerischen Arbeit her stand das Schauspielhaus lange Jahre an führender Stelle. Die ersten Bühnenbilder freilich waren noch eng mit dem damals von England und Belgien entscheidend befruchteten Kunstgewerbe verknüpft. Einfachheit in den Formen unter Verwendung farbiger Vorhänge galt als eine umwälzende Neuerung gegenüber dem naturalistischen Szenenbild. Zur Lösung der dem Bühnenbildner gestellten Aufgaben, wie wir sie heute sehen, fehlte zweierlei: erstens die Entdeckung der architektonischen Gegebenheit des Bühnenraumes, und zweitens die Einsicht, daß das Bühnenbild die künstlerischen und dichterischen Werte der aufzuführenden Bühnendichtung mit den ihm eigentümlichen Formmöglichkeiten sichtbar zu machen habe. Gordon Craig hatte diese Ideen ausgesprochen, ohne zunächst auch nur verstanden zu werden. Eduard Sturm unternahm es 1910/11 als einer der ersten in Deutschland, sie in einigen Stücken, wie „Antigone“, „König Oedipus“, Lysistrata“, „Leonce und Lena“ u. a., in die Tat umzusetzen. Als dann Sturm das Schauspielhaus verlassen hatte, folgte der Schwede Knut Streem, der wesentlich malerisch eingestellt war und oft den Gedanken der Reliefbühne gegen den Stil des Stückes vertrat. 1919 ersetzte ihn Walter v. Wecus, der heute mit dem Verfasser dieses Aufsatzes die Bühnenkunstklasse der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf leitet. Er besitzt sowohl Sturms räumlich-struktive Fähigkeiten wie Streems malerische Veranlagung. Dazu führte er grundsätzlich die schon von Sturm gelegentlich angewandte Idee durch, auch den Bühnenboden nach der Maßgabe des Stiles der einzelnen Bühnendichtung durchzubilden, wodurch dem Schauspieler Bewegungsideen als neues Mittel mimischer Gestaltung vorgelegt wurden. Die Bühnenbilder, die v. Wecus in dieser Zeit

zu C. Hauptmanns „Gaukler, Tod und Juwelier“, zu „Gyges und sein Ring“, zur „Widerspenstigen Zähmung“ und zum „Eingebildeten Kranken“ geschaffen hatte, waren in der Geschichte des deutschen Bühnenbildes etwas Neues und sind bis heute nicht nur nicht überholt, sondern kaum einmal wieder erreicht worden. H. W. Keim.

Politische Rundschau

Im Ausland wurde in letzter Zeit verschiedentlich mit einer gewissen Bangigkeit festgestellt, Deutschland sei völkerbundmüde. Man ist draußen recht erstaunt, wenn man auf die Frage nach dem Warum die klare Antwort erhält: Genf hat Deutschland nichts gebracht und trägt ständig weiter dazu bei, seine Interessen zu schädigen.

So ist es in der Tat. Welches Gebiet der Völkerbundsarbeit auch immer herausgegriffen wird, überall finden wir eine gegen Deutschland gerichtete reaktionäre Einstellung.

Die Abrüstungsfrage wurde auf der letzten Ratstagung mit der üblichen Phraseologie für 1932 zur Behandlung gestellt. Korrekt gesprochen, müßte gesagt werden, die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Rüstungszustandes in Europa soll auf der Konferenz von 1932 sanktioniert werden. Wir zweifeln nicht daran, daß es so kommen wird, da doch eine englisch-französische Einigung vorzuliegen scheint, die Frankreich der Sorge enthebt, das Wort Sicherheit noch weiter abzuwandeln. England hat eben nur ein Interesse an dem Rüstungsausgleich zur See und hat dafür die Landabrüstung geopfert. Italien scheint in dieser Frage gleichgerichtete Interessen wie Deutschland vertreten zu wollen, es wird ja schließlich in gleicher Weise wie wir von dem französischen Nachbarn bedroht. Außer einigen kleinen Staaten, die bisher recht schüchtern ihre Meinung äußerten, ist Deutschland in dieser Frage völlig isoliert. Das Ausland steht jedoch gerade hier einer geschlossenen öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber. Es ist töricht, daß man trotzdem nicht sehen will und offenbar annimmt, im entscheidenden Augenblick werde man in Berlin doch wieder alle Protokolle unterzeichnen. Hier liegt eine grobe Täuschung vor. 1932 wird der Kampf um Preußen bei den Neuwahlen zum preußischen Landtag ausgefochten werden, das Mandat des Reichspräsidenten von Hindenburg läuft ab, die Präsidentenwahl wird im Frühjahr stattfinden. Wir glauben nicht, daß irgendeine Partei es sich wird leisten können, gegen die öffentliche Meinung anzugehen und durch Annahme von alliierten Vorschlägen den Sieg im Wahlkampf aufs Spiel zu setzen. Wir werden in Preußen mit einer starken Rechten rechnen müssen, vielleicht kommt es dann zu einer Auflösung des Reichstags. Jedenfalls wird es ein Kampfjahr ersten Ranges werden. Das haben offenbar die Diplomaten nicht bedacht, die gerade das Jahr 1932 für die Behandlung der Rüstungsfragen ausersehen haben. Der Schwerpunkt der Entscheidung liegt hier bei Deutschland allein. Sein Nein kann das ganze Genfer Gebäude ins Wanken bringen. Wir würden das unter den gegebenen Umständen nicht bedauern, denn wir haben jetzt weniger zu verlieren als die anderen. Wie allerdings Frankreich dann noch versuchen sollte, zu einem Ausgleich mit Deutschland zu kommen, ist uns unklar. Wir gehen hierbei zurück auf unsere Januarbetrachtung, können auch heute wieder feststellen, daß eine Verständigungsbereitschaft in Deutschland durchaus vorhanden ist. Sollte allerdings das unehrliche Spiel in der Abrüstungsfrage weiter gehen, dann schwinden alle Aussichten auch für Kombinationen, wie wir sie kürzlich aufgezeigt haben. Das muß Frankreich mit aller Deutlichkeit gesagt werden.

Vielleicht fühlt man sich in Paris so sicher, weil man große Goldvorräte angesammelt hat und nun anfängt, daraus politisches Kapital zu schlagen. Die englisch-französischen Verhandlungen lagen durchaus in dieser Richtung. Aber auch Berge von Gold und eine Riesenarmee werden machtlos, wenn Deutschland vom Chaos bedroht und der rote Wimpel in Berlin gehißt wird. Das war vor Locarno und Genf so und wird

so bleiben. Denn Deutschland ist eben das wirtschaftliche Herz von Europa und Berlin seine politische Zentrale. Wir wollten auf diese Zusammenhänge heute nochmals hinweisen, um den Vabanque-Spielern in Genf und ihren Auftraggebern in den europäischen Hauptstädten nochmals klar zu machen, worum die Partie geht.

Die einzelnen dort gehaltenen Reden ändern nichts an der Gesamtlage. Ob in der Behandlung der oberschlesischen Beschwerden eine sofortige Untersuchung erfolgt oder später der deutschen Minderheit eine Scheingenugtuung gegeben wird, ist gleichfalls belanglos. An eine gerechte Generallösung geht man nicht heran, wenigstens vorläufig nicht. Wir sehen mit großem Mißbehagen den spanischen Botschafter in Paris, Quinones de Leon, im Rat amtieren, er ist doch der Hauptschuldige für die Abtrennung von Ost-Oberschlesien.

Feststellen wollen wir noch, daß Benesch und Politis wahlweise für die Präsidentschaft der Abrüstungskonferenz vorgeschlagen wurden. Der eine ist ebenso von Frankreich abhängig wie der andere, wobei Politis offenbar als Neutraler hingestellt werden soll. Wir lehnen beide ab, sie sind die typischen Vertreter der Genfer Methoden. Als neutral könnten wir nur den Vertreter eines Landes anerkennen, das den europäischen Wirren weit entrückt ist.

Die Wirren Europas kamen auch bei den Beratungen der europäischen Studienkommission deutlich zum Ausdruck. Frankreich sieht noch immer den Zweck der europäischen Vereinigung in der Stabilisierung des Status quo. England bemühte sich, Vertreter seines Weltreiches in das Gremium zu bringen, sicher mit der Absicht, die europäischen Wirtschaftsideen zu verwässern. Die Agrarstaaten des Südostens wollten ihrerseits die besonderen Interessen ihrer Wirtschaft gefördert sehen und stießen dabei auf den Widerstand Italiens. So wie man es in Genf versuchte, geht es nicht. Die Initiative muß von Deutschland ausgehen, Deutschland muß durch Sonderabmachungen sein eigenes europäisches Wirtschaftssystem schaffen, dann werden die anderen Staaten von selbst nachfolgen. Uns scheint die vordringlichste Aufgabe zu sein, sofort zur Wirtschaftsunion mit Österreich zu kommen, gegen die von keiner Seite Einwendungen erhoben werden können. Der Weg führt dann, natürlichen Linien folgend, nach Ungarn und weiter nach Rumänien, Bulgarien. Ein Markt, der diese Staaten mit gleichgerichteten Wirtschaftsinteressen umfaßt, wird Europa die Grundlage für einen neuen Aufstieg geben, unabhängig von allen Krisenerscheinungen in der Welt. Es werden dann auch die Kämpfe um Zolleinzelpositionen fortfallen, die heute immer wieder die Wirtschaft stören. Wir sind überzeugt davon, daß auch eine politische Beruhigung die Folge sein wird, allerdings nur dann, wenn dem russischen Dumping Einhalt geboten wird.

Rußland benutzt seine Ausfuhr zu Schleuderpreisen weiter als politisches Kampfmittel gegen die sogenannte kapitalistische Welt. Es gibt kaum noch einen Artikel der Warenskala, den Rußland nicht weiter im Preise ruiniert hätte. Wir sind eigentlich erstaunt darüber, daß man aus Gründen der abstrakten Politik von Deutschland aus Wert darauf gelegt hat, Rußland in den Genfer Europaausschuß zu bringen. Als Gegenleistung müßte uns doch wohl Moskau wirtschaftliche Sicherheiten geben, gerade auf dem Gebiet des Warendumpings. Wir haben allerdings von solchen Gegenleistungen noch nichts gehört und fürchten, daß sie nicht einmal gefordert wurden. Wäre es nicht grundfalsch, sich nun wiederum in Genf bei der Behandlung wirtschaftlicher Fragen mit Rußland in eine Einheitsfront stellen zu lassen, ohne daß die russische Regierung uns zunächst einmal Garantien gibt? Es scheint uns an der Zeit zu sein, daß die deutschen Wirtschaftskreise einmal genau prüfen, welche Vollmachten die deutschen Unterhändler in dieser Beziehung mit auf den Weg bekommen haben.

Wir müssen durch die ständig fortschreitende Überfremdung vom Westen her eine unsichtbare Besatzung auf wirtschaftlichem Gebiet ertragen. Soll dazu noch weiter eine Untergrabung unserer Kalkulationsbasis vom Osten her geduldet werden und etwa in den Europadebatten auf unserem Schuldkonto stehen? Wir müssen diese Fragen immer wieder stellen, da sie innig mit unserer politischen Lage verbunden sind. Politik ist heute Wirtschaft und umgekehrt. In Frankreich, England und Amerika übersieht man diese Zusammenhänge genau, nur in Deutschland scheint es noch anders zu liegen.

Macdonald hat sich eifrig bemüht, die Indienkonferenz inzwischen in ein Stadium der Entspannung zu bringen. Wenn die spärlichen Nachrichten, die aus den Konferenzsälen an die Öffentlichkeit drangen, richtig

sind, dann scheint der Versuch gemacht zu sein, eine Art von Autonomie auf oligarchischer Grundlage für Indien zu schaffen. Schwierigkeiten bilden allerdings die religiösen Gegensätze. Die englische Labourregierung hat wieder eine Schlacht verloren. Denn ein nicht voller Erfolg bedeutet Prestigeverlust. In Indien selbst herrschen noch ziemlich verworrene Zustände. Die Anhänger Ghandis scheinen zum Radikalismus überzugehen, die Jugend vor allem scheint den Lehren des weisen Führers untreu zu werden, der genau weiß, welche Macht England repräsentiert. Es wäre grundfalsch, mit plötzlichen Erschütterungen in Indien zu rechnen. Seine allmähliche Loslösung aus der englischen Umklammerung geht nur schrittweise und wird noch Jahre dauern, wahrscheinlich Jahrzehnte. Großbritannien ist jetzt mehr denn je bemüht, den indischen Markt zur Ruhe zu bringen, um die Konsumkraft von den 120 Millionen Verbrauchern wieder zu gewinnen. Sollte es hierbei Erfolg haben, so wird die Weltkrise leichter überwunden werden können.

Das gleiche gilt von dem chinesischen Markt. Politisch hat sich China fortschreitend beruhigt, in den nächsten Jahren dürfte es der Zentralregierung in Peking gelingen, ihre Autorität weiter zu festigen. Schon melden sich geschäftstüchtige Banken, die den Markt forcieren möchten. Eine große Schwierigkeit liegt allerdings darin, daß China Silberwährung hat und der Silberpreis ständig sinkt. Es wäre dringend erwünscht, wenn von deutscher Seite ein Stabilisierungsvorschlag für die chinesische Währung gemacht würde. Wir haben keinerlei politische Aspirationen im fernen Osten, aber den dringenden Wunsch, dem befreundeten chinesischen Volk einen weiteren Freundschaftsdienst zu leisten. Schließlich ist es unserem Vorgehen zu danken, wenn jetzt auch Belgien auf seine Konzession in Tientsin verzichtet hat. Reinoldus.

Literarische Notizen

Kalender

Der „Kalender des deutschen Rechtes", herausgegeben von Dr. Max Hildebert Boehm, Berlin-Steglitz (Institut für Grenz- und Auslandstudien), erscheint im 3. Jahre und ist dem deutschen Lebensrecht im Osten gewidmet. Er erfüllt dadurch ein dringendes Bedürfnis, denn das Verständnis für diese Fragen ist im gesamten anderen Reiche immer noch viel zu gering. In ihm sind die Forschungsarbeiten des Instituts für Grenz- und Auslandstudien und vom „Ausschuß Entlastung" in kalendermäßige Form gebunden. — Wir empfehlen auch das „Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland" für 1931 (Riga, G. Loeffler) freundlicher Beachtung im Reiche. Es ist herausgegeben von der Deutsch-Baltischen Volksgemeinschaft in Lettland und dem Verbande deutscher Vereine in Estland.

Länder und Städte

In der in jeder Weise ausgezeichneten Sammlung „Deutsche Lande, deutsche Kunst", herausgegeben von Burkhard Meier (Berlin, Deutscher Kunstverlag), liegen wiederum 5 Bände vor, die in gewohnt guter Ausstattung einer mit dem anderen um die Palme ringen. „Marienburg-Marienwerder" und „Elbing" von Karl Heinz Clasen beschrieben, „Soest" von Robert Nissen, „Münster" von Martin Wackernagel, „Rostock" von Richard Sedlmaier. Die glänzenden Aufnahmen sind alle von der Staatlichen Bildstelle besorgt.

Velhagen und Klasing gibt sehr hübsche „Bildführer durch die Alpen" heraus. Band 1 „Wetterstein", Band 2 „Ammergauer Alpen", Band 3 „Berchtesgadener Alpen", Band 4 „Karwendel", alle bearbeitet von J. J. Schätz. Sie bringen alles Wissenswerte für Wanderer, Berg-

steiger und Skifahrer und darüber hinaus sehr hübsche Aufnahmen der zu befahrenden Gebiete, in die der Weg eingezeichnet ist. Alles Wissenswerte ist in knappster Form zusammengefaßt. Die Führer sind ein gutes Erziehungsmittel, beim Wandern die Augen offenzuhalten.

Eine Wanderfahrt durch die Kulturen Siziliens gibt Franz Kuppers in seinem Buch „Sizilien" (München, F. Bruckmann), die uns ein klares und anschauliches Bild von Landschaft, Kultur, Volk und Geschichte der einzigartigen Insel vermittelt. — Ein sehr feinfühliges Fingerspitzenbuch ist das illustrierte Buch „Potsdam" von Helene Nostitz (Dresden, Wolfgang Jeß), dem Andenken Hugo v. Hofmannsthal gewidmet. Hier hat ein künstlerischer Mensch sein Erlebnis zu gestalten verstanden.

* * *

Von dem großen Werke des Reichs-Archivs „Der Weltkrieg 1914—1918" liegt nach einer längeren Pause ein neuer Band, der 7., abgeschlossen vor. „Die Operationen des Jahres 1915", umfassend die Ereignisse im Winter und Frühjahr (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Heute muß dieser Hinweis genügen, auf das Gesamtwerk wird man in größerem Zusammenhang zurückkommen müssen.

* * *

Wohin? Ein Ratgeber zur Berufswahl der Abiturienten. Herausgeg. vom Deutschen Studentenwerk, 2. erweiterte Ausgabe. Berlin 1930, Verlag W. de Gruyter.

Ostern werden wieder über 25 000 Abiturienten die höhere Schule verlassen und ratlos vor der Frage stehen: „Wohin?" Überall dichte Überfüllung und Aussichtslosigkeit, so daß sich viel zu viele einfach den Hochschulen zuwenden, um die Entscheidung zunächst aufzuschieben. Da wird vielen dieser Ratgeber für die Berufswahl von allergrößtem Wert sein. Er sagt Grundsätzliches zu dieser Frage und gibt Auskunft über Berufsaussichten und Bildungsgang der für die Abiturienten in Betracht kommenden Berufe mit und ohne Studium. Auch die Frauenberufe sind ausführlich berücksichtigt. Bei dem billigen Preise von nur 2 RM. ist die Anschaffung jedem Abiturienten möglich.

Gdt. G.

Horrabin, Grundriß der Wirtschaftsgeographie. Verlag für Literatur und Politik.

Der Verfasser, ein bekannter englischer Kommunist, gibt hier einen Überblick über die Erdkunde in ihrem Verhältnis zu Geschichte und Wirtschaft, dessen Wert freilich dadurch beeinträchtigt wird, daß er nach seinen eigenen Worten „aus der großen Masse des geographischen Materials diejenigen Tatsachen auswählt, die vom Standpunkte der Arbeiterklasse von größerer Bedeutung sind als andere", und diese bolschewistische Tendenz verwirrt natürlich das Bild bis zu einem gewissen Grade, aber da die Augen des Hasses scharf sehen, ist dem Verfasser jene eigentümliche, über den Dingen stehende Hellsichtigkeit eigen, durch die sich die Bolschewisten bei der Beurteilung europäischer Verhältnisse auszeichnen. In Deutschland wird man mit besonderem Interesse und nicht ohne Erschütterung das Kapitel über die Weltwirtschaftsmächte lesen, deren es nach dem Verfasser fünf gibt: Amerika, das britische Weltreich, der ferne Osten, Rußland, Frankreich. Deutschland wird als ein relativ unwichtiges Glied in der französischen Machtgruppe bezeichnet. Wir können aus dem Büchlein manches lernen und man sollte es lesen, trotz seiner Tendenz.

Stegemann.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr J. W. Reichert, Berlin. — Hans Reiser, Berlin. — Peter Jerusalem, München. — Dr Max Hildebert Boehm, Berlin. — Albrecht Schaeffer, Neubeuern am Inn. — Dr H. W. Keim, Düsseldorf. — Jakob Wassermann, Altaussee, Steiermark. — Dr Paul Fechter, Berlin. — Professor Dr Karl Haushofer, München. — Dr Werner Wirths, Berlin. — Werner Bergengruen, Berlin. — Dr Paul Wentzcke, Düsseldorf. — Professor Dr Albert Dietrich, Cottbus. — Dr Gerhardt Giese, Rostock.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Liste der Buchhandlungen, in denen die „Deutsche Rundschau" stets vorrätig ist

Aachen	J. A. Mayersche Bh.
Allenstein	Gräfe & Unzer
Altenburg	Theodor Körner
Altona	Herm. Lorentzen
Augsburg	Robert Reuß
Barmen	Ferd. Schöningh
Basel	Henning Oppermann
Berlin C 19	Augustin & Müller
„ -Dahlem	E. Walk
„ -Grunewald	F. A. Collignon
„ NW 7	S. Calvary & Co.
„ „	Arthur Collignon
„ „	Nicolaische Bh.
„ -Schöneberg	F. Matalon
„ -Siemensstadt	Buchst. Siemensstadt
„ W 8	A. Asher & Co.
„ „	Karl Buchholz
„ „	Gsellius-Bh.
„ „	W. Weber G. m. b. H.
„ W 10	Schneider & Amelang
„ W 30	Herbert Witting
„ W 50	Gutenberg-Bh.
„ „	Stuhrsche Bh.
Beuthen	Oscar Waeldner's Bh.
Blaubeuern	Mangoldsche Bh.
Böhm.-Leipa	Jos. Hentschel
Bonn	Friedrich Cohen
„	Gilde-Buchh.
Bremen	Hanseatische Buchh.
Breslau	J. Max & Co.
„	Ostdeutsche Bh.
Budapest	Ferd. Pfeiffer
Buenos Aires	Gmo. van Woerden
Bukarest	J. G. Hertz
Cannstadt	G. Ad. Stehns Bh.
Charlottenburg	Amelangsche Bh.
„	Hugo Jacobeit
„	Oskar Alling
„	Ernst Wasmuth
Chemnitz	C. Brunnersche Bh.
Coburg	Hugo Bonsack
„	Albert Seitz
Danzig	Rahnsche Bh.
Darmstadt	A. Bergstraesser
„	H. L. Schlapp
Dessau	G. Giesemann
Donaueschingen	Otto Mory's Hofbh.
Dortmund	Evang. Buchh.
„	C. L. Krüger
Dresden	Arthur Delling
„	C. Höckner
„	Holze & Pahl
„	Moritz Rätze
„	Otto Thurm
„	Zahn & Jaensch
Duisburg	Baedekersche Bh.
Düsseldorf	Ernst Ohle
„	Schmitz & Olbertz
„	Hans Trojanski
„	W. Wörmbcke
Elberfeld	B. Hartmann
Elbing	J. Domnowski
Elsterwerda	Adolf Noack
Erfurt	Karl Villaret
Essen a. d. Ruhr	Rudolf Richter
„	Otto Schmemann
„	Bücherstube Severin
Flensburg	Aug. Westphalen
Frankfurt a. M.	Dom-Buchh.
„	Alfred Neumann
„	Karl Scheller
„	Jul. Vaternahm
Frankfurt a. d. O.	G. Harnecker & Co.
Freiburg i. Br.	Freiburger Bücherstube
„	C. Troemers Un.-Bh.
„	Fr. Wagners Un.-Bh.
Friedberg	C. Scriba's Bh.
St. Gallen	Fehrsche Bh.
Gera	Kanitzsche Bh.
Gleiwitz	R. Schirdewahn
Göppingen	Erwin Herwig
Gotha	Evang. Bh. P. Ott
„	Richard Wöpke
Göttingen	Deuerlichsche Bh.
Graz	Leuschner & Lubensky
„	Franz Pechel
Greiz	Hermann Bredt
Haag	Martinus Nijhoff
Hagen	Carl Stracke
Halberstadt	Otto Dausien
„	J. Langer
Halle a. S.	Lippertsche Bh.
„	Buchh. d. Waisenhauses
Hamborn	Hugo Klein
Hamburg	Conrad Behre
„	C. Boysen
„	Bücherborn G. m. b. H.
„	Henschel & Müller
„	Kurt Saucke & Co.
„	Weitbrecht & Marissal
Hanau	Fr. Königs Hofbh.
Hannover	Sachse & Heinzelmann
„	Zeitschriften-Zentrale
Heidelberg	Bangel & Schmidt
„	C. Winter
Helsingfors	Akademiska Bh.
Hildesheim	Gerstenbergsche Bh.
Innsbruck	C. Blumau
Jena	Fromannsche Bh.
„	Rassmannsche Bh.

Weitere Listen folgen!

Liste der Buchhandlungen, in denen die „Deutsche Rundschau“ stets vorrätig ist

Kaiserslautern	Bh. des evang. Vereins
Karlsruhe	Braunsche Bh.
"	E. Kundt
"	Metzlersche Bh.
"	Müller & Gräff
Kassel	Wilhelm Schmidt
Kiel	Walter G. Mühlau
Köln	Herdersche Bh.
"	Paul Neubner
"	Ludwig Röhrscheid
Königsberg	Ferd. Beyers Bh.
"	Gräfe & Unzer
Kopenhagen	C. A. Reitzels Bh.
Kottbus	A. Nitzschke
Leipzig	Lühe & Co.
Libau	C. Th. Reichard
Liegnitz	Reisnersche Bh.
London	Dawson & Sons
"	Richard Jäschke
"	David Nutt
Ludwigshafen	Bahnhofsbh. Fr. Bender
"	Aug. Lauterborn
Lüttich	Ch. Béranger
Luzern	Eugen Haag
Mailand	Sperling, Kupfer A.-G.
Mainz	Victor v. Zabern
Magdeburg	Carl E. Klotz
Marburg a. d. L.	N. G. Elwert
"	Moritz Spieß
Memel	Robert Schmidt
Metz	Paul Even
München	A. Ackermann
"	Th. Ackermann
"	Josef A. Finsterlin
"	Max Hueber
"	Fritz Lehmkuhl
"	Lindauersche Un.-Bh.
"	Theodor Riedel's Bh.
"	Riegersche Bh.
Münster	Franz Coppenrath
Nancy	Victor Berger
New York	E. Steiger & Co.
Neapel	Libreria Minerva
Nürnberg	W. Ebel & Co.
"	M. Edelmann
Oberhausen	Fritz Lafeld
Oberursel	Louis Staudts Bh.
Bad Oeynhausen	Fritz Scherer
Offenbach	Kreß & Wolters
Oldenburg	Edo Dieckmann
Osnabrück	G. E. Lückerdt
Oxford	B. H. Blackwell
"	Parker & Son
Paderborn	J. Esser
Palermo	Libreria Reber
Paris	C. Klincksieck
"	Maison Arthaud
Pforzheim	Otto Riecker
Plauen	Christian Stoll
Potsdam	Max Jaeckel
Prag	J. G. Calvé
Regensburg	W. Wunderling
Reichenberg/C.S.R.	P. Sollor's Nachf.
Reval	F. Wassermann
Rheine	A. Riecke
Riga	E. Bruhns
"	N. Kadner
Rom	M. Minghetti
"	Modernissima
Rudolfstadt	Otto Mark
Saarbrücken	Gebr. Hofer
Schleswig	Julius Bergas
Schneidemühl	Comenius-Bh.
Sigmaringen	C. Liehners Hofbh.
Solingen	Louis Bäcker
Speyer	D. A. Koch
Stettin	Léon Sauniers Bh.
Stockholm	C. E. Fritzes kgl. Hofbh.
"	Wennegrens Bh.
Straßburg	S. Noirel
Stolp	Oskar Eulitz
Stuttgart	Paul Neff
"	J. F. Steinkopf
"	J. Weises Hofbh.
"	Herm. Wildt
"	Konrad Wittwer
Tangermünde	Karl Doelle
Tokyo	Sanserdo & Co.
Trier	Heinr. Stephanus
Tübingen	Osiandersche Bh.
"	Erwin Wisst
Ulm	Wohlersche Bh.
Villach	Hans Heuß
Wanne a. d. Eickel	J. Quarz
Warschau	Gebethner & Wolff
Weimar	Wilh. Hoffmann
Wien	Wilhelm Frick
"	Gerold & Co.
"	Herm. Goldschmidt
"	Manzsche Un.-Bh.
"	H. Martin
Wiesbaden	Moritz & Münzel
Wolfenbüttel	A. Stichenoth
Worms	Kräutersche Bh.
Würzburg	J. Kellners Bh.
Zürich	Beer & Co.
"	Schultheis & Co.
Zwickau	Hugo Kretzschmar

Weitere Listen folgen!

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

57. Jahrgang März 1931

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Inhalts-Verzeichnis

Deutsche Rundschau im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.
Preis pro Heft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5,50, Jahresbezug RM. 21,–, und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.
Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin W 30, Geisbergstr. 43, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.
Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse V 2, Berlin W 30, Bayerischer Platz 5.
Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 59501, Leipzig Nr. 4531. Fernsprecher: B 5 Barbarossa 5066

Die deutsche Wirtschaft unter dem Youngplan*)

Gibt es eine wirtschaftliche Lösung des Youngplanes?

Von

Hjalmar Schacht

Alle Sachverständigen, die sich privat oder offiziell mit der Lösung des Reparationsproblems beschäftigt haben, also auch die Mitglieder des Dawes- und des Youngkomitees, sind stets von einer leitenden Grundidee ausgegangen: die Reparationen müssen von Deutschland erwirtschaftet und ohne Störung seiner sozialen Struktur sowie seiner Währung und Wirtschaft geleistet werden.

Der große Erfolg, den, weltwirtschaftlich und weltpolitisch gesehen, der Londoner Pakt von 1924 brachte, lag in der Abkehr der Reparationspolitik von der bloßen Gewalt in die Sphäre der wirtschaftlichen Vernunft. Bis einschließlich der Ruhrinvasion hatten die Alliierten versucht, mit Gewalt aus Deutschland herauszupressen, was nur herauszupressen war. In der Ruhrinvasion überschlug sich dieses Prinzip und erlitt völligen Schiffbruch, freilich nicht, ohne die Welt bis dahin in dauernder Unruhe, Mißtrauen und Ungewißheit gehalten zu haben. Daß nach der Annahme des Dawesplanes durch den Londoner Pakt eine allgemeine Ära des Vertrauens wiederkehrte, daß insbesondere die deutschen Kreditverhältnisse von den ausländischen Banken und dem privaten Publikum wieder günstig angesehen wurden, war eine Folge der Tatsache, daß der Dawesplan das Prinzip aufstellte: Reparationen können und dürfen nur aus

*) Siehe auch „Deutsche Rundschau", Januar 1931: Max Haller „Deutschland als Rohstoffe verarbeitendes Land und der Youngplan", sowie Februar 1931: J. W. Reichert „Die Rohstoffkrise in der Welt".

einem Überschuß der deutschen Arbeitsleistung ohne Gefährdung des deutschen Lebensstandards und ohne Gefährdung seiner Währung und seiner Wirtschaft geleistet werden.

Es muß auch dem Laien auffällig sein, wie ganz anders die Atmosphäre nach der Annahme des Youngplanes durch das Haager Schlußprotokoll sich gestaltet hat. Von allgemeinem Vertrauen ist gar keine Rede mehr, die Kreditverhältnisse Deutschlands werden heute viel ungünstiger beurteilt als vor 7 Jahren. Die sogenannte Younganleihe stellt den katastrophalsten Mißerfolg dar, den wohl je eine Anleihe gehabt hat. Aber noch niemand ist da, der ausspricht, daß diese grundsätzliche Änderung der Vertrauensatmosphäre darauf zurückzuführen ist, daß man im Haager Protokoll jene grundlegenden wirtschaftlichen Linien wieder verlassen hat, die das Daweskomitee mit so großem Erfolg inauguriert hatte und die das Youngkomitee — freilich schon unter größten politischen Schwierigkeiten — festzuhalten schließlich doch erfolgreich bemüht gewesen war. Die Einfügung der Sanktionsklausel in das Haager Protokoll warf die ganze wirtschaftliche Gedankenrichtung des Dawes- und Youngplanes wieder über den Haufen. Die völlige Verständnislosigkeit, die sie dieser politischen Zumutung gegenüber bewies, zeigt, daß die deutsche Delegation im Haag in keiner Weise begriffen hatte, worum es eigentlich bei der seinerzeit von Hughes in der bekannten New Havener Rede inaugurierten und bis zur ersten Haager Konferenz festgehaltenen reparationspolitischen Linie ging. Die reparationspolitische Arbeit fast eines Jahrzehntes war mit einem leichtfertigen Federstrich zerstört.

Ich gebrauche das Wort „leichtfertig" mit einer gewissen Absicht. Denn es ist auffällig, wie eine Reihe von Materialien und Unterlagen, die sicherlich geeignet gewesen wären, die öffentliche Diskussion über diese Zusammenhänge so zu klären, daß auch weitere deutsche Kreise die Zusammenhänge verstanden hätten, der Öffentlichkeit vorenthalten worden sind. Es gilt dies in erster Linie von dem Wortlaut des Memorandums, welches die deutsche Gruppe auf der Pariser Sachverständigenkonferenz von 1929 als Lösungsvorschlag für das Reparationsproblem vorgelegt hatte. Es sind zwar eine ganze Reihe von unvollständigen Inhaltsangaben in der deutschen Presse erschienen, aber niemals der volle Wortlaut. Und ein Gleiches gilt von dem für die Beurteilung der Haager Schlußkonferenz grundlegenden Briefwechsel, der sich mit der Beteiligung der amerikanischen und der deutschen Bankgruppe an der Internationalen Bank befaßte. Ich habe mich

deshalb veranlaßt gesehen, in meinem soeben bei Gerhard Stalling, Oldenburg, erschienenen Buche „Das Ende der Reparationen" neben anderen Unterlagen auch diese bekannt zu geben.

Wenn schon heute, ein Jahr nach Abschluß der Haager Konferenz, alle Welt von der Undurchführbarkeit der Reparationsverpflichtungen überzeugt ist, so wird man aus dem Studium des erwähnten Lösungsvorschlages der deutschen Gruppe in Paris ersehen, wie folgerichtig darin die ursprüngliche Linie zur Lösung bzw. Überwindung des Reparationsproblems eingehalten worden ist. Um so mehr wird man es bedauern, daß dieser Lösungsvorschlag der deutschen Sachverständigen von der Presse der deutschen Regierung nicht nur keine Unterstützung erfuhr, sondern im Gegenteil noch diskreditiert wurde.

Der deutsche Lösungsvorschlag akzeptierte grundsätzlich, daß Deutschland die sogenannten Reparationsansprüche bis zu einer vernünftigen Grenze der deutschen Leistungsfähigkeit erfüllen sollte. Für die Bemessung der deutschen Leistungsfähigkeit greift das Memorandum zurück auf die Grundsätze, die der amerikanische Staatssekretär Mellon seinerzeit für die Schuldenverhandlungen mit den Alliierten aufgestellt hatte. Diese Grundsätze hatte Mellon dahin formuliert, daß das Einkommen und der Lebensstandard des Schuldnervolkes berücksichtigt werden müsse, und daß das Bestehen auf einem Abkommen, das die Zahlungsfähigkeit eines Landes übersteige, dieses Land berechtigen würde, jenes Abkommen zu verweigern. Was hier für die alliierten Schuldner gegenüber Amerika als geltende Rechtsgrundlage von Mellon offiziell formuliert und von der parlamentarischen Vertretung des amerikanischen Volkes gebilligt wurde, würde einer deutschen aktiven Reparationspolitik, so sollte man meinen, eine wirksame Handhabe bieten. Im weiteren stützte sich das deutsche Memorandum auf die Feststellungen des Dawesplanes, wonach Reparationszahlungen nur aus einem Überschuß der Arbeitsleistung aufgebracht und nur durch einen Exportüberschuß der Zahlungsbilanz finanziert werden können. Eine Zahlung aus Anleihen könne nur ganz vorübergehend erfolgen, weil sie die wirkliche Lösung des Problems nur hinausschieben könne.

Was nun die deutsche Leistungsfähigkeit anlangte, so gab das Memorandum eine knappe Darstellung der derzeitigen trostlosen deutschen Wirtschaftsstruktur und verwies in erster Linie darauf, daß durch die Entscheidungen der Friedensverträge Deutschlands landwirtschaftliche Erzeugung in einem Umfange ge-

schwächt worden sei, der unter allen Umständen wieder wettgemacht werden müsse. Die deutsche Lebensmittelversorgung sei in einem Maße vom Auslande abhängig geworden, das unmöglich zu ertragen sei und einer Reparationslösung infolge der zur Zeit notwendigen Lebensmittelimporte entgegenwirke.

Der zweite Grundgedanke des deutschen Lösungsvorschlages war die Wiederherstellung einer eignen Rohstoffbasis in wenigstens einem gewissen Umfange, nachdem Deutschland seiner Kolonien und damit der in den Kolonien in kräftigem Aufblühen begriffenen Rohstofferzeugung beraubt worden sei. Man erinnert sich, daß gerade gegenüber diesem, wie man meinen sollte, für die deutsche Industriearbeiterschaft entscheidend lebenswichtigen Punkte die sozialdemokratische Propaganda sinnloserweise einsetzte. Nicht einmal die Tatsache, daß beispielsweise die belgische Sozialdemokratie sich an der kolonialen Erschließung des Kongo ganz aktiv beteiligt, kann die deutschen sozialdemokratischen Kolonialtheoretiker eines Besseren belehren.

Der dritte Leitgedanke endlich war der in unzähligen volkswirtschaftlichen Arbeiten über das Reparationsproblem immer wieder zum Ausdruck gebrachte Satz, daß Deutschland nur aus einer Steigerung seines Exportüberschusses Reparationen zahlen könne. Die deutsche Reparationsleistung müsse deshalb in einer gewissen Proportion stehen zu dem Umfange, in dem die Weltmärkte sich dem deutschen Handel öffnen würden. Keine neue Weisheit, sondern eine pure Selbstverständlichkeit.

Statt auf alle diese Gedankengänge einzugehen, brachten es die politischen Einflüsse auf der Pariser Konferenz fertig, sämtliche ökonomischen Erwägungen mit einer Handbewegung beiseite zu schieben und eine Zahlenreihe aufzustellen für Deutschlands Verpflichtungen, die den politischen alliierten Mächten Genüge bot. Kein Jahr ist verflossen, seit der Ratifizierung des Haager Protokolls, und schon taucht das Problem wieder auf. Wir stehen in kürzester Frist, und viel eher, als es den Politikern lieb ist, vor seiner Neuerörterung. Da ist es von größter Wichtigkeit, festzustellen, daß der Youngplan trotz aller politischen Beeinflussung doch die ökonomischen Voraussetzungen und Vorbedingungen für die Reparationszahlungen genügend eindeutig formuliert hat, um darauf eine Neuerörterung basieren zu können. Ja, stärker als der Dawesplan, betont der Youngplan, daß die Steigerung der deutschen Zahlungsfähigkeit nicht ohne die aktive Unterstützung der übrigen

Mächte eintreten kann, und legt diesen Mächten deshalb die Verpflichtung auf, für eine ökonomische Lösung des Reparationsproblems einzutreten.

Die große Frage, die sich damit jetzt für die alliierten Mächte ergibt, ist die, ob sie diese Erhöhung der deutschen Zahlungsfähigkeit mit herbeiführen helfen und durch Öffnung und Finanzierung der Märkte die Kaufkraft für deutsche Waren steigern wollen. Wollen sie das nicht, so liegt nur die andere Lösung vor, auf Reparationsleistungen zu verzichten.

Der Youngplan hat sich nicht begnügt mit dieser bloßen Gegenüberstellung, sondern er hat in der Bank für internationalen Zahlungsausgleich eines der Mittel angegeben, um zur Lösung des Problems im positiven Sinne beizutragen. Die Aufschließung und Finanzierung neuer Märkte durch gemeinschaftliche internationale Arbeit einschließlich Deutschlands erkannten die Youngsachverständigen einstimmig als ein wirksames Mittel, um Deutschlands Export zu Hilfe zu kommen.

Fragt man sich, was die Internationale Bank bisher in dieser Richtung getan hat, was sie auch nur eingeleitet hat, um diesen Zielen gerecht zu werden, so wartet man vergebens auf eine Antwort. Auch dort findet man kein Verständnis für die wirklich großen Aufgaben, die der Youngplan der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit gestellt hat. Es ist der Internationalen Bank gegangen wie Herrn Tardieu im Haag, der glaubte, sich über die wirtschaftlichen Voraussetzungen des Youngplanes hinwegsetzen zu können. Tardieu glaubte, besondere politische Tüchtigkeit zu zeigen, wenn er sich eine Reihe politischer Rechte ausbedang. Es ist das schicksalschwere Verschulden der deutschen Delegation im Haag gewesen, daß sie dieser Tendenz nachgegeben hat. Die wirtschaftliche Lösung des Reparationsproblems ist damit wieder einmal vorerst begraben worden. Aber sie wird noch einmal auferstehen und entweder zum wirklichen Frieden führen oder für immer das Zeitliche gesegnet haben.

Vom Sinn einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung

Von

Harold Steinacker

Es gibt deutsche Professoren, die glauben: Geschichtsauffassung sei ursprünglich und vornehmlich eine Sache der Wissenschaft. Das ist sie nicht, letzten Endes ist Geschichtsauffassung eine Sache des Volkes. — Wir Forscher bringen den Stoff herbei, wir formen ihn kritisch und schauen ihn zu immer neuen Gesichten zusammen. Wir kämpfen untereinander um diese neue Sicht. Aber die Entscheidung liegt bei der Nation. Sie verwirft oder nimmt an. Denn in ihr lebt als grundhafter Teil ihres Bewußtseins ein Nachklang von der vielstimmigen Melodie der eigenen Vergangenheit. „Was dem individuo das Gedächtnis, das ist dem Volke seine Geschichte" (Schopenhauer). Oder sagen wir lieber: das sollte seine Geschichte dem Volke immer sein. Denn nicht gleich aufmerksam lauschen die Geschlechter eines Volkes der Stimme der Vergangenheit, wie sie laut wird im Munde seiner großen Historiker. Nehmen wir etwa den Widerhall, den ein Ranke und den ein Treitschke fand. Wieviel tiefer als Treitschke hat doch Ranke die Persönlichkeit der Staaten und Völker in ihrem Weltzusammenhang erfaßt, und die Natur des historischen Prozesses als Entfaltung von Blut und Boden, von Idee und Macht, von Individuum und Gemeinschaft verstehen gelehrt! Und doch, wieviel stärker war Treitschkes Einfluß auf die Masse der gebildeten Deutschen seiner Zeit. Das macht, der Nation ist die Geschichte in erster Linie nicht ein Stück Wissen, Erkenntnis um der Erkenntnis willen, sondern ein Ausdruck ihres Lebensgefühls, vor allem: ein Stück Willen.

Gesamthaltung der Nation und Geschichtswissenschaft

Wie sollten Treitschkes Schriften die Generation von 1871 nicht mitreißen? Wehte ihr doch aus ihnen der heiße Atem der eigenen Kämpfe um die deutsche Einheit entgegen. Was sie gewollt und was sie erreicht, hier schien es geformt als notwendiges und heilsames Schicksal der Nation. Aber mit den 90 er Jahren beginnt eine Generation, die schon im neuen Reich geboren war, die nicht mehr aus eigenem Erlebnis wußte, wieviel Schweiß der Reichsbau gekostet. Sie lebte gegenwartsfroh, als wäre es immer so gewesen, als müßte es immer so bleiben. Deutschland war „saturiert".

Nicht wenig wurde in dieser Zeit geleistet und erreicht. Deutschland schaltete sich in die entstehende Weltwirtschaft ein, nahm in letzter Stunde noch bescheidenen Anteil

an der kolonialen Verteilung der Welt — es schuf sich eine Flotte und gewann so Seemacht, die nach Rankes weisem Wort die Hälfte aller Macht ist. Das Volk wurde wohlhabend, wurde reich. Und der größte Reichtum waren die deutschen Kinder, die damals geboren wurden: Clemenceaus vingt millions de trop. Die lebendige Substanz der Nation wuchs, und die bleibt immer die stärkste Bürgschaft der Zukunft. Daran zu erinnern ist Sache der Historie, zu deren schönsten Rechten und Pflichten die — Dankbarkeit gehört.

Aber diese Errungenschaften hatten ihren Schwerpunkt meist im Wirtschaftlichen und lösten schwere soziale Spannungen aus. Vor allem waren sie Sache einzelner Schichten und Kreise, und deren Ziele widersprachen sich. Dem Obrigkeitsstaate blieb es überlassen, ob und wie er das alles zu einem Gesamtwillen zusammenfaßte. Ein wirklich großes Ziel, das alle Schichten lebendig durchwaltete oder mindestens allen Gebildeten der Nation gemeinsam am Herzen lag — nein, ein solches großes, allgemeines Ziel, eine positive Aufgabe hatte das deutsche Volk nicht mehr. Und darum konnte es auch keine volkstümliche große Geschichtsschreibung, keine neue, eigene Geschichtsauffassung haben. Am letzten deutschen Historikertag hat Kantorowicz dafür uns Historiker verantwortlich gemacht, weil wir uns in Positivismus und Kleinarbeit verloren hätten. Wie seltsam ungeschichtlich ist das doch gedacht. Schöpferische Geschichtsschau wächst organisch aus dem Gesamtleben der Nation heraus, gerade wie etwa die Kunst. Ein Zeitalter technischer Höchstleistungen und wirtschaftlichen Aufschwunges, in dem sich das Volksvermögen vervielfacht, mag vielleicht der bildenden Kunst neue Aufgaben stellen. Große Dichter wird es kaum hervorbringen oder doch nicht zu breiter Wirkung gelangen lassen.

Und ähnlich ungünstig verhielten sich die Jahrzehnte nach 1871 zur Geschichtsschreibung. Zwar, die wissenschaftliche Arbeit ging weiter. Es ist nicht ihre Schuld, daß das Geschichtsbild der Nation erstarrte und ihr geschichtliches Denken einschlief. Wir hatten doch — neben Vertretern einer alexandrinischen Stoffgelehrsamkeit — Nachfolger Rankes, die uns die Geschichte der großen Mächte vorhielten als den Spiegel, aus dem allein das wahre, das ewige Gesicht etwa Englands oder Frankreichs hervorblickt, aus dem die Dynamik des Weltmachtgefüges abzulesen ist, deren Verschiebung Deutschland zwangsläufig mitmacht. Wir hatten doch auch Forscher, preußische Forscher, die das höchst einseitige Bild der kleindeutschen politischen Historiker richtigzustellen suchten und ideengeschichtlich vertieften.

Mag sein, daß diese feinsinnige Forschung, etwas exklusiv auf den Höhen des deutschen Lebens wandelnd, zu sehr nur bei Königen und Ministern und den Fürsten des Geistes der Wendung zum Nationalstaat nachging, statt mit starkem politischem Nerv das nationale Dasein in der vollen Breite seiner wirksamen Kräfte nachzubilden. Sie hätte das vielleicht gewagt, hätte sie mit dem, was sie an Neuem brachte, mehr Echo auch außerhalb der Fachkreise gefunden. Aber das geschichtliche Denken der Schule, der Presse, des gebildeten Publikums blieb unerschütterlich auf den hergebrachten Wertungen der Droysen, Treitschke, Sybel stehen. Sie schienen gerechtfertigt, ja geheiligt durch den Erfolg der kleindeutschen Politik.

War nicht der deutsche Einheitstraum erfüllt? War nicht die Einigung Deutschlands durch Preußen das vorherbestimmte Ende der deutschen Geschichte und ihr wahrer Sinn? Es gab keine deutsche Frage mehr. Das deutsche Volk hatte im Reich seine endgültige Form gefunden. Und ebenso seinen endgültigen Platz im Kreise der Völker. Es war ja „saturiert“. Es wollte nichts mehr

von seinen Nachbarn; es verlangte von der Zukunft nichts anderes, als in friedlicher Arbeit vorwärtszukommen: verdienen und genießen. Kein sehr erhabenes Ziel. Aber jedenfalls weit entfernt von Welteroberungsplänen. Daß aber auch ein solcher friedlicher Aufschwung zum Kriege führen konnte, vielleicht mußte, das sah man nicht. Das Menetekel, das Bismarcks Gedanken und Erinnerungen an die Wand des deutschen Hauses schrieben, wurde von den wenigsten begriffen. Im Bewußtsein des eigenen Friedewillens und der eigenen Macht, im Vertrauen auf das Bündnissystem Bismarcks, das den Frieden so lange verbürgt hatte, lebte man im Glanz einer glücklichen Gegenwart ohne große Sorgen, aber auch ohne große Ziele. So fehlte denn gerade das, was ein Volk antreibt, im Spiegel der Vergangenheit die Umrisse der Zukunft zu suchen. Inmitten des Historismus aller Wissenschaften lebte in Deutschland ein ungeschichtliches Geschlecht von Gegenwartsmenschen.

Der neue politische Wille

Heute haben wir wieder beides: große Sorgen, aber auch große Aufgaben. Wir haben sie seit dem August 1914. Er fand alle Teile, alle Schichten des deutschen Volkes eines Willens. Die Niederlage hat uns wieder in Zwiespalt gestürzt, aber er geht mehr den Weg an, als das Ziel. Denn dieses ist durch das gemeinsame Schicksal gegeben, das uns alle in gleicher Weise getroffen hat. Ob in oder außerhalb des Reiches, ob Bauer, Arbeiter, Beamter, Bürger — „was immer deutsch ist und deutsch heißt in allen Erdteilen, das arbeitet heute härter und kämpft schwerer als andere Völker; es steht unter lastendem Druck, nur weil es deutsch ist.“ Und wenn es sich umsieht auf dieser Welt, so kann es Hilfe von niemandem erwarten als von sich selbst. Wollen in dieser Lage nicht alle oder doch die meisten Deutschen eigentlich dasselbe? Erstens Gleichheit des Deutschtums mit den anderen Völkern. Zweitens Freiheit von der Fremdherrschaft, die schwerer lastet als 1813, weil wir unter dem Schein der Unabhängigkeit in der Schuldknechtschaft der unpersönlichsten Macht, des fremden Finanzkapitals, stehen, samt Kindern und Kindeskindern. Drittens: Selbstbestimmung für unsere zu fremden Staaten gehörigen Grenzlande und Minderheiten und für das wider seinen Willen abgetrennte Österreich.

Und fließt nicht dies alles zusammen zu dem einen großen Ziel einer neuen, größeren deutschen Einheit in der weitesten äußeren Ausdehnung und der engsten inneren Verbundenheit, die eben erreichbar sind? Mit den Worten „innere Verbundenheit“ ist gemeint der Ausgleich der sozialen Gegensätze im Rahmen der Volksgemeinschaft. Denn was hülfe uns die politische Freiheit und Einheit ohne eine soziale Einheitsgesinnung unseres Volkes? Und wenn ich eingangs das Wesen und Werden der Geschichtsauffassung eines Volkes richtig bestimmt habe als den Ausfluß und Ausdruck der jeweiligen Gesamthaltung der Nation in ihrem politischen und geistigen Dasein — dann ist die Frage nach der Möglichkeit, nach der Notwendigkeit einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung bereits beantwortet. Denn der eben festgestellte Wille zu einer neuen, größeren Einheit des Deutschtums muß auch eine neue Auffassung der deutschen Geschichte bringen; eine Auffassung, die ebenso den Gegenwartswillen unseres Volkes ausdrückt, als den Weg bereitet zu einer zukünftigen, nunmehr hoffentlich endgültigen deutschen Lebensform. Mit dieser Feststellung ist indessen nur der leichtere, der an der Oberfläche liegende Teil der Aufgabe, die ich mir gestellt, gelöst. Noch habe ich zu zeigen, warum wir bisher

diese gesamtdeutsche Geschichtsauffassung entbehrt haben — dann, was denn der Kern jenes Gegenwartsgefühls und Zukunftswillens ist, aus dem sie hervorbrechen soll — endlich, soweit es der verfügbare Raum erlaubt, wie sich schon heute an ein paar entscheidenden Punkten die ersten Umrisse dieses kommenden Geschichtsbildes abzeichnen.

Das Fehlen eines einheitlichen Geschichtsbildes

Am leichtesten ist die erste Frage zu beantworten: warum unser Volk zu einem einheitlichen Geschichtsbild, wie es etwa die Franzosen besitzen, bisher nicht gelangt ist? Bei den Franzosen war mit der gewaltsamen Ein- und Unterordnung des Südens die politische und allmählich auch die geistige Einheit des Volkes möglich geworden. Die innere Einheit Frankreichs als Verkehrsgebiet hat das befördert; Volk, Staat und Raum decken sich nahezu vollkommen. Bei uns Deutschen waren immer die Teile stärker als das Ganze; die partikularen Mächte stärker als die Zentralgewalt. Nicht von einem Mittelpunkt aus ist diese Zersplitterung überwunden worden, sondern von verschiedenen dynastischen Zentren aus durch die Einzelstaaten Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden usw. Und da der geschichtliche Blick seine Richtung nun einmal vom staatlichen Dasein und dem politischen Willen empfängt, so haben wir es als einziges unter den großen Völkern zu keinem gemeinsamen einheitlichen Geschichtsbewußtsein gebracht, sondern nur zu widerstreitenden sonderstaatlichen Geschichtsauffassungen. „Wir sehen nicht mit freiem deutschen Auge in unsere Vergangenheit, sondern mit österreichischen, preußischen, bayrischen, welfischen und anderen Brillen. Und diese Staatsbrillen sind obendrein noch manchmal konfessionell gefärbt."

Auch das Bismarckreich konnte uns eine wirklich gesamtdeutsche Geschichtsauffassung nicht bringen. Einmal war es ein Bundesstaat, in dessen Gliedern das alte dynastisch-sonderstaatliche Lebensgefühl nicht abstarb. Und zum anderen umfaßte es nicht den ganzen deutschen Volksboden. Wie der Staat nun einmal ist, suchte er auch hier die Geschichte zu beherrschen. Das Reich galt als „der" deutsche Nationalstaat. „Nicht die Nation bestimmte den Umfang des Staates, sondern der Staat den Umfang der Nation. Reichsdeutsch und deutsch begannen gleichbedeutend zu werden." Im Auslanddeutschen sah man mehr den Bürger eines fremden oder auch verbündeten Staates als den Volksgenossen.

Namentlich dem österreichischen Deutschtum gegenüber verengerte sich das geschichtliche Bewußtsein im Reich mehr und mehr. Hier haben wir ein klassisches Beispiel für das, was ich die „Verstaatlichung der Geschichte" nennen möchte. Im alten Reich hatten Preußen und Österreich eine vornehmlich dynastische Politik betrieben, aus deren Zusammenprall auf beiden Seiten gutgläubig ein feindlich gesehenes Bild des Gegners erwuchs. Die alten Vorwürfe gingen ein in den neuen Gegensatz des 19. Jahrhunderts. Im Kampf um die Vorherrschaft galt es, den Anspruch auf die Führung Deutschlands auch mit geschichtlichen Gründen zu rechtfertigen. Auf beiden Seiten ist damals durch Einseitigkeit gesündigt worden. Aber die antipreußischen Geschichtsdarstellungen jener Zeit waren bald verschollen. Die preußischen dagegen wirkten im Denken des kleindeutschen Reiches lange nach — ich meine etwa die Urteile Treitschkes; nach ihm hatte das deutsche Volk von Habsburg nur Schaden erfahren; Österreich war durch seine Ausdehnung auf nichtdeutsche Länder aus Deutschland herausgewachsen, noch mehr durch die Gegenreformation,

die es vom Geist der Nation schied; nur durch Abstoßung dieses Fremdkörpers konnte Deutschland gesunden.

Das alles war im Zorn des Kampfes gesagt, aus der Überzeugung eines Herzens voll leidenschaftlicher Liebe für das deutsche Volk. Wir Österreicher verstehen das aus seiner Zeit, und unser Groll gilt nicht dem großen Historiker. Wohl aber seinen gedankenlosen Nachbetern.

Der Kampf zwischen Preußen und Österreich, der ausgetragen werden mußte, weil zwei Hände ein Szepter nicht führen können, ist längst vorbei. Über 30 Jahre waren die alten Gegner danach verbündet, hat Österreich slawische Gegenkräfte zugunsten der Stellung des Deutschtums in Mitteleuropa gebunden, Kräfte, auf deren Freiwerden heute Deutschlands Schwäche und die Gefahr für seinen Osten mit beruht. In einem aussichtslosen, aber nicht ruhmlosen Kampf ist Österreich und sein Deutschtum an den zwangsläufigen Folgen von 1866 zugrunde gegangen. Und dennoch kann man heute noch immer hören, daß Deutschland durch Österreich in den Krieg geraten und ihn an Österreich verloren habe, kann man bei Erzählungen aus dem Krieg von „den Österreichern" sprechen hören, als wäre dies eine einheitliche Nation wie etwa die deutsche. Mit der Gegenfrage, ob es sich denn jeweils um Deutsche oder um Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen, Slovenen, Kroaten, Serben, Italiener oder Magyaren gehandelt habe, kann man unter Umständen noch heute Erstaunen hervorrufen. So stark tritt für eine ganz auf den Staat gedrillte Denkweise das Volkliche zurück. Ich bin auf dies Beispiel eingegangen, um einer ganz allgemeinen Folgerung willen. Jede Geschichtsauffassung, die im Gemeinschaftsgefühl eines *Teiles* der Nation wurzelt — sei es ein staatlich oder ein *konfessionell* begrenzter Teil — *verewigt Gegensätze innerhalb der Nation.* Nur eine *gesamtdeutsche* Auffassung, welche das *ganze* Deutschtum, wo immer es wohnt, als Schicksalsgemeinschaft faßt, wie sie uns im Krieg zu Bewußtsein kam, wie sie unbewußt von jeher bestand, kommt über diese Gegensätze hinweg und kann *allen* Teilen der Nation gerecht werden.

Volk und Staat

Es ist kein Zufall, daß man heute über eine solche gesamtdeutsche Geschichtsauffassung im Reich häufig Österreicher zu hören begehrt; daß etwa am Salzburger Philologentag, am Grazer Historikertag diese schöne Aufgabe österreichischen Historikern zufiel. Wir stehen ihr näher, weil wir vom Bann der rein staatlichen Geschichtsauffassung früher frei geworden sind. Nicht als ob uns die Liebe und Pietät für das alte Österreich fehlte! Ich habe mich — schon als Deutscher aus Ungarn — immer zu ihm bekannt und tue das auch heute. Aber wir haben an uns selbst die tiefe Spannung zwischen Staat und Volk erlebt, haben lange schon das erlebt, was so viele Grenzdeutsche erst jetzt erleben: *daß Volk vor Staat geht.* So finden wir leichter von der staatlichen zur rein volklichen Geschichtsauffassung, für welche sich — wenn ich meine Grazer Formulierung wiederholen darf — das Volkstum zum Staat verhält, wie das Ganze zu einer seiner Seiten, wie Inhalt zur Form, wie Wachstum zum Machen, wie das Unvergängliche zum Vergänglichen, wie der Zweck zum Mittel. Freilich, der Staat bleibt für das Volk oberstes Mittel, und so hat die Staatsgesinnung, wie sie in den deutschen Einzelstaaten, namentlich in Preußen, ausgebildet und gepflegt wurde, ihren guten Sinn gehabt,

und soll in dem erhofften künftigen Staat des zusammenhängend besiedelten deutschen Volksbodens neben dem starken Gefühl für deutsches Volkstum wieder zu ihrem Rechte kommen, wie bei anderen großen Völkern auch. Aber bis dahin muß in Politik und Geschichte der Volkstumsgedanke die Führung haben; für die Zeiten des Überganges brauchen wir eine volklich, eine gesamtdeutsch eingestellte Geschichtsauffassung. Sie allein — und damit komme ich auf die zweite der aufgeworfenen Fragen — entspricht den Gegenwartsaufgaben und dem Zukunftswillen des Deutschtums, der eben nicht nur auf den Staat geht, sondern mehr auf das Volk, das ganze Volk.

Aber da erhebt sich ein letztes Bedenken: ist dieser Wille auf dem richtigen Weg? Kommt nicht Politik von Polis? Werden nicht doch die Staaten als letzte Macht- und Willensträger immer die entscheidenden Gestalter der Zukunft bleiben? So werden heute noch viele Deutsche denken; besonders vielleicht die verantwortlich Handelnden, die es praktisch von heute auf morgen stets nur mit staatlichen Kräften zu tun haben. Und manchen mag die Sorge anwandeln, ob die gefühlsmäßige Einstellung auf das Volkstum nicht die Kraft staatlichen Wollens bei uns lähmen oder doch erweichen könnte. Muß darum bei letzten Entscheidungen nicht das staatlich geeinte Binnendeutschtum den auslanddeutschen Teilen der Nation vorgehen?

Antworten auf solche Schicksalsfragen darf man nur aus einer Gesamtansicht vom Gang der Weltentwicklung wagen, und aus einer Einfühlung in die großen Ideen, denen die Zukunft gehört. Ich will eine ganz persönliche und zugespitzte Antwort wagen, in aller Kürze und daher mit aller Gefahr der Unvollständigkeit und des Mißverstandenwerdens. Mancher Leser wird lächelnd fragen: Der Historiker als Prophet? Ja, wer denn sonst? Die in der Gegenwart befangenen Zeitgenossen sind noch immer von den großen Wendungen überrascht worden, die ihnen eben noch als undenkbar galten. Und der handelnde Staatsmann kann nicht die Zukunft enträtseln; ihn ruft das Gebot der Stunde.

Tote Punkte heutiger Staatskunst

Warum war die Staatskunst nie so schwierig wie heute? Weil wir vor einer wirklichen Wende der Zeiten stehen, vor einem Ende und einem Anfang. Das Zeitalter des Staates im alten Sinn und der Staatenwelt als Gleichgewichtssystem souveräner Einheiten beginnt abzulaufen. Wehe den Völkern, die die Uhr der Zeiten nicht schlagen hören! Die Welt hat sich in eine Sackgasse verrannt. Die Weltwirtschaft z. B. ist nicht in einer Krise, wie man oft sagt — Krisen sind ja Fieberschauer der Gesundung. Sie steckt vielmehr rettungslos in einer Sackgasse, weil sie, die ihre eigenen Lebensgesetze hat, in eine viel zu starke Abhängigkeit von innenpolitischem und außenpolitischem Machtwillen geraten ist. Aber auch die Weltpolitik ist in einer Sackgasse, deren Name lautet: Avenue de la société des nations. Die Auswege, die aus ihr vielleicht zur Lösung all der Fragen führen könnten, die uns mit Weltrevolution und Weltkatastrophe bedrohen, sind verrammelt. Und auf den Schranken steht geschrieben: Revision nur mit Einstimmigkeit. Was heißt das? Es heißt, daß das Prinzip, welches seit dem 16. Jahrhundert die ganze Entwicklung bestimmt hat, das Prinzip der unbedingten Souveränität des Staates, sich ad absurdum zu führen beginnt. Es mußte

sich ad absurdum führen in dem Augenblick, in dem die Welt politisch wirklich ein einziger Zusammenhang geworden ist. Dazu war der Weltkrieg der entscheidende Schritt. Europäisches Gleichgewicht war noch ein mögliches Prinzip, weil es ein freies Spiel der Kräfte und Ablenkung nach außen erlaubte. Für ein Weltgleichgewicht müssen aber ganz andere Formen der Politik gefunden werden, weil die alten Formen zu einer völligen Immobilisierung geführt haben.

Denn nicht nur die friedliche Fortentwicklung durch Revision ist versperrt, sondern am Ende der Sackgasse, von der wir sprachen, steht eine zweite große Schranke mit der Inschrift: Nie wieder Krieg! Ihre Bedeutung ist, daß es wohl in Südamerika oder Afghanistan noch lokalisierbare Kriege geben mag, daß aber ein Krieg an den wirklich unhaltbaren Punkten, an den Katastrophenpunkten der Welt: Deutschland, Rußland, Nordafrika und am Balkan, in ihrem Verlauf unweigerlich zu einem Weltkrieg führen müßte. Das hat bei den unberechenbaren Möglichkeiten moderner Kriegstechnik und den schweren wirtschaftlichen Schäden, welche nicht auf die Kriegführenden beschränkt bleiben, zur logischen Folge, daß die weniger beteiligte Welt mit ihrer Übermacht solche kriegerische Konflikte im Keim ersticken wird.

Die Macht, die heute die Welt beherrscht und ihr verbieten möchte, sich zu drehen, ist die Angst vor dem Zukunftskrieg. Früher vollzog sich der Ausgleich unerträglicher Spannungen in lokalisierten Kriegen. Heute kann dies Ventil nicht mehr geöffnet werden. So muß der überheizte Kessel früher oder später an den Druckpunkten platzen in der Form von Revolutionen, wenn nicht — ja wenn nicht neue herrschende Ideen ein neues Zeitalter der Politik bringen.

Mancher Leser lächelt vielleicht wieder. Aber hat nicht die Idee der Toleranz dem Zeitalter der Glaubenskriege ein Ende bereitet? Hat nicht Frankreich mit dem Nationalitätenprinzip die Verträge von 1815, die es einengen sollten, gesprengt? Hat nicht die verlachte Idee des Nationalstaates in Deutschland und Italien das System Metternichs beseitigt? Die wenigen, die das vorher geglaubt und prophezeit hatten, waren von der Mehrheit als Narren verhöhnt worden. Diese neuen Ideen werden auf zwei Ebenen liegen: der sozialen und der politischen. Die soziale ist wohl die wichtigere; aber hier ist noch alles unklar. Klarer liegen die Möglichkeiten auf der politischen Ebene.

Europa um das Jahr 2000

Wann und wie hier neue Ideen siegen werden und ein Zeitalter der nationalen Selbstbestimmung und Selbstverwaltung heraufzieht, ist eine Frage der praktischen Politik, auf die ich als Historiker nicht eingehe. Ich will nur in einer kurzen Vision zeigen, wie der Historiker im Lichte dieser Idee das Bild Europas um das Jahr 2000 sieht. Alle nationalen Minderheiten Westeuropas — von den Katalanen und Basken angefangen bis auf Vlamen und Deutsche im Streifen zwischen Frankreich und Deutschland, und die Deutschen, Slaven, Griechen Italiens im Besitz einer vollen Autonomie, wenn sie nicht schon ihren Anschluß an benachbarte Volksgebiete vollzogen haben. Jugoslawien zergliedert nach den historisch-politischen Individualitäten der Serben, Kroaten, Slowenen, zwischen denen autonome Minderheitengebiete liegen. Überhaupt die Nationalitätenstaaten des Ostens, deren Staatsvölker sich an der Sysiphusarbeit mühen, Nationalstaaten aus sich

zu machen oder sich doch Stil und Charakter eines solchen beizulegen, gescheitert an dieser Aufgabe, wie vor ihnen die Magyaren. Der ganze Bereich des Nahen Ostens vielmehr völlig umgestaltet zu lockeren staatenbündischen Vereinigungen autonomer nationaler Gebiete. Und diese Gebiete wiederum in dauernder Angliederung an das große Wirtschaftsgebiet des deutschen Mitteleuropa. Alle deutschen Volksgruppen Mitteleuropas aber ein großer solidarischer Block, der als Schutzherr auch aller nichtdeutschen Minderheiten des Nahen Ostens waltet, als Vormacht einer neuen Ordnung der Völkerwelt, als Vorkämpfer der Idee nationaler Selbstbestimmung und Selbstverwaltung, die bestimmt ist, die Ideen von 1789, die mechanische Demokratie des zentralisierten Beamtenstaates und die unbeschränkte Souveränität der Einzelstaaten, abzulösen als organische Ordnung Europas und — Deutschlands selbst. Denn auch der innere Kern des deutschen Blocks, der deutsche Staat, das Reich wird in seinem inneren Aufbau jener Idee der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung sich angeglichen haben. Dieses mitteleuropäische Ordnungsprinzip verbessert nicht nur die außenpolitische Lage Deutschlands, es bietet ja auch eine Lösung für die große innere Spannung zwischen Zentralismus und Föderalismus, Unitarismus und Partikularismus. Solange die deutsche Verfassungsfrage zwischen den deutschen Einzelstaaten schwebt, diesen Trägern verhärteten Machtwillens, solange gibt es keinen Ausgleich. Aber wenn organische Gebietsteile des deutschen Volksbodens — alte Kulturlandschaften und neue Wirtschaftsregionen — als Bausteine verwendet werden für den Aufbau des Gesamtdeutschtums, dann wird dieser ganze Gegensatz als eine falsch gestellte Frage erkannt sein und gegenstandslos werden.

Woher nehmen wir Historiker den Mut, diesen Sieg einer neuen politischen Gesinnung zu prophezeien? Aus den Lehren der Geschichte. Sie zeigt uns, daß die staatlich-politische Gliederung und Machtverteilung in Europa unaufhörlich wechselt, daß dagegen die Gliederung nach Völkern, sobald eine gewisse Stufe erreicht ist, ewig und endgültig ist. Wenn wir also daraus die Forderung ableiten, daß die politische Gliederung sich der volksmäßigen anzupassen hat, auch wenn sich das nicht in der Form von Nationalstaaten durchführen läßt, sondern ganz neue staatliche Formen erheischt, so ist das weder Romantik noch Ideologie, es beruht auf empirischen Realitäten, es ist nüchterner und harter Tatsachensinn.

Die Tatsachen, um die es geht, sind nur darum bis heute übersehen oder doch nicht genügend gesehen worden, weil es Grundtatsachen sind, die, in den tiefsten Schichten des Lebens liegend, leicht von Oberflächendingen verschüttet und verdeckt werden. Bis in die Gründe der deutschen Geschichte sehen zu lehren, das ist die Aufgabe der kommenden gesamtdeutschen Geschichtsschreibung. Damit gelange ich zur dritten und letzten der oben aufgezeigten Aufgaben, für die ich freilich nur mehr kurze und ganz subjektive Andeutungen geben darf.

Die „natürliche" Nation

Ich arbeite an einem Scherflein zu jener großen Aufgabe, an einer kleinen deutschen Geschichte. Sie beschränkt sich nicht auf die Kulturnation, die Bildungsoberschicht, noch auf die Staatsnation, die politische Oberschicht. Ihr Held ist die „natürliche Nation", zu der die unteren Schichten als tragender Grund und ewiger Kern vor allem gehören und alles deutsche Volkstum gehört ohne Rücksicht

darauf, ob es einem deutschen oder einem fremden Staat eingegliedert ist. In einer Rede vor der Deutschen Akademie habe ich 1929 diesen Begriff verdeutlicht an dem Erlebnis der deutschen Soldaten, als sie im Weltkrieg zu den Banater Schwaben kamen, die kein Band mit dem deutschen Staat, kaum eins mit der höheren deutschen Bildung verband und die doch deutsch und deutschwertig geblieben waren.

In der Geschichte der natürlichen Nation fehlen die gewohnten Klagen über die schädliche deutsche Kaiserpolitik, über den bösen Partikularismus der Stämme und Fürsten und über die konfessionelle Spaltung als dem Verhängnis unseres Volkes. Es kommt ihr auf mehr an als auf Macht und politische Einheit, gemessen an der Elle des modernen Nationalstaatbegriffs. Ja, worauf kommt es denn bei der Geschichte eines Volkes an? — Seeley begründete einmal die Notwendigkeit des Zusammenschlusses Englands und seiner Dominions damit, daß England sonst neben Rußland und Amerika, die einst in kontinentaler Ausdehnung viele hundert Millionen Bürger haben würden, auf die Stufe einer Macht zweiter Ordnung sänke, etwa gleich Frankreich und Deutschland. Nun, wir Deutsche müssen und wollen nicht so quantitativ, sondern mehr qualitativ denken. Aber immerhin, neben dem Wichtigsten, der Wertigkeit des deutschen Menschen, sind auch für uns Anzahl und Raum von höchster Bedeutung. Alle Kräfte unserer Geschichte, auch der Staat, sind zu prüfen auf ihre bleibende Wirkung in diesen drei Richtungen.

Den ersten großen Zeitraum deutscher Geschichte beherrschen drei große Leistungen der natürlichen Nation. Die innere Kolonisation des 10. und 11. Jahrhunderts, die den Volkskörper bis zur Füllung des altdeutschen Raumes ausbaute, war die erste. Sie lehrt, daß unter den drei Werkzeugen, in deren Zeichen die Geschichte steht — ich meine: Pflug, Schwert und Feder — der Pflug doch das schöpferischeste ist. Denn diese erste Leistung schuf den Überschuß an menschlicher Substanz, mit der die zweite vollbracht wurde, nämlich jene intensive Ausdehnung, die im Aufbau einer neuen, der bürgerlichen Volksschicht, bestand, und jene extensive Ausdehnung, die als Ostkolonisation den deutschen Volksboden um zwei Fünftel mehrte. Die so erweiterte Nation hatte dann die Kraft zur dritten Leistung, zur Kolonisation in der Diaspora, im subgermanischen Europa und zur Ausdehnung deutscher Wirtschafts- und Kulturherrschaft im Norden und Osten, wie z. B. der Deutschorden und die Hansa sie vertraten. Über diesem Grundvorgang und abhängig von ihm entfaltete sich die Staatsnation und die Kulturnation im höheren Sinn. Jene innere Kolonisation schuf nämlich nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kriegerische Kraft und damit die Machtgrundlage für die Kaiserpolitik. Diese wieder wird rückwirkend Träger eines Nationalbewußtseins und einer auf die Kirche gestützten Zentralgewalt, ohne die auf deutschem Boden vielleicht auch mehrere germanische Nationen entstanden wären, wie bei den Nordgermanen in Skandinavien. Erst die Idee des Kaisertums gibt der mit Otto I. beginnenden Ostpolitik die moralische Rechtfertigung und fördert so jene zweite Leistung, die Ostkolonisation. Vor allem aber diente auch die Kaiserpolitik dem Vorgang, auf welchem das allmähliche Emporsteigen einer deutschen Kulturnation und die eigentümliche Ausprägung des deutschen Menschen beruht, nämlich der Einordnung der westgermanischen Stämme in das Christentum und die Nachwirkung der Antike. Darauf beruht ja das Werden des romanisch-germanischen Abendlandes als Kulturkreis im ganzen, wie die Individuation der romanischen und germa-

nischen Völker im einzelnen. Es ist das Mischungsverhältnis des Römischen und Germanischen, auf dem die Eigenart jeder einzelnen Nation vor allem beruht.

Aus der Erziehung durch ältere, westliche Kräfte arbeitet sich der germanische Kern der vom Staate ungegängelten, aus eigener Kraft wachsenden und wirtschaftlich blühenden Nation langsam zur seelisch-geistigen Eigenständigkeit durch; sie gewinnt ihr eigenes Gesicht in jener volkstümlichen Kultur des 14. und 15. Jahrhunderts, die ungeachtet der führenden Rolle des Bürgertums alle Stände durchdrang. Nie war, so ist mit Recht gesagt worden, die Nation ihrer inneren Einheit so nahe wie in dem Zeitalter, aus dem Dürer und Luther hervorgingen. Aus dem auch der erste und vielleicht folgenreichste schöpferische Beitrag des deutschen Volkes zum Aufbau der europäischen Gesamtkultur erwuchs: die Reformation, die hüben und drüben religiöse Vertiefung brachte — (denn ohne Luther kein Tridentinum) — und welche neue Kräfte entband, die dann in die Grundlagen der modernen Kultur eingingen. In der konfessionellen Spaltung erwuchs der Nation freilich eine schwere Belastung. Aber zugleich eine große Aufgabe: zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden und Westen Europas so recht der Vermittler zu sein kraft der eigenen inneren Verwandtschaft mit beiden, und so den geistigen Zusammenhang des Abendlandes zu erhalten.

Die ständische Ordnung des Mittelalters

Diese Fülle des Wachstums an Zahl und Raum und Eigenwertigkeit mußte das deutsche Volk allerdings bezahlen mit der Machtlosigkeit des Reiches und mit innerstaatlicher Zersplitterung. Das ergab sich zu einem Teil aus dem Umschlag der Weltlage: der der geistigen zog dem auf die Kirchenherrschaft begründeten deutschen Königtum im eigenen Land den Boden unter den Füßen weg; und der Umschlag der politischen Weltlage begann durch den Aufstieg der Nachbarvölker die gefährliche Mittellage Deutschlands zur Auswirkung zu bringen. Zu einem anderen Teil war es nur die Kehrseite von Vorteilen, nämlich der lebensfördernden, aber für die Mittel des mittelalterlichen Staates zu großen räumlichen Ausdehnung unseres Volkes, und jenes Überschusses an Kraft, der als Selbständigkeitsdrang der lokalen Gewalten die politische Sammlung ebenso hemmte, wie er die kulturelle Vielgestaltigkeit förderte.

Jedenfalls gilt es, Licht und Schatten zusammenzunehmen und sich zu einer einheitlichen Bewertung des Gesamtlebens der Nation zu erheben, statt den Blick starr nur auf die passive Seite der Entwicklung, eben die politische, zu heften. Keinesfalls darf man das Mittelalter mit dem Maße der Neuzeit messen, die den Pendel ganz nach der anderen Seite ausschlagen läßt und nachgerade alle vom Staat einst unabhängigen Lebensbereiche politisiert hat oder politisieren will. Das geschieht in der Form einer zentralisierenden Bureaukratisierung, die längst vom Staat übergegriffen hat auf die Parteien, die Gewerkschaften, die großen Wirtschaftsverbände. Der Beamtenstaat, die bureaukratische Technik, war dem ganz auf Selbstverwaltung kleinerer Lebenskreise eingestellten Mittelalter wesensfremd. Sie war zunächst ein Fortschritt und hat die Leistungen der Staaten gesteigert. Geradeso wie die beiden anderen herrschenden Zeitmächte — Technik und Kapitalismus — die durch gewaltige Steigerung der Produktion gleichfalls die Lebensmöglichkeiten ungeahnt

erweitert haben. Aber beide Tendenzen haben sich übersteigert; und so kommt es, daß die heutige Zeit dem Zauberlehrling gleicht, der die Geister, die er rief, nicht mehr meistern kann und in den entfesselten Fluten unterzugehen droht.

Demgegenüber können wir aus dem richtig gesehenen deutschen Mittelalter mancherlei lernen; nicht Rezepte und Formen, wohl aber grundsätzliche Einsichten, geistige Haltungen, Gesinnungen. Die ganze bunt abgestufte Gesellschafts- und Lebensordnung des Mittelalters mit seinen Zünften und dem Begriff der „bürgerlichen Nahrung" kann nicht wieder auferstehen. Wohl aber der Gedanke einer nicht von den materiellen Interessen allein bestimmten, sondern von einer überwirtschaftlichen, sittlichen Gesinnung her geformten Ordnung der Völker nach Ständen, der Menschheit nach Völkern. Der Weg zu dieser neuen Schau unseres Mittelalters geht über die Heimatgeschichte, welche im engen Rahmen einer organischen Landschaft die ganze Breite des Volkslebens erfassen und darstellen kann. Natürlich ist sie auch in ihrer modernen Form nicht Selbstzweck, sondern soll die Bausteine für die Nachbildung des Gesamtlebens der natürlichen Nation liefern, in welches die höheren Kulturleistungen und die politischen Schicksale als besonders wichtige Einzelfäden verwebt sind.

Verfall der Macht, Aufschwung des Geistes

Vollends für den zweiten Abschnitt unserer Geschichte (bis ins 19. Jahrhundert) verschiebt sich vom gesamtdeutschen Blickpunkt aus das hergebrachte Geschichtsbild, das Schwarz in Schwarz gemalt ist, ganz erheblich. Zwar, wer könnte die tiefen Schatten verkennen, die lange über Deutschland lagen. Da ist zunächst die wachsende Ungunst der äußeren Lage. Das romanisch-germanische Abendland bleibt nur mehr geistig für uns der nächste übergeordnete Raum. Politisch tritt an seine Stelle das dreiteilige europäische System: Westeuropa, Osteuropa, dazwischen die deutsche Mitte. Der Aufstieg der Westmächte, die Bildung wirklicher Großmächte im Osten, die Bündnisse zwischen beiden verstärken den konzentrischen Druck auf Deutschland. Und dieser trifft auf eine geminderte Widerstandskraft. Denn nun erst wirkt sich unsere kleinstaatliche Zersplitterung voll aus. Deutschland wird das Schlachtfeld der anderen. Das Deutschtum geht in der Welt und daheim an Zahl und Raum zurück. Und auch an Wertigkeit. Denn unter diesen politischen Umständen verkümmerte unsere wirtschaftliche wie geistige Kultur, verkümmerte der deutsche Mensch, wurde klein, eng, spießbürgerlich und ein Nachäffer fremden Wesens; damals gewannen die Westvölker einen noch heute nicht eingeholten Vorsprung an politischem Instinkt und Willen, an selbstverständlicher nationaler Würde und Solidarität.

Das alles kann man in jeder deutschen Geschichte oder Literaturgeschichte nachlesen. Aber diese ganze Betrachtungsweise, welche die Politik in den Vordergrund stellt, hat zwei Nachteile an sich. Erstens: man kann wohl die Verarmung und Verrohung Deutschlands aus der Politik ableiten; nicht aber die größte deutsche Leistung dieser Zeit: jene wunderbare Befreiung und Selbsterneuerung des deutschen Geistes, die sich in unserer Musik seit Johann Sebastian Bach, in unserer klassischen Dichtung, in der deutschen Romantik, die für ganz Europa zum Impuls ward, in den großen Systemen unserer idealistischen Philosophie und in der Begründung der modernen Geisteswissenschaften vollzog.

Diese Leistungen, auf deren dauerndem Werte die geistige Weltstellung des Deutschtums beruht, sind ohne, ja, fast möchte man sagen, trotz Staat und Politik erwachsen. Gerade wie jene Leistungen des Mittelalters zwar nicht ohne Anregung und Förderung durch Reich und Fürsten, aber in der Hauptsache doch von deutschen Bauern und Bürgern, Mönchen und Rittern aus eigener Kraft vollbracht wurden. Tröstlich ist es uns, im Spiegel der Geschichte immer wieder dies schöpferische Wirken nicht des deutschen Staates, sondern des deutschen Menschen zu erblicken. Denn kein Friedensvertrag und keine fremde Übermacht kann diese Kräfte, die aus der geheimnisvollen Tiefe der deutschen Seele, des deutschen Wesens emporsteigen, binden und hemmen, wenn wir nur selbst den heiligen Quell nicht verschütten, sondern, ohne zu lautes Rühmen, in Ehrfurcht seiner warten und ihn rein erhalten.

Dies kostbare geistige Erbe des 18. und 19. Jahrhunderts ist aus dem Leben der Gesamtnation hervorgegangen und gehört dieser Gesamtnation: ein Schatz, den nur ein gesamtdeutsches Geschichtsbewußtsein voll auswerten kann. Die politische Historie war und ist schon vermöge ihrer einseitigen Einstellung auf den Einzelstaat nicht imstande, die Geschichte des deutschen Geistes organisch in sich aufzunehmen. Sie hat diese schönste Aufgabe vielfach den Literarhistorikern oder einer unpolitischen „Kulturgeschichte“ überlassen.

Österreich, Preußen und ihr Gegensatz

Aber — und das ist der zweite Nachteil — nicht einmal der politischen Geschichte vermochte sie voll gerecht zu werden. Denn sie war ganz auf die innere Politik, auf den Gegensatz zwischen den deutschen Einzelstaaten eingestellt. Besonders der preußisch-österreichische Dualismus gab förmlich das Leitmotiv für die Darstellung der neueren deutschen Geschichte ab. So wurde die Geschichtswissenschaft zur Partei, ja, zum Rufer im Streit. Welche Verzerrung im historischen Bilde Österreichs dabei herauskam und als Unterschätzung Österreichs bis in die jüngste Zeit im reichsdeutschen Geschichtsbewußtsein nachwirkt, habe ich eingangs schon angedeutet. Ich muß hier hinzufügen, daß es Preußen nicht besser gegangen ist. Es hatte ja bis 1866 nicht nur Österreich, sondern auch die Mehrheit in den anderen deutschen Staaten gegen sich. In allen Tonarten wurde gegen das gewalttätige, räuberische, junkerliche, militaristische, kulturlose, fortschrittsfeindliche Preußen gewettert. Im Inland sind nach 1871 vor den Erfolgen Bismarcks diese Stimmen verstummt. Im Ausland lebte ihr Nachklang weiter, übertrug sich auf das neue Reich und nährte während des Weltkriegs zum guten Teil die feindliche Propaganda. Und nach 1918 wurden sie auch in Deutschland wieder laut. Da sollte auf einmal Preußen und Bismarck an der Niederlage Deutschlands und der Auflösung Österreichs schuld sein, weil die von Österreich angestrebte großdeutsche Lösung der deutschen Frage und der rechtzeitige Umbau des Obrigkeitsstaates in eine Demokratie nach westlichem Muster an Preußens Widerstand gescheitert seien. Diese hemmungslose Verdammung Preußens ist genau so abwegig wie die frühere hemmungslose Verdammung Österreichs und der Habsburger. Durch eine einfache Umkehrung des einseitigen kleindeutschen Geschichtsbildes treibt man nur Wasser auf die Mühlen der Gegner und verewigt im Inneren die geistige Mainlinie, die wir doch überwinden müssen und wollen.

Österreich, Preußen und die Gleichheit ihrer gesamtdeutschen Berufung

Wie anders und wieviel einfacher liegen die Dinge für eine gesamtdeutsche Geschichtsauffassung! Geht man von der politischen Gesamtentwicklung unseres Volkes aus, so steht im Vordergrund die Außenpolitik, die durch Lage und Raum und das Verhältnis zum Machtsystem Europas bestimmt wird. Die Kaiserpolitik des Mittelalters wurde dadurch möglich, daß damals machtarme Räume Deutschland umgaben. Dann aber wurden wir durch unsere staatliche Zersplitterung immer schwächer, die Nachbarn dagegen immer stärker. Das war nicht nur ihr Verdienst, sondern auch Schicksal, nämlich Wirkung ihrer historischen und natürlichen Lage. Den Westländern verhalf schon ihre lange Zugehörigkeit zum römischen Reiche, ihre Durchtränkung mit antiker Tradition, zu einem Vorsprung, den dann im ozeanischen Zeitalter ihre atlantische Lage vermehrte. Bei den Ostvölkern wieder ergab sich aus der Natur der osteuropäischen Ebene die Möglichkeit, durch Ballung großer Gebiete und Menschenmassen Macht zu häufen. So drückt schon um 1500 drohend eine polnische Front von Danzig bis an Donau und Drau auf das deutsche Gebiet. Denn ein Jagiellone herrschte in Ungarn und in Böhmen, das mit dem Hussitensturm zum Angriff auf die deutschen Nachbarländer übergegangen war. Später nahmen Türken und Polen und Schweden, immer zusammen mit Frankreich, Deutschland in die Zange. Und noch später gewinnt Rußland eine Art Schiedsrichtertum zwischen Österreich und Preußen.

Wer hat da die deutsche Mitte vor aller Fremdherrschaft gerettet? Nun, Österreich und Preußen. Für eine gesamtdeutsche Auffassung tritt der innerdeutsche Gegensatz der beiden Staaten, auf den man bis heute das Bild der neueren deutschen Geschichte aufzubauen pflegt, zurück vor der Gleichheit der außenpolitischen Mission. Diese Gleichheit beruht darauf, daß die deutsche Mitte Europas sich nur durch eigene Großmachtbildung behaupten konnte. Die aber war in Altdeutschland unmöglich; nur der jüngere koloniale Boden erlaubte großräumige Staatsbildungen: im Südosten die österreichische, im Nordosten die preußische. Lange war Österreich die einzige deutsche Großmacht. Die Habsburger haben die drohende jagiellonische Ostfront aufgerollt, haben in Böhmen die verlorene deutsche Stellung hergestellt und, nicht ohne Kampf, dem tschechischen Keil noch einmal die Spitze abgebrochen; haben den Kampf mit dem Islam geführt und nach der Eroberung Ungarns deutsche Bauern angesetzt, so daß das Land 1914 an zwei Millionen Deutsche zählte: soviel fast wie Württemberg. Und zugleich haben sie am Rhein und in Italien mit Frankreich um das europäische Gleichgewicht gerungen, das ja soviel bedeutet wie Unabhängigkeit Mitteleuropas.

Preußen hat bekanntlich seit dem Großen Kurfürsten in die gleiche Kerbe gehauen: im Nordosten den Polen und Schweden deutschen Boden und Einfluß im deutschen Raum abgenommen, am Rhein gegen Frankreich gestritten und nach den großen Leistungen in den Freiheitskriegen im Rheinland die „Wacht am Rhein“ bezogen, schließlich gegenüber dem Anspruche Frankreichs auf eine bloß staatenbündische Organisation Deutschlands, die Thiers gleichsam als ein Recht Frankreichs proklamierte, das mächtige kleindeutsche Reich begründet, das für Europa 43 Jahre Frieden bedeutete.

Die Verdienste der beiden deutschen Mächte und der Parallelismus ihrer Rolle werden nicht aufgehoben durch zwei Einwände. Der eine ist, daß beide Staaten

nicht aus gesamtdeutschen, sondern aus sonderstaatlichem Willen heraus gehandelt haben. Das haben sie; haben gelegentlich wohl auch mal aus Eigeninteresse mit den Feinden paktiert. Das war im Zeitalter der dynastischen Politik gar nicht anders möglich. Aber es kommt hier nicht auf die bewußte Absicht an, sondern auf die erzielte Wirkung. Auch für die Geschichte gilt: was er webt, das weiß kein Weber. Dynastien sind, wenn auch oft unbewußt, an die Bedürfnisse und Möglichkeiten ihrer Länder und Völker gebunden. Handeln sie ihnen dauernd zuwider, so blüht ihnen das Los der Stuarts oder der spanischen Habsburger.

Der andere Einwand ist eben der innerdeutsche Kampf um die Vorherrschaft. Er war unvermeidliches, tragisches Verhängnis. Daß sich zwei deutsche Großmächte bilden konnten, ergab sich zwangsläufig aus der ganzen bisherigen Entwicklung. Daß sie sich bildeten, war, wir sahen es eben, notwendig, sollte sich der deutsche Raum überhaupt gegen außen behaupten. Der Preis dafür war der innere Dualismus und der Bruderkrieg. Auch dessen Ausgang war zwangsläufig. Mit Recht hat Srbik in seinem Salzburger Vortrag über „Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung" das Schicksalhafte im Sieg Preußens und der kleindeutschen Lösung betont. Es gibt eben herrschende Zeitideen, gegen die nicht anzukämpfen ist. Das war im 19. Jahrhundert die Idee des Nationalstaates, und die schloß mitsamt den nichtdeutschen Teilen auch das Deutschtum Österreichs aus dem Neuen Deutschen Reich aus.

Eine gesamtdeutsche Betrachtungsweise sieht im österreichisch-preußischen Gegensatz des 18. und 19. Jahrhunderts ein Zwischenspiel und findet den Mittelweg zwischen einer einseitig kleindeutschen oder großdeutschen Betrachtung des Gesamtverlaufs deutscher Geschichte. Sie bejaht den Wert des Bismarckreiches, dessen Anspruch auf die deutsche Dankbarkeit wir zu Beginn gewürdigt haben, indem sie darin eine gewaltige Stufe des Aufstiegs zur endgültigen deutschen Einheit erkennt. Aber doch nur eine Stufe, nicht die letzte volle Verwirklichung. Und dadurch wird der Blick frei auch für ältere Stufen und Versuche. Gerade der Rückschlag des Weltkrieges enthüllt uns, daß die Verbindung der großdeutschen Idee mit der mitteleuropäischen Idee, welche den geschichtlichen Sinn des alten Österreich ausmacht, im 19. Jahrhundert aber nicht zu verwirklichen war, durch unsere Lage im politischen Raum als eigentliches und letztes Ziel deutscher Geschichte unaufhebbar gegeben ist. Die Einbeziehung der überwiegend nichtdeutschen Räume Böhmens und Ungarns — das, was man früher gern das „Herauswachsen Österreichs aus Deutschland" nannte — erscheint in Wahrheit als ein Hineinwachsen des Deutschtums in seinen mitteleuropäischen Lebensraum, und die Ideen von nationaler Selbstbestimmung und Selbstverwaltung, die theoretisch und z. T. auch schon praktisch im österreichischen Nationalitätenkampf ausgebildet wurden, als Leitgedanken für den Aufbau eines neuen Europa, welches das System von Versailles ersetzen und Deutschland seine natürliche mitteleuropäische Stellung geben soll. Aber ich möchte nicht mißverstanden werden. Nicht bloß darum handelt es sich, dieser neuen Auffassung, den Staaten Österreich und Preußen, den Dynastien Habsburg und Hohenzollern, gerecht zu werden, und, auf dem Boden der alten staatlich-dynastischen Geschichtsbetrachtung verbleibend, Geschichtsbilder, die nun einmal aus ganz verschiedenen Blickpunkten gesehen sind, in der Halbwahrheit eines Kompromisses auszugleichen. Sondern darum handelt es sich, diese alte Geschichtsbetrachtung zu überwinden, diese Geschichtsbilder auf-

zulösen und durch eine Schau von höherer Warte zu ersetzen. Was meinen wir denn, wenn wir „Preußen" oder „Österreich" sagen, wenn wir von „österreichischer Art", von „preußischem Stil", „preußischer Prägung" sprechen? Wir meinen die Verwirklichung einer bestimmten Möglichkeit, die im deutschen Volkstum, im deutschen Menschentum als solchem angelegt und vorgebildet war. Die beiden Staaten haben in der besonderen Luft, von der nur die großen Mächte umweht sind, je eine besondere Spielart des kolonialen deutschen Menschen aufgezüchtet. Und nicht nur der erste Stoff, den sie formten, war ein Geschenk der Nation, sondern ununterbrochen sind ihnen aus Altdeutschland wertvollste Menschen, die aus der Enge ins Weite strebten, zugewachsen. Die ideellen und die seelischen Kräfte, die ihre Staatskörper als belebendes Prinzip erfüllten, sind aus dem Gesamtleben des deutschen Volkes emporgestiegen, und als eine Funktion dieses Gesamtlebens sind sie selbst zu werten. Kräftig haben sie auf dieses Leben zurückgewirkt. Sie dienten beide im Grunde der ewigen Aufgabe des deutschen Volkstums, sich zu behaupten und zu entfalten, sich rein zu erhalten und immer reiner auszuprägen, um als tiefer, besonderer Klang vernehmlich zu bleiben unter den Stimmen der Völker.

Wie steht die Anschlußfrage?

Von

Karl Haushofer

Gerade zur Jahreswende 1930/31 tauchte zur rechten Zeit, als verdienstvolle Sammelarbeit von Kleinwächter-Paller*), eine österreichische Mahnung auf, den Gefahren für eine gute Lösung der Anschlußfrage ernsthafter ins Gesicht zu sehen. Das war, als eben ein redliches Stück deutsch-österreichischer Anschlußarbeit ohne die Geistesgegenwart des greisen Geheimrats Kahl beinahe in dem uferlosen Meer von Armut dem Geiste nach, Sünden aus Gedankenlosigkeit, Verantwortungsscheu und Willensschwäche zu verschwinden schien, in dem die deutsche Volksvertretung selbst zu versinken drohte.

Denn diese Gefahren sind augenblicklich größer als die Aussichten zu ihrer Überwindung; und „wer es unternimmt", dazu das Wort zu ergreifen und zu der weiteren Zerredung einer ohnehin zu viel durch Reden, zu wenig durch Taten und wirklichen Willen behandelten Lage beizutragen, der bedarf einer persönlichen und sachlichen Rechtfertigung (Aktivlegitimation) zugleich.

Das persönliche Recht, zur Sache zu sprechen, erwächst wohl vor allem aus dem Nachweis, daß man mit den Imponderabilien, die diesseits und jenseits der deutsch-österreichischen Grenze (die doch niemals auch nur eine deutsche Stammgrenze war) leicht verscheuchbar und verletzbar schweben, nicht nur aus eigenem Stammgefühl und Erleben, sondern durch geistiges Familienerbe gründlich vertraut sei. Dazu gehört die weitere, eigentlich schon geographisch begründete Selbstverständlichkeit, daß man fast jeden Kilometer dieser aufzuhebenden Grenze und ihr Hinterland beiderseits aus eigenem Einblick kennt — was mit ein paar Wanderjahren leicht zu erreichen ist.

*) Die Anschlußfrage in ihrer kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Bedeutung. Wien, Wilhelm Braumüller.

Diese beiden Voraussetzungen müßten eigentlich für jeden, der in der Anschlußfrage das Wort nimmt, selbstverständlich sein. Die zweite läßt sich leicht nachprüfen, etwas schwieriger schon die erste. Um bei ihr mitreden zu können, muß man durch Familienerbe und Persönlichkeit wissen, daß es über dem offiziellen, mit Y geschriebenen und gedruckten Bayern und dem durch internationale Gouvernantenkünste der selbstgewählten Vorsilbe „deutsch" beraubten Deutsch-Österreich ein bairisches Stammgefühl gibt, das von Donau und Jura bis zum Tiefblick auf die Adria und Ungarnebene im Heanzenland reicht.

Dieses Stammgemeinschaftsgefühl wollte der unvergeßliche Steiermärker Robert Sieger, der sich freudig zu ihm bekannte, wie die heutigen Kärntner Vorkämpfer, und wie vor vierzehn Jahrhunderten die Gründer von Kremsmünster, Innichen und Admont, statt des offiziellen bayrischen Y mit dem alten germanischen I der Völkerwanderungszeit geschrieben wissen, um damit zu bezeugen, daß es um mehr als ein halbes Jahrtausend älter sei als jener Narrenstreich zentralistischer Hohenstaufen-Reichspolitik, der die bairische Ostmark vom Stammlande trennte und damit der deutschen Südost-Kolonisation donauabwärts und alpeneinwärts das Kreuz abschlug.

Wer aber auf diesem Stammgemeinschaftsgefühl herumtrampelt, sei es nordwestlich oder südöstlich vom Kalkalpenzug und der Salzach, sei es mit der besten Absicht, auf einzelnen technischen oder wirtschaftlichen Gebieten den Anschlußgedanken zu fördern, der habe wenigstens das peinliche Gefühl, daß er wirkt wie das bekannte Hörnertier im Porzellanladen: während er einzelnes zurechtzumachen sich bemüht, stößt er unersetzliches, unwägbares Gut herunter und tritt es in Scherben.

Es war doch nicht irgendwer, sondern der hochbegabte, weltbefahrene Leiter einer der größten deutschen Zeitschriften, mit einer Monatsauflage, die sich den Hunderttausend näherte, der jüngst von einem kleinen Kreise in München (in dem sich auch der eine Verfasser des neuesten Buches zur Anschlußfrage und der Schreiber dieser Zeilen befanden) in tiefem Nachdenken wegging und zugab: sein stärkster Eindruck seit langem sei doch, daß es ein bayrisch-österreichisches Stammesgefühl gebe, von dem man im Norden in der großen Ebene keine Ahnung habe, etwas ganz anderes, als zwischen den Teilräumen der großen Ebene, z. B. den preußischen Provinzen, spiele. Auch die Tatsache war ihm vorher nicht in ihrem vollen Gewicht vor der Seele gestanden, daß die Südostecke des deutschen Volksbodens, im Gegensatz zu vielen Teilen des industrialisierten Westens und leeren Nordostens, immer noch ein Bauernvolk, mit 39 % (Österreich, aber mit Wien!) bis 42 % und mehr (Bayern) rein landwirtschaftlich lebender und denkender, erdgebunden empfindender Menschen sei!

Der weitsichtige und hellhörige Mann, dem bei einem völligen Untertauchen in einem kleinen bayrisch-österreichischen Kreise diese Tatsache zum erstenmal zum Bewußtsein kam, begriff sie augenblicklich und zog seine Schlüsse daraus, auch den, daß ihm glaubhaft wurde: wenn heute Deutschland mit einem bolschewistischen Regime in Berlin aufwache, würde zur selben Stunde das Bauernland des Südostens alles, aber auch alles tun, um sich von einem so gesteuerten Fahrzeug abzuhängen und sein Stammland zu retten.

Wer sich aber zu solcher Einfühlungsfähigkeit nicht hindurchzuringen vermag, dem fehlt die letzte und höchste Voraussetzung zu einem ersprießlichen Wirken in der Ausgleichsfrage.

Daraus geht auch der weitere Schluß hervor, daß wir auf beiden Seiten der unwillig ertragenen, von außen aufgedrängten, als Zwang empfundenen deutsch-österreichischen Grenze noch so viel an Vereinheitlichung des Rechtes, der Wirtschaft, mit gegenseitig zugestandenem Bürgerrecht, Wahlrecht, mit aufgehobenen Zollschranken tun können, daß aber dennoch jeder Schaden, den wir den unwägbaren Werten, den Imponderabilien zufügen, der Wiederherstellung der größeren Volksseeleneinheit, über dem instinktiven Stammgefühl, das stark genug bereits besteht, die positive Schale der Anschlußwaage federleicht emporschnellen läßt.

Hier liegt vor allem ein dynamisches Trennungsmoment, das aus der immer zentralistischer, unitaristischer werdenden Staatskulturentwicklung des deutschen Nordens und der immer föderalistischer werdenden Österreichs mit seinem Ländergefühl hervorgeht. Zwischen ihnen befinden sich Bayern und in geringerem Grade (Allgäu, Vorarlberg, Württembergisches Oberland, Alemannenland und Schweiz!) aber auch Schwaben in einer immer unerträglicher werdenden Zerrungslage, die um so peinlicher ist, als man im Norden und Nordwesten gar nichts davon merkt oder zu merken vorgibt, wie jüngst erst der Vortrag des eben völlig verstädterten und verindustrialisierten Ministers Severing in München beweist. Festgestellt muß aber hier werden, daß in allen ganz großen Mächten der Zukunft nicht Tendenzen zum unitaristischen Zentralismus, sondern Züge und Keime weitgehender föderalistischer, selbstverwaltender Neigungen stecken.

Die uralte, nicht nur himmlische, sondern auch sehr zur irdischen Wohlfahrt ihrer bald zweitausendjährigen Einrichtungen erprobte Weisheit der römischen Kirche: in necessariis unitas — aber nur in necessariis, im wirklich Nötigen! — in dubiis libertas — Freiheit, auch wenn sie Geheimräten Unmut schafft! — per omnia autem caritas — Liebe, die gar nicht immer einer peinlichen Ordnung nach vorgesetzten und nachgeordneten Behörden bedarf: die sollte über jeder Pforte eingemeißelt werden, hinter der über die Anschlußfrage geheim oder öffentlich beraten und geredet wird.

Das ist mein stärkster Eindruck von einer Reihe von Reisen, die mich erst jüngst von den verschiedenen Drei-Länder-Ecken und Drei-Völker-Landmarken der Schweiz, Tirols, Kärntens und Steiermarks, durch die ganze umstrittene Donaulandschaft und zu den wichtigsten Kulturmittelpunkten der Sudetendeutschen geführt haben. Ist man sich denn z. B. im Reiche darüber klar, daß die Paneuropabewegung, schon in Deutschland und Österreich grundverschieden betrachtet, in Prag, Brünn und Olmütz als ein immerhin möglicher Weg aufgefaßt wird, aus unerträglichen Spannungsverhältnissen herauszukommen? Ist man sich darüber klar, daß trotz den Parteibindungen, die über die Grenzen hinweggehen, dennoch schon die landläufigsten Parteischlagworte: Marxismus, Nationalsozialismus, Weltanschauungsgefährdung im Lexikon religiöser Parteien etwas ganz Grundverschiedenes schon in Niederösterreich, in Kärnten, in Tirol, in Böhmen oder Mähren, in den süddeutschen Ländern, im deutschen Mittelgebirge, in der großen norddeutschen Ebene bedeuten?

Hielt doch z. B. in einem Alpenland die eingeborene katholische und evangelische Geistlichkeit aus nationalem Toleranzbedürfnis gegen den Übereifer von einigen zur Ergänzung aus dem Rheinland importierten jungen Klerikern zusammen! Österreich ist augenblicklich in Weltanschauungsfragen viel toleranter als das Reich; daraus erwächst aber Entfremdungsgefahr. Ist es nicht für Parteien, die dem Anschlußgedanken freundlich gegenüberstehen, absurd, einem in seiner Art genialen Volksführer, der fast gerade auf der Grenze, beiden zugehörig, geboren ist, als Staatenlosen behandeln zu wollen?

Gerade in einer Richtung wären doch mindestens die Volksvertretungen und Regierungen der deutschen Länder völlig frei, einen mächtigen Schritt auf die Verwirklichung des großdeutschen Gedankens, nicht nur des Zusammenschlußgedankens hin zu tun, wenn sie mindestens über die deutsch-österreichische Grenze hinweg — auf Grund einer volksdeutschen Matrikelliste, in die sich jeder mit seiner Unterschrift eintragen könnte — Freizügigkeit des Bürgerrechts, des Wahlrechts, aber auch einer Arbeitspflicht und eines Unterstützungsrechtes gewähren würden. Der nächste Schritt aber wäre das gleiche Zugeständnis für alle Auslanddeutschen, die sich als Volksdeutsche fühlen und das durch ihren ja völlig freiwilligen Eintrag bekunden.

Hier wäre ein befreiender Schritt über die Vergewaltigung durch die neuen kleinräumigen Staatsschranken Kleineuropas hinaus möglich, der das enggewordene Vaterhaus denen, die es wirklich suchen, öffnen würde — auch wenn sie draußen erwerben und verdienen.

Vorübergehend, während der Gefahr und Not der Volksabstimmungen in den gefährdeten Gebieten, leuchtete der Gedanke auf. Warum tragen ihn die vielgenannten Arbeitsgemeinschaften nicht bis zum Siege weiter?

Daß dabei Gefahren liegen, Spannungen drohen — wer möchte das verkennen? Aber waren wir nicht wirklich lange genug das brave Kind, das deshalb nichts bekam, weil es schwieg? Meine Erfahrungen mit den Fortschritten der südostasiatischen Selbstbestimmungsbewegung zeigen mir, daß nur ein ganz gewagtes Spiel zwischen den Weltmächten der Revolution und der Evolution den Freiheitsgedanken und die Selbstbestimmungsbewegung vorwärts getragen hat, bis zu der Anerkennung, die sie heute, widerwillig genug, bei den Herrenmächten zu finden beginnt. Aber vorher waren dazu die Männer nötig, die — trotz dem Schein der Heiligkeit — die höchst modernen Mittel des nationalen Boykotts, des Abwehrstreiks, eines in Wahrheit sehr blutigen „gewaltlosen" Widerstandes, so genial handhabten, daß sie lieber selbst Tod, Verbannung und langjähriges Gefängnis wagten, als ihr Volk und Land unter zweideutige Halbheiten zu beugen. Nicht das artige, sondern das ungezogene, schreiende, bombenwerfende Kind bekam zuletzt, was es wollte.

Und nicht das Gerede und Geschreibe wirkte dort die Befreiung, sondern der Wille und die Tat, sei es in der Form des geduldigen, aber bockbeinigen, die fremde Ware abstoßenden Leidens, das schließlich die fremden Einfuhren in lebenswichtigen Zweigen um ein bis zwei Drittel, den Gesamthandelsanteil der vergewaltigenden Industriestaaten um 43,6 % verminderte, die Arbeitslosenheere der evolutionärsten Wirtschaftsmächte hingegen zu revolutionärer Wucht anschwellen ließ. Dann erst gaben, unter dem Druck wirklicher Bedrohung, die Bedränger nach; und anders werden sie auch in Mitteleuropa nicht zu überzeugen sein. Vielleicht wirkt die furchtbare Not nachdrücklicher als scheinbares Wohlergehen bei langsamem Verbluten der produktiven Kräfte. Nur muß man sich bei solchen Verjüngungen durch Katastrophen klar sein, daß groß und klein mit gleicher Achtung vor seiner Freiheit und seiner Persönlichkeit behandelt werden will, wenn es willig in einem höheren Ganzen aufgehen soll.

Zu dieser, im Reiche wie seiner Berliner Zentrale sehr notwendigen Erkenntnis kann das Sammelwerk von Kleinwächter-Paller erheblich beitragen. Glaube nur niemand, daß der Südosten des deutschen Volksbodens gerade jetzt als Bettelvolk zum Ganzen käme. Im Gegenteil: wenn er sich den Schmachtriemen anzieht — und das hat er nun wieder gelernt, — dann vermag er, böse Zeiten autarkisch, sich selbst zur Not genügend, zu bestehen. Wo sich aber 300 bis 800 Menschen und mehr auf dem Quadratkilometer drängen, wie in Sachsen, an Rhein und Ruhr, da könnte die Nahrungsdecke reißen, wenn die doch etwas weiträumigeren Landschaften des deutschen Ostens vorübergehend wegfielen!

Das ist eine ernste Seite des Zusammenschlußproblems, die über dem Geschrei der kleindeutschen Geschichtsauffassung leicht zu sehr in den Schatten tritt, worauf in formvollendeten Ausführungen Srbik und Steinacker in Wien und Innsbruck immer wieder sorgenvoll hinweisen. Großdeutsche Geschichtsauffassung hat die hehre Pflicht, die geistigen Grundlagen des Zusammenschlusses zu schaffen, die man in den österreichischen und böhmischen Ländern so oft mit Schmerz auch bei Gutgesinnten aus dem kleindeutschen Reichsraum vermißt. Gerade der Stolze mit alter Kulturtradition, der seine Leistung kennt, verträgt herablassende Behandlung von erst neu Emporgekommenen schwer. Auf diesem Felde wird viel gesündigt, ohne daß es die Sünder ahnen. Wir haben viele schmerzliche Beispiele selbst erlebt und könnten damit aufwarten!

War es überhaupt recht, ist es nicht in bösen Unterlassungssünden begründet, daß man die Österreicher — freundlich sekundiert von einigen seit Jahren in der Sache der Gerechtigkeit fechtenden Reichsdeutschen, Schweizern und andern Gesinnungsfreunden — zu einem solchen Selbstzeugnis manchmal verwundeten Stolzes nötigte, wie ihn das Be-

kenntnisbuch von Kleinwächter-Paller verrät? Es ist berechtigter Stolz, manchmal Ressentiment im Unterbewußtsein streifend, der in den Beiträgen der Herausgeber, der österreichischen Historiker und Volkswirte, Juristen und Staatsmänner, von so feinfühligen Kennern der Volksseele, wie Viktor Geramb (Großdeutsche Kultureinheit im Volksleben), soziologischen Kennern, wie Günther und Wilhelm Winkler neben aller Sachkenntnis manchmal hervorbricht, wie Wetterleuchten längs der Berge!

Lassen wir uns durch solches Wetterleuchten warnen, denn dort, wo es aufzuckt, sieht man die elektrische Spannungsgefahr deutlicher. Man ist in Wien und Graz näher an Sinaia, Belgrad, Prag und Warschau und spürt die Drähte, die von Paris dorthin laufen, die Wechselströme besser, als weiter nördlich, so deutlich auch die Not an der polnischen Grenze reden mag.

Aber es ist absurd, dem südostdeutschen Stamme zuzumuten, daß er seine kargen Mittel dorthin ablenke, wo die Nutznießer der polnischen Sachsengängerei näher dazu sind, und sie der deutlich erkannten Gefahr im Südosten entziehe. Damit steigert man bloß trennende Verstimmungen, und an der Spitze des V. D. A. müßte man feinfühlig genug sein, das zu erkennen, und nicht im Geschrei verstädterter Bestandteile, ob sie nun in Frankfurt oder Nürnberg laut zur Geltung gebracht werden, die Stimme des gesamten Volksbodens zu hören glauben. Die Stimme der Erde, im Gegensatz zur Stimme der Großstadt ist langsam, schwer und tief; aber wenn die Erde einmal in Bewegung geraten ist, und gar in falscher Richtung, dann hält sie der Großstadtlärm nicht auf, sondern nur wieder Bodenkraft und Erdnähe.

Bodenkraft und Erdnähe quillt aus dem Sammelwerk der Österreicher Kleinwächter-Paller und ihrer Freunde, und wer sie spüren will, der greife zu dem Buch, über dessen Inhalt im einzelnen wir absichtlich nichts verraten, um den Wunsch nach der Bekanntschaft mit ihm zu steigern. Aber soviel sei gesagt, daß wir gerade in Bayern alles Wesentliche darin unterschreiben können.

Aber mit Worten ist es eben nicht getan. Ein solches Buch müßte eigentlich das letzte Wort vor beginnenden Taten sein und nur dem Willen auf beiden Seiten die nötigen klaren Richtungen dazu geben. Diese Aufgabe ist vorbildlich erfüllt. Es darf nicht bei dem roten Fragezeichen auf schwarzen Grunde des Umschlags bleiben. Die dritte, goldgelbe Farbe des Umschlags, die als kultur- und volksdeutsches Symbol gerade auf dem Boden der alten Habsburger Monarchie so viel an Einsatz der Persönlichkeit bedeutete, verpflichtet die heute noch mehrheitbildenden Herden der Mitte geradeso, wie die drängenden Außenseiter, aus dem vielen Gerede zu dieser Sache seit 1848/49 nun endlich den Mut und den Willen zu Taten zu schöpfen.

In welcher Richtung diese Taten zunächst, durchaus ohne die Gefahr außenpolitischer Verwicklungen, erfolgen könnten, das enthüllt in vorsichtigen Linien der III. Teil: Europa und die Anschlußfrage. Wo die Gefahren lauern, verraten die Beiträge von Ziegler, Janovsky (Anschluß oder Donauföderation), Hugelmann, Winkler, Morocutti, aber auch die schwarze Sorge, die fast hinter jedem Reiter auf diesem Felde, volkspolitischer Gefahren voll, im Sattel sitzt — oder wenigstens sitzen sollte!

Wollen wir uns auch in der Anschlußfrage wieder einmal selbst belügen, oder sollen wir belogen werden, weil man unserer Schwachheit das Ertragen des Anblicks großer Gefahren nicht zutraut, ebenso wie zu Beginn des Weltkriegs? Damals haben bessere Seelenkenner großen Weltvölkern die Gefahr absichtlich in grellem Lichte gezeigt, um sie dadurch zur größten Leistung und zum Vorbereiten auf ihre Dauer emporzureißen. Oder wollen wir uns klar machen, daß auch in der Weltpolitik gilt, was einst Moltke in die alte Felddienstordnung schrieb: daß Unterlassen und Versäumnis uns schwerer belasten, als Fehlgreifen in der Wahl der Mittel. Schon ist aus Menschenfurcht und Schwäche der günstigste Augenblick des großdeutschen Zusammenschlusses versäumt worden, damals, als alles im Werden, die Welt im Schmelztiegel war. Mit Recht

frägt Kleinwächter: würden sich Franzosen, Briten, Italiener überhaupt besinnen, 6½ Millionen Volksgenossen hereinzunehmen, wenn sie noch erreichbar, vielumworben vor den Toren stehen?

Die Frage stellen, heißt einem Minderwertigkeitskomplex die Hintertüre öffnen, den wir schon verachten müssen, wenn wir auch nur wagen, ihn zu betrachten!

Orla und Jonathan

Novelle

von

Edzard H. Schaper

Als es zum Frühjahr ging und überall die Boote von den Helligen genommen wurden, als gehämmert und geschmiedet ward, um den Winter auszutreiben, als die wildesten Gerüchte über Großfänge unter den Leuten vom Strande gingen — damals kamen Orla und Jonathan aus dem Nordland die Ostküste entlanggewandert. Viele Tage gingen sie über die aufgeweichte Erde, durch die des Frühlings Schmelzwasser rieselten, sie lagen ein paar Nächte auf dem Boden der einsamen Gehöfte und fragten jedweden um Arbeit. Es wollte und wollte ihnen nicht glücken, unterzukommen. Sie liefen sich die Sohlen durch unter dem wunderbaren Himmel und schauten Tage und Nächte, die sie durchwanderten, vom steilen Ostufer auf das Meer, in dem ein starker Strom das letzte Eis nach Osten führte. Sie wurden mager und steckten in viel zu weiten Kleidern, die ihnen im vergangenen Herbst noch prall am Leib gesessen hatten. Aber sie verloren keineswegs den Mut.

Als sie die lange, steilwandige Küste entlanggewandert waren, kamen sie an die einzige Stelle, wo der Bergrücken ins Land buchtet und die Erde unter Kornfeldern und Strandhafer im Steingeröll versickernd ins Meer fließt. Hier stand die Schmiede, in der Aage Meister war, und hier glückte es ihnen zu bleiben. Ja, man schien hier geradezu auf sie gewartet zu haben, denn der Meister, bislang allein am Amboß, trieb sie zur Eile an und sagte: „Seht euch nicht lange um, zieht den Rock aus und schafft mit!“ Das taten Orla und Jonathan. Im Augenblick hatten sie nur mehr Hemd und Hose auf dem Leibe, schüttelten den Kopf, besahen noch einmal ihre Winterreinlichkeit und schürten dann das Feuer und schlugen auf rotes Eisen wie richtige Schmiedeknechte, weiß des Morgens und schwarz am Abend. Zwischen der Arbeit konnte man immer noch einen Blick um sich herum tun; das Tor war weit offen, ein Weg ging durch Felder sachte den Hügel hinan, oben lief die Straße mit der Brust des Berges nach links und rechts, zu Dörfern, die sie nicht kannten, Saltuna und Balka. Es war die merkwürdigste Schmiede, in der Orla und Jonathan je gearbeitet hatten. Ihr Meister war jung und dennoch ohne Frau. Keiner sorgte für sie den Tag über, zwischen der Arbeit mußten sie immer auf einen Sprung nach dem Essen sehen. Manchmal wurde es vergessen, und keine Grütze bleibt gut, wenn sie länger als drei Stunden auf dem Feuer steht. Des Sonntags wurden die Stuben gefegt, die Betten geschüttelt und was es sonst

noch zu tun gab. Und trotz aller Mühsal waren sie guter Dinge, denn es war doch keine Meisterin da; und Meisterinnen sind immer eine heikle Sache. Man hätte gar nicht denken sollen, daß es soviel Boote in den beiden Dörfern gab, mit soviel Eisenwerk daran. Immer wieder aber sah man schweigsame Kerle durchs Feld kommen, mit der Probe irgendeines Krampens, Bolzens oder einer Ruderpinne unterm Arm, die dann viele Male nachgebildet werden mußte. Kurz und gut — es war recht schwer für Orla und Jonathan, das alles zu überkommen, aber es war darüber hinaus auch recht schön für sie. Des Sonntags ging Aage fort, holte sich Bestellungen aus den Dörfern, kaufte beim Landhändler ein und hatte dabei noch Zeit, in die Kirche zu gehen, zu der es wieder eine Meile Wegs war. Orla und Jonathan schliefen sich noch die Augen müde, da war er schon fort. Wenn die Sonne hoch stand, wachten sie auf, gähnten und streckten sich faul und krochen aus den Betten. Eine ganze Weile blieben sie noch auf der Kante sitzen und sagten sich, daß es Sonntag sei. Ihre hellen Haare züngelten um die Stirn, gritzig und verschlafen rissen sie die Mäuler auf und stöhnten sich lachend mit vielen „ohs" und „ahs" an. Über dem Meer tanzte die Sonne, und der Frühling rumorte in den Feldern. Die Eider und Alken schwammen als schwarze Punkte weit draußen im Sonnenspiegel und schlugen aufgereckt mit den Flügeln, daß die helle Brust aufblinkte. Und in der Eiseskälte, die immer noch hereinwehte, hörten die Jungen die Haveliter vor sich hinschnakken wie es zu einem faulen Sonntag paßt — ganz leise, auf Friede und Fressen eingestellt.

Wenn sie sich gewaschen hatten und ihre Kammer reingemacht, gingen sie nach unten und lungerten in der Tagesstube herum, aßen Grütze, die in der Glut stehengeblieben war, und kamen erst ganz langsam dazu, sich die Mütze vom Nagel zu nehmen und an den Strand zu gehen. Sie stiegen ins Boot, schossen mit des Meisters alter Flinte ein paar junge Havelitерhähne, zogen Dorsch und saßen dann faul, die Ruder eingezogen, und rauchten bis zum Mittag, wenn es zurück in die Bucht ging. Gleich neben dem flachen Strand stiegen die Ufer wieder steil wie eine Wand, hoch wie zwei Häuser an, und trieben sie darunter entlang, so zogen sie den besten Fisch, der hier, im tiefen Wasser, stand. Am Nachmittag strolchten sie über den Skraenten, in Aages Wiesen auf der Halde, die so steil und jäh zum Meer stürzte. Sie scharrten mit den Füßen in den Resten der Heustadel, von denen zwei Ziegen im Winter lebten, und schlugen Feldmäuse tot.

Sie sagten nicht viel an einem solchen Sonntag. Pfeifend schlenderten sie umher, besahen sich die ganze Gegend, saßen, wenn es zu dunkeln begann, in der Tagesstube und rauchten. Bei jedem Zug aus der Pfeife leuchteten ihre Gesichter auf; sie hatten das Kinn auf die Fäuste gestürzt. Jonathan sah man an, daß er erst achtzehn war, aber er war schweigsam wie ein Fünfziger und verständigte sich mit dieser Welt nur durch die Augen, die lustig unter viel zu hellen Brauen und Wimpern schimmerten. Seine Haut war fein und zart, wie man es einem Schmiedegesellen gar nicht zutrauen würde. Ganz gewiß war er ein guter, dummer, großer Junge. Orla schien zu rechnen oder zu grübeln, wenn die Glut der Pfeife ihn beleuchtete. Schmal war sein Kopf, lang die Nase. Die Augen kühn, und zugleich abwägend. Sehr straff alles an Orla, wie es weich und unentschieden an Jonathan war.

Gegen sieben Uhr bekam die See das andere Brausen, das Brausen der Nacht. Und Aage kam heim.

„N-n-na?" sagte er, „und Ihr habt es also gut?" „Ja", entworteten sie, und sahen ihn lächelnd an. Er packte aus, erzählte, wenn auch spärlich zumeist, und dann auch nur von den Fängen, die heimgebracht waren, und von der Arbeit der kommenden Woche. Sie schwiegen still, und wenn es hoch kam, sagten sie: „Na — so also, ja ja . ." Späterhin aßen sie alle drei zusammen und schliefen dann die immer kürzer werdenden Nächte wie die Ratten. Bei Sonnenaufgang klangen die Ambosse schon über Meer und Land, und die Esse lohte mit der Sonne um die Wette. Tagein, tagaus Arbeit, Mühsal, und dann und wann nach der harten Ordnung der Sieben ein Tag, an dem sie schliefen, schlenderten, rauchten und gute Kameraden waren. Aber das waren sie ja immer, Orla und Jonathan — aus Hälsingborg ausgewandert auf diese dänische Insel, die unter schwedischen Vögten stand.

*

Die Zeit verging. Worte können so wenig sagen, was alles geschah.

Der Sommer strahlte über ihnen auf, und die Arbeit ging spärlicher vom Amboß. Nicht daß sie faul gewesen wären — bewahre, aber einmal mußte es ja doch so kommen, daß alle Boote heil waren und die wenigen Schäden, die es in ihrer Werkstatt zu heilen gab, stammten aus dem Kampf der Schiffe mit den seltenen Stürmen des Sommers.

Orla und Jonathan waren eines Sonntags allein und lagen auf dem Meer. Gottlob weit genug draußen, daß sie zwei Frauen sehen konnten, die auf der Straße am Berg entlang kamen und nicht weitergingen auf ihr, sondern den Weg zur Schmiede einschlugen. — „Orla, sie wollen zu uns!" flüsterte Jonathan und richtete sich erschrocken auf. Orla zögerte mit der Antwort. Dann aber griff er zu den Riemen, und hastig ruderten sie in die Bucht hinein, vergaßen sogar die Kette zu schließen, als sie angelegt hatten; ganz außer Atem waren sie. Sie polterten übers Geröll, der Strandhafer peitschte ihre nackten Beine — und sie liefen ans Haus, verpusteten sich mit glühroten Köpfen und kamen dann dahergespaziert, wie zufällig. —

Zwei Mädchen standen am Tor und pochten. Die Jungen waren so erstaunt, daß sie sich am Arm packten, daß sie blöde dastanden und starrten, während das Blut aus dem Kopf fiel und das Herz wie unsinnig zu schlagen begann. —

„Guten Tag — guten Tag!" stottern sie, und treten näher.

„Wir wollten zu Aage!" meinen die Mädchen, und die jüngere von ihnen fängt an zu lachen.

„Ja — ja, zu Aage —" bestätigen Orla und Jonathan ganz unnötig, und lachen ebenfalls. — „Er ist nämlich nicht hier!" — Gott, eigentlich sind sie darüber furchtbar froh! — „Aage ist unser Mutter Bruder!" erklären die beiden, und wie Orla und Jonathan die Tür aufmachen, tappen sie hinein ins Haus, als müsse es so sein, und sitzen wenig später am Tisch in ihrer Tagesstube, halten jede eine Decke und ein kleines Bündel in der Hand und sehen sehr verlegen aus.

So saßen sie noch alle da, als es dunkel wurde und das fremde Brausen vom Meer hereinkam, sie saßen noch ebenso da, als Aage kam — aber sie waren klüger geworden und hatten viel von der Welt gehört, von Ländern und Menschen, von dem Geschick, das unter uns umgeht und uns hebt und senkt, uns kriechen oder

aufrecht gehen läßt auf dieser kargen Erde. Orla und Jonathan waren klüger geworden. Unbedingt wußten sie viel — und alles viel früher als Aage, den es doch anging. Aber für nichts hatten sie einen Namen, für nichts hatten sie Raum, über nichts konnten sie sich klar werden. So eng war ihr Leben gewesen, und nun auf einmal raumte es unsagbar vieles; sie mußten sich den Kopf zerbrechen und schwer nachdenken — wie es uns allen nun einmal so geht. In dieser Nacht schliefen sie kaum eine Stunde. Nicht weit von ihnen ruhten in einer Kammer die beiden Mädchen von ihrer langen, nicht ausdenkbar langen Reise aus. Orla und Jonathan wälzten sich hin und her oder lagen still auf dem Rücken wie Tote, horchten auf alles, was zu hören war und hörten aus der Nacht das Unhörbarste heraus und sagten es sich bröckelnd, nach langen Zeiten des Schweigens. Sie erinnerten sich und sagten jede Einzelheit von allem, was die Mädchen erzählt hatten, noch einmal. — Anna und Hansigne hießen sie, Hansigne war die ältere. Ihr Vater war Bootsmann auf einer Bark gewesen, die vor gut zehn Jahren an der Küste Ostindiens verscholl. Die Mutter verfiel darüber dem Trübsinn und hatte sich durch dieses Leben geschleppt bis vor Jahresfrist, als sie ein Ende gemacht hatte und in der Verwirrung des Herzens ins Meer gelaufen war. Das geschah in Jütland; daher kamen Anna und Hansigne auch gewandert, über den großen und kleinen Belt, bis nach Kjöpenhamm, und glücklicherweise hatten sie dort einen Schoner gefunden, der sie hierhergebracht hatte. Nun waren sie hier — blieben sie hier — wohl für immer. Nicht auszudenken für Orla und Jonathan! —

Es kamen verstohlene Tage, wo sie nicht aufzublicken wagten, und an denen sie doch mit gierig-grellen Blicken jedes der Mädchen verschlangen. Schweigsame Mahlzeiten gab es, und endlos scheinende, schwüle Nächte, wo sie sich auf den Betten wälzten, schlaflos, und dann und wann zum Fenster liefen und über den östlichen Himmel schauten, ob denn gar kein Gewitter käme. Doch sie sagten sich nichts, obgleich sie einander gut sahen. Sie verbissen die Qual in einer Scheu, die vor Worten zurückschreckte. Lange bevor das Haus erwachte, waren sie schon am Strande; saßen im Boot und rauchten und bliesen den Rauch in eine neblige Luft, durch die wenig später im Morgenchoral der Vögel die rote Sonne brach. Es war für sie das Zeichen, in die Werkstatt zu gehen. — Einmal des Morgens zogen sie Fisch, und als sie ihm einen Draht durch die Kiemen gezogen und Bündel zu je sechs gemacht hatten, brachten sie ihn den Mädchen zum Morgen. Großes Erstaunen! — — „Wann fangt Ihr denn so schönen Fisch?" — „Eben!" sagten sie und wurden verlegen, denn Aage betrachtete sie zu aufmerksam. — „Ihr seid ja Frühaufsteher geworden!" war seine Meinung, und er sprach nicht mehr viel mit ihnen. Er selbst aber war immer um die Mädchen, hatte es gut, wie Orla und Jonathan fanden. Wann es ihm nur paßte, ging er von der Arbeit zu ihnen und kehrte mit lachendem Gesicht zurück. Ja, überhaupt konnte man es merken, daß Frauen ins Haus gekommen waren. Die Verwahrlosung hatte aufgehört, überall. Vom Boden bis zum Keller. Nur für die Werkstatt standen Orla und Jonathan ein. Aage ging des Sonntags nicht mehr ins Dorf, sondern ließ sich gutschmecken, was Anna und Hansigne an Feiertäglichem für ihn auftrugen.

Und ging er fort, zu Bekannten nach Saltuna oder Balka, und zur Kirche — dann nahm er die Mädchen mit! Einen langen Tag waren Orla und Jonathan allein; aber es war nicht schlendrig und faul wie früher. Sie hockten herum, hatten leere Augen und sprangen zur Tür, wenn sich etwas hören ließ. Aber nein, niemand

kam. Auf der Straße am Berg fuhr dann und wann ein Wagen mit Leuten, die des Sonntags Besuche über Land machten.

Sie ruderten aufs Meer, aber nicht mehr weit hinaus. Sie waren zu müde, hatten keine Kraft. Weiß Gott, aus wievielerlei Gründen sie nicht mehr aus der Bucht mochten. Mit Vorliebe trieben sie unter den Wänden entlang und ließen die großen Dorsche eine Weile an der Angel zappeln. Das paßte ihnen so.

„Wenn mal jemand von da oben hinabfiele . . .!" meinte Jonathan und sah schaudernd in die Höhe, wo die letzten Grasbüschel an der Grenze standen und sich im Winde wiegten. Unten war es ganz still. „Man kann nicht wissen — was alles noch geschieht!" meinte Orla nachdenklich und maß mit den Augen den Fall.

„Was sagst Du, Orla?" —

„Ach ja — was man so sagt! — Komm, laß uns in die Bucht rudern!" —

Der Sonntag ging langsam. Sie sprachen nichts. Rauchten soviel wie sonst an drei Festtagen zusammen. Als es dunkelte, schlichen sie sich über den Skraenten, legten sich hinter einen Haufen halbtrockenen Heus und schliefen fast ein. Aber sie warteten ja, auch wenn es lange dauerte. Wohl schon gegen zehn Uhr mochte es sein, wenn die Feiertagswanderer zurückkehrten. Man sah sie kaum vor dem dunklen Klee, durch den der Weg führte. Aber doch, nahe genug herangepürscht, ließ sich alles beobachten. Aage in der Mitte, rechts von ihm die ältere Hansigne, und links Anna. Und Aage hatte — Aage hatte — — die Hand über ihre Schultern gelegt!

Nicht auszudenken für Orla und Jonathan, was das bedeutete! —

Leise wie Kater schlichen sie in weitem Bogen ums Haus. Sie gingen zum Strande, ruderten hinaus und ließen sich von den Dünungen verschleppen. Wenn aber ein Fenster im Haus hell wurde, fingen sie an zu reden; gleichgültiges Zeug, was ihnen nun gerade einfiel. Spähend sahen sie sich dabei an.

Mit einem Male griff Jonathan Orla am Arm und zeigte auf das Fenster. Orla sprang auf und winkte.

„Orla — Orla!" flüsterte Jonathan; „Orla, was tust Du!" — „Pah —" meinte Orla verächtlich und winkte weiter mit seinem Tuch. — „Komm — in die Bucht!" befahl er, und sie legten sich in die Riemen. — „Bleib hier!" sagte Orla, und Jonathan blieb. Langsam ging Orla über die Halde, durch das Strandhaferfeld, zum Haus. Er sah unverwandt auf das helle Fenster, an dem Anna und Hansigne standen.

„Guten Abend!" sagt er leise und ist froh, daß niemand sehen kann, wie rot und blaß er wird.

„Guten Abend!" sagen die beiden; hell und dunkel.

„Ihr . . . Ihr — habt wohl nicht Lust, ein bißchen mit uns hinauszufahren?" —

„Doch," sagen die beiden; „wenn Ihr nur ein wenig warten wolltet!" „Ja — natürlich — gern!" stammelt Orla, und er kann kaum atmen. Konnte das wahr sein? Wirklich? daß sie so einfach mitgingen? Wirklich wahr? So ohne alles lange Geschwätz? — Ach Orla, sagt er sich und wird ganz kühn — es ist ihnen ja etwas an Dir gelegen! Es war Unsinn, wenn sie an den Meister dachten, ganz sicher ein großer Unsinn! Der war in den Dreißigern, und Hansigne neunzehn, Anna siebzehn. — Hastig läuft er auf und ab und kann es kaum erwarten. Schade, daß er Jonathan kein Zeichen geben kann! Endlich kommen sie; aber Orla ist ganz heiser und kann kaum sprechen.

„Es ist zu schön, daß Ihr wirklich kommt! Ein Wetter ist es, müßt Ihr wissen — ein Wetter . . .!"

"Ja, sehr schön ist es", nickt Hansigne.

„Und die See — so still! Man denkt, man läge noch einmal in der Wiege, wenn man im Boot ist!" versichert er und findet, daß er das ganz vortrefflich ausgedrückt hat. Anna lacht zwar, aber das schadet nichts. Wenn nur Hansigne ernst blieb!

„Seht, das ist das Boot!" meint er und zeigt auf die Bucht und den Kahn, in dem man Jonathan nicht erkennen kann. Späterhin ist es, als hätte der die Sprache verloren. Man hört ihn nicht, man sieht ihn kaum im Dunkel, weil er nicht gesehen werden will. Jonathan sitzt und starrt aus seinen verständnisvollen Augen auf Anna, die vor ihm ihren Platz hat, und rudert langsam — ah, viel zu langsam für den forschen Orla — wie im Schlaf.

Draußen im sternsprühenden Wasser ziehen sie die Ruder ein. Nun ist es ganz still. Die Dünung hebt sie weiter und weiter hinaus, bis man die Brandung unter den Wänden am Skraenten auch nicht mehr hört. Da ist es Orla und Jonathan als flögen sie — ganz unfaßbar — in den Himmel hinein.

Jonathan hält Annas Hand, und Orla — ja, er ist ein verteufelter Bursche — er hat Hansigne den Arm um die Schulter gelegt. Aber wie er nach einiger Zeit zärtlich ihr übers Haar streicht, nimmt sie ganz behutsam seine Hand und legt sie fort, einfach fort — wie etwas, was nicht auf ihren Kopf gehört. Das ist Orlas Niederlage. Gleich bekommt er ein schlechtes Gewissen und legt die Ruder aus. Hätte sie gesagt: „Laß — laß!" — dann hätte er sie noch wollender gepackt, dann wehrte sie sich nur, um sich ergeben zu können; aber daß sie so ganz ruhig seine Hand fortnahm, schüchterte mehr ein als viele Worte.

Sie legten in der Bucht an, vertäuten und gingen zum Haus. — „Dank für die Fahrt!" sagten Anna und Hansigne und eilten in ihre Kammer. So ganz ohne weiteres waren Orla und Jonathan wieder allein. Und mußten sich zurechtfinden in Dunkel und Nacht, Gedanken und Hoffnungen. Aber sie konnten wieder einmal schlafen. Am anderen Morgen sah Aage die Mädchen hilflos an, und seine Knechte bedachte er sehr spärlich mit Worten. Dafür waren die beiden um so lebhafter. So ging es Tag für Tag. Jonathan wurde selig still. Einmal konnte er es nicht aushalten und sagte zu Orla: „Du, ich glaube, sie liebt mich!" Dabei sah er aus, als trüge er die ganze Welt in der Hosentasche.

Orla: „So? Woher weißt Du das?"

Jonathan: „Ich glaube — es ist so!"

Orla ganz dringlich: „Hat sie Dich geküßt? Dann wäre es so!"

„Nein — ah, nein, nein!"

Orla: „Doch! Sag es nur ruhig!"

„Nein, bestimmt nicht! Ich wollte es — aber . . . . ."

„Ach so, sie wehrte sich! Schadet nichts!" — Orla ist sehr froh, denn Jonathan ist ihm also wirklich nicht über. —

*

Tag um Tag geht. Sie sind an der Arbeit und nicht faul. Ja, eigentlich so fleißig, daß der Meister überflüssig wird. Auch das hat seine Nachteile. Viel zu viel sitzt er jetzt bei den Mädchen in der Stube. Und kommt er zurück, dann ist er

halb fröhlich, halb traurig. Orla späht von der Arbeit über sein Gesicht. Jonathan duckt den Nacken. Und wenn es Feierabend wird und sie sauber und müde vors Haus treten, kommt Aage hinüber zu ihnen und spricht über Wetter und Wind, und wie die Ernte wohl ausfallen wird. Es war nicht ganz klar, warum er nun gerade mit ihnen darüber sprach. Es schien nur, als suche er einen offenen Augenblick zu nutzen, um seine Knechte wieder einmal sprechen zu hören und sich ihrer zu entsinnen.

„Seht," sagt er zum Schluß, „Anna und Hansigne noch beim Heuen! Wollen wir ihnen helfen?"

„O ja", sagen die beiden, und zu dritt gehen sie auf die Halde und wenden das duftende Gras. Im Dämmern laufen sie hin und her und haben heiße Stirnen von der Eile. Aber es tut so gut, einmal Hansignes Arm zu streifen, Annas Atem zu spüren — das waren Blitze im Dämmern — ein Gewitter in der Brust — Spannung und Wohltat. Und es gab die Gefahr — daß Aage es merkt!

Wenn sie vom Skraenten heimkamen, aßen sie vor dem Haus. Jeder seinen Teller auf den Knien, und vor ihnen allen auf der Erde der gefüllte Milchkrug. Die Sonne ging unter, und allmählich verstummten die Vögel. Meer und Himmel verschmolzen in einem blauen Hauch gen Osten, und das Land duftete süß und betäubend von Blüten. Es war die Mahd, und es war der Wald, aus dem ein warmer Kienhauch zum Meere fiel. So warm — man konnte denken, man läge unter einer Decke. Bewahre nicht allein! — Gar nicht auszudenken für Orla und Jonathan! —

Es kam, daß Aage in weiche Stimmung geriet. Aber, „Skit!" sagte er nach einer Weile verächtlich, stand auf, vertrat sich die Beine und war wieder der Meister. Späterhin ging er mit den Mädchen ins Haus, und Orla und Jonathan zum Strande, wo sie sich ins Boot setzten und die Pfeifen hervorholten. Im Haus blieb es dunkel. „Anna ist ein Kind!" sagte Orla. Und Jonathan nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. Plötzlich aber fuhr er zusammen, so schneidend klang Orlas Stimme aus der Dunkelheit.

„Glaubst Du nicht auch — er liebt sie!"

„Ja — ja, es kann wohl sein!" stammelte Jonathan.

„Bei Gott, das tut er!"

„Aber was sollen wir machen?" — Ja, was? Sie wußten es nicht. Sie rauchten, daß ihnen beinahe übel wurde, und standen auf, als in der Kammer langsam das Licht aufglänzte. — „Komm!" befahl Orla Jonathan. Sie pürschten sich die Halde hinauf. Orla murmelte vor sich hin. Als sie unter dem Fenster waren, kam eben ein Kopf zum Vorschein. Anna! — Orla blieb stehen und sah eine Weile hinauf, als überlege er angestrengt.

„Komm doch hinunter!" sagte er leise. Anna schüttelte den Kopf. Kein Wort von ihr.

„Komm doch!" bat Jonathan. Er sprach so verzweifelt, gerade als ob er gleich anfangen wolle zu weinen. Anna schüttelte nur wieder den Kopf. Man konnte so gut sehen, wie sie es tat. Dann ging sie fort. Die Jungen hörten halblaute Stimmen, und dann kamen alle beide und sahen hinunter.

„Kommt!" bat Orla sehr leise. Jonathan glaubte ein: „Warum?" zu hören und sagte: „Kommt, wir bitten euch, es gibt etwas zu sagen." Es war gut zu beobachten, wie Anna und Hansigne sich fragend ansahen. Sie gingen fort vom

Fenster, ohne ein Wort zu sprechen, und traten wenig später aus der Tür. Langsam tasteten sie sich hinunter zum Strand.

„Sieh, wie hell es im Osten wird! Ganz unheimlich hell!“ sagt Hansigne. Etwas ist in ihrer Stimme, was Orla aufhorchen läßt. Ihre Augen sind noch ganz rot und feucht von Tränen.

„Warum weintest Du?“ fragt er, und seine Stimme bittet sehr. Aber sie schüttelt den Kopf; nur daß in der Erinnerung an etwas Schweres sie wieder zu weinen beginnt. Da nimmt Orla ihren Arm, und sie wehrt ihm nicht.

„Ah — ich bin nur so schwach!“ seufzt sie. Am Boot zeigt es sich, daß auch Anna geweint hat. Jonathan, der dumme Junge, hat es nur nicht gemerkt.

„Sagt, was gibt es denn, daß Ihr so weinen müßt?“ fragen sie und halten der Mädchen Hände. Sie bitten: „Laßt uns!“ und die Knechte greifen zu den Riemen und rudern hinaus. Anna und Hansigne lassen sich den kühlen Wind vorn am Steven um die Schläfen wehen, tauchen die Hand ins Wasser und feuchten die Stirn. Im Osten wird die Röte heller und heller, und endlich schwimmt der Mond auf dem Meer, steigt langsam über einer wandernden Silberstraße in die aufgestirnte Nacht, daß die kleineren Sterne verblassen müssen. Da ziehen Orla und Jonathan die Ruder ein und lassen das Boot treiben. Wohin? — Gleichviel; je weiter desto besser, dünkt sie.

„Ich habe mir immer gewünscht, über das Meer gehen zu können!“ sagt Hansigne.

„Auf dem Meer?“ fragt Orla entsetzt; „gehen? so wie es in der Schrift steht? mit den Füßen auf dem Wasser, ohne zu versinken?“

Hansigne nickte ernsthaft.

„Was bist Du doch für eine .....“ murmelt Orla gequält ... „daß Dir solche Gedanken kommen!“

„Ich wollte es schon immer!“ — Orla ist entsetzt, aber er bereut es gesagt zu haben. — Hätte ich das verstanden, dann gewänne sie mich lieb! denkt er. Zurücknehmen kann er nichts mehr, und es will auch fortan nicht glücken, mit ihr zu sprechen. Sie bleibt stumm. Sie ist so blaß in diesem Nachtlicht, so groß und schmal! Ihre falben Haare kräuseln um die Stirn, weil das Tuch abgeglitten ist, und vor dem Wind schließt sie die Augen. Ihr Mund hat ein schmerzliches Glühen in sich. Ja, das ist Hansigne — Hansigne!

„Gute, gute Hansigne!“ flüstert Orla und nimmt ihre Hand. „Hast Du mich lieb?“ fragt er und schämt sich, weil Jonathan es vielleicht hören kann. Hansigne schlägt die Augen auf und sieht ihn erschrocken an.

„Denk an anderes, Orla!“ sagt sie leise und klopft seine Hand, beinahe wie eine Mutter. Da blickt Orla zur Seite. Ein so quälendes Verlangen ist in ihm; er möchte schreien — sie ins Wasser werfen und so lange vor dem Ertrinken retten, bis daß sie sagt: „Ja, ich habe Dich sehr lieb!“

Doch er wirft sie nicht ins Wasser; nach einer Weile nur springt er auf und keucht: „Sag — liebt der Meister Dich?“ Fassungslos starrt Hansigne ihn an. Sie hat ihre Hände erhoben und ist totenblaß. Sie denkt nach und weiß ihm keine Antwort, aber die Hände nimmt sie ihm und legt sie auf seine Knie und tastet sich endlich doch in ein paar Worte hinein: „Du solltest an anderes denken, Orla!“ Einen Augenblick später nimmt sie die Riemen und legt sie in die Dollen.

Das alles haben Jonathan und Anna gehört. Mit jedem Wort sind sie zusammengefahren, mit jedem Wort ist Jonathan stolzer auf seinen Kameraden geworden, und beschämter — weil nicht er solchen Mut zeigte. Anna sieht ihn ängstlich an. Ein Lächeln geht um Jonathans Mund, und seine Augen werden glänzend. Während Orla schon in die Bucht rudert, hält er noch Annas Arm und starrt abgewandt übers Wasser.

*

Anfangs, als die Mädchen ins Haus gekommen, war Aage fröhlich und guter Dinge gewesen, späterhin wurde er launisch, und nach diesem Abend wurde er ganz still. Wie in selbstquälerischer Absicht ließ er die Mädchen fast immer mit seinen Knechten allein. Hatten sie gegessen, dann stand er sicher als erster auf. — „Na — Jugend zu Jugend!" lachte er bitter — „ich will noch ein bischen fort!" In der ersten Zeit hatte Hansigne gesagt: „Willst Du schon wieder fort? Bleib doch hier!" Anna bat mit angstvollen Blicken. — „Nein, nein, laßt nur!" wehrte Aage ab. „Jeder muß wissen, wohin er gehört!" Und endgültig war er für den Abend verloren. Die Jungen vertrieben sich kümmerlich die Zeit, denn die Mädchen waren schweigsam. Und wenn es Schlafenszeit war und sie in die Kammer wollten, blieben die beiden unbeweglich sitzen.

„Wollt Ihr gar nicht mehr schlafen?" fragten Orla und Jonathan.

„Doch, natürlich," sagten sie, „aber wir wollen lieber noch ein wenig warten!" Schweigen; beinahe Feindseligkeit.

Die halbe Nacht verging, dann erst kam Aage heim. Und viel, viel später kamen die Mädchen herauf. Man hörte ihr leises Gespräch und manchmal Annas Weinen, im Schlaf, daß Jonathan zusammenfuhr und sich die Ohren verstopfte. Schweigen und Finsternis lagen über der Schmiede, als der Herbst anbrach. Es geschah Seltsames mit Aage. Jeden Sonntag ging er in die Kirche, heimgekommen saß er noch eine ganze Weile mit der Schrift abseits und schien der Welt abhanden gekommen. Traf es sich, daß die Knechte ihm in den Weg liefen, dann hielt er sie an und sagte: „... und Ihr geht wohl nie in die Kirche?" — „Nein!" antworteten sie verlegen. — „Dann trachtet danach, daß die Kreatur in Euch nicht zu mächtig werde, der Wolf das Gotteslamm in der Seele nicht zerreißt!"

Er entließ sie. Kopfschüttelnd verbargen sich die Jungen. Solch ein Mann — Aage, der beste Schmied weit und breit — und so jung schon fing er an zu beten!? Für sie war es damit Zeit, wenn's ans Sterben ging. Nicht eher. Und so fanden sie es auch in der Ordnung. Jedoch blieb es nicht immer so mit Aage. Es kamen Tage, in denen er fluchte und ihnen einen Meißel ins Kreuz zu werfen versprach, wo er sie schalt, daß die Mädchen es hören konnten, und wo er alle Augenblicke in die Stube verschwand, dort lachte und prahlte, daß es die Jungen heiß und kalt überlief. Wenn er am Abend noch in derselben Stimmung war, sagte er gleich nach dem Essen: „Geht früh schlafen! Morgen ist viel zu tun!" Sie gingen sofort. Aber nicht in die Kammer, sondern an den Strand und starrten aufs Haus, in dem es dunkel blieb.

Am nächsten Morgen war Aage bleich wie Schnee, und Anna und Hansigne hatten verweinte Augen. Wieder kamen Sonntage, an denen er sie vor dem reißenden Wolf warnte, und Tage, wo er ihnen die schwersten Werkzeuge an den

Kopf zu werfen versprach und sich wie toll gebärdete. — „Hunde! — Sage ich Euch nicht — die Weiber stecken Euch im Gemüt — Ihr — Ihr Kater!"

Orla und Jonathan duckten sich. Und schwiegen. Am Sonntag, als er in Bibelstimmung auf sie einsprach, lachten sie ihm höhnisch ins Gesicht. Alle beide. Lauthals. — Dafür rächte er sich nicht. Viel mehr, er sank zusammen. Aber, ohne daß er's darauf abzielte, gab ihm die Woche Genugtuung.

Die Ambosse dröhnten, die Esse fauchte, schweigsame Männer standen herum, brachten Arbeit und holten Arbeit, denn der Winterfang begann nun, lange Fahrten, die vielleicht einmal ins Eis führten. Und dafür wollen die Boote gerüstet sein. Aage finster oder in strahlender Laune. Orla und Jonathan fleißig und gleichmütig, aber lauernd und beobachtend, was sich nur mit Augen und Ohren erhaschen ließ. Finstere und verschlagene Burschen hatten sie werden müssen, zögernd noch, aber kochend vor Grimm, reißende Wölfe im Pelz friedlich scheinender Kreaturen! Das paßte zu dem wilden Herbst, der sturmbeladen über Land und Meer hereinbrach. Schon längst hatten sie das Boot aus der Bucht tragen müssen. Neben der Werkstatt lag es gedockt, und mit ihm des Sommers Freiheit auf dem Meer. Traurig, Tage und Abende lang durch das Haus wandern zu müssen, Hansigne anzusehen, Anna neben sich zu spüren. Und hören zu müssen, wie Aage über ihnen stand, wie die Mädchen ihn umsorgten und wie sie an ihm litten. Denn es war jeden Morgen ungewiß, wievielmal er an diesem Tag die Laune wechseln würde. Bleich und müde stand er an der Arbeit und mußte oft innehalten und sich den kalten Schweiß von der Stirn wischen. Er stöhnte schwer, während er wie in einem Taumel um sich griff. In Aufruhr und Triumph begannen Orla und Jonathan dann zu hämmern, dröhnend hallten die Schläge, die Funken stoben, und alles sagte ganz deutlich: „Wir — wir, Orla und Jonathan!"

Aber kurz war dieser Sieg. Neben ihnen war er der Mächtigere. Lachend legte er Hansigne den Arm um den Hals, nannte Anna sein gutes Kind — Orla und Jonathan mußten aufstehen und in die wilden Nächte fliehen, und spät erst wieder hörte man sie in ihre Kammer schleichen. So brach der Winter an. Ein ungewöhnlich harter Winter. Er begann in einem frühen Schneefall. Mit acht Männern trieb sich der Schneevogt draußen herum und zeichnete mit vielen Bunden Stroh schnurgerade Wege über die tief verschneite Mark. Überall wurden die Schlitten aus den Schuppen geholt, und in der Schmiede war tolles Leben, denn von überall her kamen die Bauern und wollten den Pferden Eisen und den Schlitten Kufen untergeschlagen haben. Und alle wollten am liebsten auf die Arbeit warten. Zu dritt konnten sie es kaum überkommen. Bis nach Mitternacht standen sie in der Werkstatt, alle blieben auf, verwachten kostbare Schlafstunden und gönnten sich spät noch einen Schluck heißen Kaffee, bevor sie todmüde aufs Lager sanken. Und vielleicht merkten sie jetzt doppelt, wie unheimlich und tot es bei ihnen zuging, denn nach der Schinderei warteten alle auf ein gutes Wort. Schatten wurden sie, Schatten, nicht viel lebendiger als die an der Wand, wenn sie vor der hellen Esse standen und lange, glühende Eisenbänder schmiedeten. Das Meer begann still zu werden, die Dünungen glitten wie unter einem dunklen Tuch dahin. Und als es bitterkalt zu werden anfing und östlicher Strom einsetzte, bildeten sich unter knallendem Zersplittern der jungen Bäume das erste Eis. Träge schwammen von Osten große Flagen herein, mächtige Schollen Botteneises, und das Getier des Nordens kam in wilder Flucht halb am Sterben südwärts.

Nun schien Aage des Unfriedens müde zu werden, denn eines Tages rief er sie heran und sagte ihnen mit unbewegtem Gesicht, er bedürfe ihrer zum Frühling nicht mehr, und sie sollten sich für die ersten wärmeren Tage zur Wanderung rüsten.

„Ja," sagten Orla und Jonathan tonlos, „wir wollen es nicht vergessen!" Aber als er fortgegangen war, konnten sie sich nicht rühren. Sie starrten sich aus ihren bleichen, übernächtigen Gesichtern an, sie waren gelähmt, aber sie wußten sich einig, von Stund an. Am Abend dieses Tages traf es sich, daß sie für kurze Zeit allein mit den Mädchen waren.

„Wir werden bald weiterwandern!" sagte Orla und sah Hansigne an.

„Ich weiß es, Aage sagte es uns!" Und sie senkte den Kopf.

„Und Ihr werdet uns so ziehen lassen?" bittet Jonathan. Da steht Anna auf und geht hinaus. Erschrocken sieht Hansigne ihr nach.

„Ja!" antwortete sie, und Orla kann ihre Lippen sich nicht bewegen sehen. „Ihr solltet an anderes denken, und nicht an uns; und solltet uns das Leben nicht noch schwerer machen!"

„Wer — wer macht es denn so schwer?!" schreit Orla. Sogleich nimmt sie seinen Arm. — „Geh, Orla, wenn Du es nicht verstehst! Geh, und komm in ein paar Jahren wieder!"

Orla schweigt. Sie gehen fort und lassen Hansigne allein. Auf dem dunkeln Gang zu ihrer Kammer streift Jonathan etwas Weiches, Fremdes, und ehe er sich's versieht, schlingen sich zwei Arme um ihn und pressen ihn an eine Brust — und dann geben sie ihn ebenso plötzlich wieder frei — die Treppe hinunter läuft eilig ein Mensch, eine Tür öffnet sich unten, und es wird für einen Augenblick halbhell bei ihnen — dann wieder Dunkelheit.

„Anna!" murmelt Jonathan, und Orla sagt kein Wort.

*

So war es an einem Sonntag, daß sie zeitig aufbrachen, um im Wald nach ihren Schlingen und Fallen für das Wild zu sehen. Frostklar war der Tag, und die Sonne am Himmel. Anfangs wollte Aage mit den Mädchen in die Dörfer, aber da der Schnee so hoch lag und sie schwerlich vor Dunkelheit wieder heimkehren konnten, wenn sie alle Bekannten aufsuchen wollten, unterblieb es. An einen Kirchgang war auch nicht zu denken, wenn nicht gerade ein Schlitten sie mitnahm. Warum also viel Beschwer, dachten sie und blieben zu Haus. Orla und Jonathan wollten erst mit der Dunkelheit zurückkommen.

Aber den ganzen Tag über litt es Aage doch nicht zu Hause, und gegen Nachmittag sagte er, er wolle doch einmal nach dem letzten Stadel auf dem Skraenten sehen, ob das Heu auch nicht faule. Er käme bald zurück, Heu für die Ziegen könne er auch gleich mitbringen, dann spare er ihnen die Arbeit, bei dem tiefen Schnee über die Wiesen zu laufen.

„Komm bald wieder!" baten sie. Er tröstete und ging. Sie traten aus dem Haus und sahen ihm nach. Über den weißen Skraenten stapfte er, die Schneewehen gingen ihm manchmal bis zu den Hüften. Einmal drehte er sich um und winkte ihnen zu. Und als er hinter einem Arm, den der Wald in die Wiesen vorstreckte, verschwand, gingen sie ins Haus zurück. Sie saßen am Fenster und sahen aufs

Meer, auf dem das Packeis sich bis in die tiefsten Buchten erstreckte. Der Himmel wurde blau und matt, die Fernen verschwammen. Im Osten zog ein Nebelhauch nach der Sonnenwärme des Tages auf. Und kein Laut weit und breit. Kein Vogelruf, kein Wellenschlag. Alles starr und verstummt. Die Mädchen rückten dichter zusammen, stützten den Kopf und schauten ins Endlose.

Ganz allmählich wurde es dunkel. Ein Wind fuhr singend über den Schnee und wölkte ihn auf. Wie mit Nadeln stach es gegen die Fenster, deren eins nur von den schützenden Strohmatten frei geblieben war. „Nun sollte er bald kommen!" murmelte Anna, und Hansigne nickte. Es wurde dunkler und dunkler. Die ersten Sterne zogen herauf, nur die weiße Öde verbreitete noch eine letzte Dämmerung. Eintönig ließ der Wind den Schnee in langen Dünungen wandern. Und alles blieb still.

Sie waren aufgestanden und gingen unruhig auf und ab. „Horch — da kommt er! Gottseidank, ich hatte solche Angst!" sagte Hansigne und eilte zur Tür.

„Ja!" atmete Anna auf, „nun wird es Zeit. Es wurde schon ganz dunkel!" Und sie öffneten die Tür, daß der Lichtschein herausfalle und gingen den Schritten vor dem Haus entgegen. — „Es ist gut, daß Du kommst!" rufen sie, „so dunkel, wie es schon wurde!"

„Komm nur schnell herein!"

„Ja!" kamen Orlas und Jonathans Stimmen, „das wollen wir gern tun!"

„Ach — wir dachten, es wäre Aage!" — —

„Nein, nur wir!" lachen die beiden und reiben sich die Ohren, die ganz steif gefroren sind.

„Saht Ihr Aage nicht?" fragen sie angstvoll.

„Nein! Ja doch, richtig, wir sahen ihn vom Wald aus, er ging über den Skraenten zum letzten Heustadel!"

„Spracht Ihr mit ihm?"

„Nein, das taten wir nicht!"

„Aber er sah Euch?"

„Doch, das tat er wohl! Auch riefen wir ihm zu, daß wir bald heimkämen!"

„Dann wart Ihr ja dicht bei ihm?!"

„Ach nein, nicht eben so sehr!" sagen sie lachend. Einen Augenblick Stille.

„Puh — Ihr habt es gut! Man kann die Wärme gebrauchen!" Und sie trapsen in der Stube herum, und reiben Hände und Ohren. Zögernd sehen die Mädchen ihnen nach.

„Sagt —" fängt Hansigne an, „ging er zum Stadel oder kam er schon zurück, als Ihr ihn sahet?"

„Damals? — Ja, er ging wohl erst hinauf!" sagen sie und bekommen ein Lachen nicht aus dem Gesicht. „Habt Ihr nichts zu trinken? Uns wäre ein Toddy recht!"

„Ihr sollt ihn haben!" sagen die Mädchen tonlos, aber sie bleiben unschlüssig stehen; keine von ihnen will gehen.

„Worauf wartet Ihr denn?" fragt Orla. Er wird kühn, geht auf Hansigne zu und will sie an sich ziehen.

„Orla — Orla!" schreit sie und wehrt sich. Orla fährt zurück und starrt sie finster an. Aber sie hält seinem Blick stand, daß er zur Seite gehen muß und sich in den Stuhl am Fenster hockt. Jonathan kann die Hände nicht auseinanderbringen. Er geht in die dunkelste Ecke und wartet auf etwas. Niemand kann wissen,

worauf. Es rührt sich keiner von ihnen. Die Mädchen haben sich bei den Händen genommen und warten lange, bevor sie hinausgehen, um den Toddy zu holen. Orla und Jonathan sprechen indes kein Wort. —

Sie warteten und warteten. Das Schneelicht verglomm, und bald wurde es völlige Finsternis. Die Mädchen hockten am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, Orla und Jonathan standen am Fenster, Draußen hatte das Schneetreiben aufgehört, und die Luft spannte sich eisigklar und still.

„Orla — Jonathan," wachte Hansigne auf, „wollen wir ihn nicht suchen?"

„Ja!" murmelten die Jungen karg und standen auf. Sie alle zogen hohe Stiefel an und richteten zwei Laternen. Dann machten sie sich auf den Weg.

„Wir sollten Leute aus dem Dorf zu Hilfe holen!" schlug Orla nach wenigen Schritten vor. Die Mädchen waren einverstanden, die Jungen brachen auf, und waren nach einer guten Stunde zurück. Vier Männer waren mit ihnen. Jeder trug eine Laterne. Und langsam begannen sie über die Wiesen zu gehen.

„Wenn das Schneetreiben nicht gewesen wäre, könnten wir seine Spur im Schnee sehen!" sagte Orla zu den Männern.

...... „Und auch die unsere!" hörten die Mädchen Jonathan murmeln.

„Orla — Jonathan — wo habt Ihr den Meister!?" schrien sie auf, und die Männer, die noch nicht verstehen konnten, was gemeint war, fragten: „Hansigne, was fragst Du die beiden danach?" Anna und Hansigne antworteten nicht. Später aber sagte Anna zu Jonathan: „Wir hören, was Ihr Euch zuflüstertet!"

„Ja", sagten die beiden kleinlaut und verbargen ihre Gesichter vor dem Schein der Laternen.

Auf einmal standen sie dort, wo der Skraenter steil wie eine Wand abfiel. Und an dieser Stelle war im Schneewall vor dem Absturz eine Bresche, als hätte ihn etwas durchbrochen, was hinunterstürzte. Ein Loch in einer Wand war es, sonst nichts. Sie alle aber sahen sich an, und ihre Gedanken suchten ihn schon nicht mehr auf der Halde, sondern — unten auf dem Eis.

„Hier fiel etwas hinunter!" sagten die Männer zueinander. „Ob es Aage war?"

Orla und Jonathan sagten schnell: „Wir wissen einen Abstieg hier in der Nähe; laß einige von uns aufs Eis gehen und dort suchen!"

„Vielleicht ging Aage auch von Anfang an auf dem Eis, und diese Bresche riß ein Fels, der sich lossprengte??!"

„Nein! Wir sahen ihn ja doch über den Skraenten wandern!" wandten Orla und Jonathan beharrlich ein.

„Und Ihr seid sicher, daß Aage es war?"

„Ja, denn wir sprachen ja doch mit ihm!"

„Ihr spracht mit ihm?"

„Nein — das eben gerade nicht! — —"

„Wo wart Ihr, daß Ihr ihn sehen konntet?"

„Im Walde, bei unseren Fallen!"

„Sah Aage Euch?"

„Natürlich, denn wir riefen ihm noch ein paar Worte zu!"

„So wart Ihr ganz dicht beieinander, daß Ihr Euch verständigen konntet?!"

„Nicht eben so dicht, aber doch so, daß man jedes Wort verstehen konnte!" gaben sie zu.

Die Männer sagten nichts. „Laßt uns aufs Eis gehen!“ schlugen sie vor, und sie gingen zurück bis zu der Stelle, wo es nach der Jungen Meinung ungefährlich sein sollte, hinunterzusteigen. Dennoch war es gefährlich, denn der Schnee hatte die Tritte im Fels verweht und es war Nacht.

„So gehen wir nicht hinunter!“ sagten die Männer. „Laßt uns Seile nehmen, daß zwei sich festbinden können und die anderen sie von oben hinunterlassen.“ Es geschah. Zwei stiegen an dieser Stelle hinunter, gingen auf dem Eis entlang, und die anderen oben am Hang, bis sie zur Bresche kamen.

„Hier müßte es sein!“ riefen Orla und Jonathan. Die Antwort klang unheimlich fern aus der Tiefe.

„Geht zurück, bis dahin, wo wir hinabstiegen!“

„Habt Ihr ihn gefunden?“ riefen alle durcheinander. Keine Antwort. Nach langer Zeit: „Geht zurück!“ Und sonst nichts.

Sie wateten durch den Schnee, fielen und standen wieder auf, mehr als einmal warnten sie einander, nicht zu dicht an den Fall zu kommen. Denn, wo hing der Schnee über und wo nicht?

Es war fast Mitternacht geworden, als sie an den Aufstieg kamen. Die Seile wurden hinuntergelassen, die Männer auf dem Eis gurteten sich fest und befahlen sachte zu ziehen. Alle wollten Gottseidank sagen, wenn die beiden heil wieder oben waren, denn der eisige Fels schnitt bedrohlich in das Flechtwerk. Endlich war es so weit.

Aber Aage trugen die beiden tot zwischen sich!

*

Orla und Jonathan klagten sehr um ihren Meister. Aber niemand wußte so recht, wie es geschah — von Anfang an legte sich ein Mißtrauen zwischen die vier Männer und sie, ein Mißtrauen, aus dem später ein Gerede keimte, das die nächsten Landgemeinden und Gehöfte durchlief. — In dieser Nacht trugen sie den Toten, der schrecklich zerschlagen war, hinunter in die Schmiede. Dort mußten die Männer auch Anna und Hansigne in ihre Kammer tragen. Sie waren ohnmächtig geworden, als man das Haus erreicht hatte.

„Laßt sie uns zu Bett bringen!“ schlugen die Männer vor; „ihre Kleider sind ganz durchnäßt!“ Orla und Jonathan drängten sich zu dieser Arbeit. Doch sie durften sie nicht tun. Die Ältesten taten es, und sie kochten derweil einen Toddy.

Späterhin saßen sie zu sechst unten in der Stube und besprachen das Ereignis. Gegen Morgen sagten Orla und Jonathan, sie seien todmüde und wollten schlafen gehen. Die Männer ließen sie ziehen. Finster und schweigsam wünschte man ihnen eine gute Nacht. Und kaum war eine Stunde vergangen, als die zwei Ältesten hinauf in die Kammer der Mädchen gingen, um mit denen zu sprechen. Als es gegen Morgen graute, wurde einer der vier fortgeschickt. Er ging nach Saltuna, lieh sich dort einen Schlitten und jagte mit zwei Gäulen ununterbrochen ins Nordland bis zum Hammaren, wo der Vogt in der alten Burg hauste. Am Abend kam ein Trupp Reiter, der Vogt selbst in einem Schlitten die Ostküste entlanggefahren und nahm den Weg zur Schmiede.

Er hieß Anna und Hansigne vor sich kommen. Orla und Jonathan sollten in die Werkstatt. Ahnungslos gingen sie hinein. Aber wie sie sich umschauten

und aus dem großen Tor vor das Haus treten wollten, war die Pforte versperrt, und draußen sah man die schwedischen Knechte Wache halten.

„Guten Morgen! Landsleute!" riefen Orla und Jonathan munter. Die Knechte wandten sich um, lächelten dünn und schwiegen still. Da wurden Orla und Jonathan zum erstenmal bleich. Sie gingen an die Esse und bissen die Zähne auf die blutleeren Lippen und starrten sich an — aus den Augen, die so viele Nächte um den Schlaf betrogen waren. Nach einer Weile hörten sie einen Schlitten davonfahren, viel Getümmel im Haus, aber sie wagten nicht nachzusehen, wer denn nun davonfuhr. Später wußten sie es. Es waren Anna und Hansigne, die der Vogt in die Dörfer gesandt hatte. —

Für Orla und Jonathan kam eine Nacht der Qual. Bald kehrte der Schlitten zurück; leer. Die vier Männer aus dem Dorf mußten vor den Vogt kommen und ihm berichten, was sie erlebt hatten. Orla und Jonathan hörten kein Wort von ihren Erzählungen, ja, als die Männer nach Haus gingen, sagten sie ihnen nicht einmal Lebewohl. Ein Soldat trat zu ihnen in die Werkstatt. Er sagte, der Vogt stärke sich jetzt gerade bei einer Mahlzeit, und für später sollten sie sich rüsten, ihm Rede und Antwort zu stehen. Um die elfte Stunde geschah das.

Sie wurden von zwei Knechten in die Tagesstube geführt. Der Vogt mit seinen obersten Helfern saß am Tisch und wischte sich den Aquavit aus dem flammroten Bart. Steif standen Orla und Jonathan an der Wand.

„Wie heißt Ihr, Burschen?!" begann er und lachte zwischendurch mit seinen Helfern über etwas, was sie sich heimlich berichteten.

Die Jungen sagten ihre Namen. Stockend, sehr langsam.

„Und wie alt seid Ihr?"

„Achtzehn!" sagte Jonathan; „Einundzwanzig!" Orla.

„So, so —" meinte der Vogt nachlässig, und man konnte gut denken, daß dieses Verhör ihn in heiteren Gesprächen störte. So nachlässig ging die Rede. Orla und Jonathan atmeten erleichtert auf, als er sie für eine Weile in Ruhe ließ und mit der Mahlzeit fortfuhr. Es schien dann, als habe er sie über dem Trinken ganz vergessen. Aber sachte, sachte — es kam anders! Nach dem letzten Schluck strich er sich den Bart und fuhr mit der Hand über sein gelbes Gesicht.

„So!!" sagte er laut — „dann wolltet Ihr mir also gestehen, daß Ihr Euren Meister Aage über den Hang aufs Eis gestürzt habt, nicht wahr?" —

Orla und Jonathan flogen die Lippen zitternd. Sie brauchten lange Zeit, um sich zu fassen.

„Nein!" sagten sie endlich und richteten sich auf.

„Galgenvögel seid Ihr, und lügen könnt Ihr also auch!"

„Nein! Wir lügen nicht!" versicherten sie.

„Haltet das Maul und redet, wenn ich Euch frage. Erzählt jetzt, was Ihr den Tag über tatet!" Orla und Jonathan berichteten, was schon bekannt war. Aber deutlich war zu merken: Kein einziger glaubte ihnen! Und als der Vogt und seine Beisitzer immer eifriger in sie drangen, der Wahrheit die Ehre zu geben, und sich als wohl unterrichtet über ihre Liebe zu den Mädchen erwiesen — da wurden Orla und Jonathan still wie die Pflöcke. Sie starrten auf die nächste Wand, ihre Zähne schlugen klappernd aufeinander, und ihre Hände ballten und lösten sich unaufhörlich.

Kein Wort mehr hörte man von ihnen. Sie hatten ihre letzte Zuflucht gefunden, als sie merkten, daß ihnen nichts geglaubt wurde — das Schweigen. Und das bewahrten sie für immer.

Nach Mitternach stand der Vogt auf und ging schlafen. Orla und Jonathan wurden in die Werkstatt geführt, wo sie die Nacht hindurch in einem Kreis von Knechten stehen mußten; wenn sie im Stehen einschlafen wollten, wurden sie mit Schlägen wieder munter gemacht. Bis zum Morgen. Da wurden sie nochmals vor den Vogt geführt und ihnen gesagt, es wäre noch Zeit, unter Gnaden alles zu gestehen. Kein Wort sagten sie. Der Vogt lachte. Er ließ sie an seinen Schlitten festbinden und die Reiter aufsitzen. Nach Sonnenaufgang zogen sie aus der Schmiede. Orla und Jonathan hinter dem Schlitten; festgebunden. Den ganzen Tag über mußten sie mit dem Galopp der Pferde laufen, bis ins Nordland, nach Hammarens Burg. Sie waren nur noch halbe Menschen, als sie dort anlangten. Die Nacht hindurch wurde ihnen wiederum der Schlaf verwehrt, und sie sollten stehen bleiben. Das scheiterte. Kaum waren sie im Verlies, als sie zusammenbrachen und durch keine Schläge mehr zu bewegen waren, wieder aufzustehen. Ihre Augen waren geschlossen. Als halbtot ließen die Knechte sie liegen, und Orla und Jonathan schliefen bis zum Morgengrauen, als der Büttel wiederkam und sie zum Geständnis aufforderte. Das war ihre schwerste Stunde.

Schlaftrunken wachten sie unter seinen Fußtritten auf und erkannten ihn erst spät, als er schon mehrmals nutzlos gefragt hatte. Sie lagen auf den Knien und sahen hilfesuchend um sich. Bis sie einander gewahrten: Orla seinen Bruder Jonathan und Jonathan den Bruder Orla. Und der Büttel mußte erleben, daß diese jungen Fante sich unbekümmert um ihn eine Weile fest in die Augen sahen und dann aufstanden und ihm sagten: „Wir haben nichts zu gestehen! Nichts haben wir verbrochen, was sich durch Euch richten ließe!"

Das waren ihre letzten Worte. In unzähligen Verhören und Foltern schwiegen sie still. Stumm und rätselhaft sahen sie sich an, wenn sie gefragt wurden, und alle nahmen diesen Blick zwischen ihnen für eine Verabredung zu unverbrüchlichem Schweigen.

•

Im Frühling sagte das Vogtgericht sein Urteil über Orla und Jonathan. — Die rechte Hand sollte ihnen abgeschlagen werden zur Sühne ihres Frevels, alsdann sollten sie sechsmal mit glühenden Eisen gebrannt und aufs Rad geflochten werden.

Als dieses Urteil gesprochen war, fand sich niemand auf der Insel, der es vollstrecken wollte, und ein Scharfrichter war auch nicht zur Stelle. So wurde die Strafe ausgesetzt. Wochen später nahm eine vorbeisegelnde schwedische Fregatte Orla und Jonathan mit nach Hälsingborg, und angesichts des Sundes wurde an ihnen vollzogen, was ein hartes Gericht als Strafe für notwendig erachtet hatte.

Im Sommer erst nahte das Gerücht die Insel, die Landgemeinden und Gehöfte. Alle fanden es wert zu erzählen: „ — . . und, das müßt Ihr bedenken, sie haben geschwiegen bis zum Tode, und noch unter dem Rad sollen sie gelächelt haben, denn sie fühlten am Ende keinen Schmerz mehr."

Wann, erinnert man sich, konnten junge Kerle so sterben? — Niemand kann

sich einer ähnlichen Begebenheit entsinnen. Niemand konnte dieses Schweigen Orlas und Jonathans lösen. —

Bald nachdem der Vogt die Jungen auf seine Burg entführt hatte, waren Anna und Hansigne in die Schmiede zurückgekehrt. Aage wurde bestattet, das Haus verkauft. Anna und Hansigne wanderten fort. Niemals kamen sie wieder.

Christentum und Technik*)

Von

Hans Fechter

Christentum und Technik stehen einander, scheint es, ohne jegliche Beziehung gegenüber. Schon die Zusammenstellung dieser beiden Worte wirkt wie ein unüberbrückbarer Gegensatz. Und dennoch läßt sich der Versuch des Beweises wagen, daß Christentum und Technik im Grunde ein und dasselbe sind, daß Technik nichts anderes ist, als die Verwirklichung und Organisation des Grundgedankens des Christentums, der Nächstenliebe.

Um den Beweis zu erbringen, bedarf es zunächst einer Definition der Begriffe Christentum und Technik.

Unter Christentum soll das verstanden sein, was Adolf von Harnack in seinem Buche: „Das Wesen des Christentums" ausführlich dargelegt hat. Es ist die Erkenntnis, daß die Menschen als die höchsten Produkte der Schöpfung danach streben sollen, sich gegenseitig hilfreich beizustehen, weil in jedem Menschen Gottes Wille zur Auswirkung kommt, sich körperlich darzustellen. Christus hat als erster diese seine Überzeugung von der Gotteskindschaft jedes Menschen ausgesprochen und dieser Überzeugung sich selbst geopfert. Durch seinen Opfertod hat er der Menschheit die Idee von der Stellung des Menschen innerhalb der Schöpfung gegeben, die Idee, daß Gott in jedem Menschen wirkt und daß jedermann Gott in sich und in seinem Mitmenschen finden kann, wenn er ihm in selbstloser Weise bei jeder Gelegenheit hilft. Alle weiteren Lehren und Dogmen, die später um diesen Kernpunkt des Christentums herumgebaut worden sind, haben für die weiteren Ausführungen keine Bedeutung.

Unter Technik wollen wir nicht die beinahe schon zum Schlagwort gewordene Auslegung: „Technik ist angewandte Naturwissenschaft" verstehen; sie erfaßt nicht den vollen Inhalt des Begriffes. Erweitert man jedoch diese Auslegung durch einen kleinen Zusatz, so wird der tote Begriff „Technik" mit einemmal lebendig. Sagt man: „Technik ist von dem Menschen für den Menschen angewandte Naturwissenschaft", so ist das weltumspannende Netz der Technik plötzlich sinnvoll geworden. Denn alle Technik hat nur einen Sinn, wenn sie für den Menschen arbeitet, und alle Technik tut nichts anderes: sie arbeitet nur für den Menschen.

*) Dem steigenden Einfluß der Technik auf das wirtschaftliche und politische Leben sowohl als auf die kulturelle Entwicklung hat die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau" schon seit Jahren dadurch Rechnung getragen, daß sie Eugen Diesel zur ständigen Mitarbeit heranzog. Wenn sie hier zu einem so wesentlichen Thema auch anderen Gedankengängen Raum gibt, so will sie damit dem Ringen um eine neue Synthese Gehör schaffen, ohne die Schwierigkeiten der Themenstellung zu verkennen. Die Schriftleitung.

Dies zu beweisen ist durchaus nicht schwer. Ich bitte den Leser, einmal Umschau zu halten. Das Licht, welches das Lesen ermöglicht, kommt von einer technisch hergestellten elektrischen Birne oder fällt durch Glasscheiben, die in einer Glasfabrik gefertigt wurden. Dort steht ein Fernsprecher, nicht weit davon eine Schreibmaschine neben der Dampfheizung oder dem Ofen. Was das Auge auch erfaßt, den kleinsten oder den größten Gegenstand der häuslichen Umgebung, alle sind sie, soweit es nicht lebende Pflanzen oder Tiere sind, aus der großen Werkstatt der Technik hervorgegangen, sei es auf Grund ihres Rohstoffes oder ihrer Bearbeitung, denn die hierzu notwendigen Werkzeuge entstammten sicherlich technischen Anlagen.

Verläßt man das Haus, so stößt man wieder auf die Gebilde der Technik auf Schritt und Tritt. Die Steinfließen, die der Fuß berührt, der Asphalt der Straße, die Straßenbeleuchtung, die elektrische Bahn, der Kraftwagen, die Brücke, über die der Fuß wandert, der Lautsprecher, der für sich selbst Reklame macht, die Litfaßsäule: alles und jedes mahnt an die Verbreitung der Technik. Technik und abermals Technik, wohin das Auge blickt.

Welchen Weg ist nun die Technik zu dieser Durchdringung des täglichen Lebens gegangen? Es ist nicht leicht, seinen Anfang zu finden, denn es sind eigentlich zwei Wege; es ist eine Doppelstraße, eine geistige, die ihren Anfang hat in den Naturwissenschaften und eine mehr materielle, die mit dem Handwerk beginnt.

Die geistige, naturwissenschaftliche Straße beginnt als schmaler Fußpfad zwischen den grünen Wiesen uralter Erfahrung. Sie beginnt mit der Vorbereitung des geistigen Werkzeuges der heutigen Technik, mit der Mathematik und der Physik, sie beginnt mit Aristoteles und Archimedes und geht über Kepler, Leonardo da Vinci, Galilei, Newton, Pascal, Bacon, Descartes, Guericke, Leibniz, Papin, Euler und Gauß neben vielen anderen als Vorbereitern dieser Wissenschaft zu Planck und Einstein heute. Diese Männer zeigten die Naturgesetze auf, sie vertieften praktische Erfahrungen zur Wissenschaft und lehrten die Gesetzmäßigkeit in der Natur auszunutzen und die Wirkung dieser Gesetzmäßigkeit im voraus zu berechnen. Jedes Naturgesetz aber ist nur eine Formulierung der menschlichen Erkenntnis von dem Wirken der Materie, wie sie der Mensch nach dem Stand seines augenblicklichen Wissens hat. Das Naturgesetz ist also keine ewige, unabänderliche Wahrheit, sondern es ist nur das Spiegelbild der menschlichen Erkenntnis von den Vorgängen in der Natur, und wechselt im Laufe der Zeit.

Der zweite Weg, der vom Handwerk zur industriellen Ausnutzung der gefundenen Naturgesetze führt, beginnt erst vor 100 bis 150 Jahren. Es ist eigentlich nur ein Ausbau des vorhandenen schmalen Fußpfades des Handwerks, der sich in kurzer Zeit zum Landweg, zur Chaussee und dann zur breiten asphaltierten oder zementierten Rennstraße entwickelt. Bei dieser Straße die Namen aller derer zu nennen, die als Meilensteine an ihrer Seite stehen, ist nicht möglich; es sind ihrer zu viele, von Papin, James Watt, Stephenson, Bessemer, Martin, Thomas bis zu Otto, Schichau, Hentschel, Benz, Siemens und vielen, vielen anderen. Diese Namen bezeichnen nur einige der Meilensteine; der Unterbau der Straße, all seine tausend und abertausend kleinen Steine sind namenlos.

Diese Männer der Tat setzten mit den ihnen zur Verfügung stehenden handwerklichen Mitteln das in die Wirklichkeit um, was der Gelehrte, der Forscher in der Studierstube oder im Laboratorium ersonnen und festgestellt hatte. Aus dem Zusammenwirken beider Teile entsteht neuer Antrieb und Wechselwirkung. Der ausführende Techniker stieß bei seiner Arbeit auf eine neuartige Erscheinung, die der Klärung bedurfte, der Gelehrte untersuchte sie und gab die Grundlage zu weiterem Fortschritt. Es ist in vielen Fällen schwer zu entscheiden, wer den ersten Anstoß gab; bald war es der Gelehrte und bald der Techniker. Heute sind Wissenschaft und Technik so stark voneinander durchsetzt, daß kaum noch festzustellen ist, ob die Wissenschaft oder die Technik die Führung hat. Sie können heute beide nicht mehr voneinander getrennt werden.

Heute ist nun die Technik ein selbständiges Lebewesen geworden, das bestimmte innere Lebensregeln hat, und das unter seiner äußeren Hülle eine geistige Tiefe verbirgt, die die Verbindung der beiden Worte, welche die Überschrift bilden, durchaus legitimiert.

Auf meinem Schreibtisch steht ein Fernsprecher, ich hebe den Hörer ab, ein Amt meldet sich, ein unpersönliches Amt, hinter dem sich natürlich ein lebender Mensch verbirgt, sofern es sich nicht um einen Selbstwählerapparat handelt. Diesem Amt sage ich eine Nummer, von der ich weiß, daß sie das Stichwort für ein Reisebüro ist. Auch hier meldet sich nicht ein Mensch, sondern ein Büro. Ich bestelle nun eine Fahrkarte zu irgendeinem Zuge und sage, ich würde sie zu einer bestimmten Zeit abholen. Ich hänge ab. Nach kurzer Zeit nehme ich nochmals den Hörer in die Hand und bestelle mir einen Kraftwagen, der mich zur Bahn bringen soll. Später gebe ich durch den Fernsprecher ein Telegramm auf, das meine Ankunft einem Hotel in einer fernen Stadt meldet und die Bestellung für ein Zimmer enthält. Ein viertes Ferngespräch verbindet mich sogar unmittelbar mit jener fernen Stadt, und dem Geschäftsfreunde teile ich von Ohr zu Ohr mit, daß er mich am nächsten Tage dann und dann erwarten soll, weil ich bei der Firma, die er vertritt, eine Maschine kaufen will, die ich mir vorher ansehen möchte.

Damit habe ich zunächst die Reihe meiner Telephongespräche beendet. Was habe ich damit getan? Ich habe eine ganze Anzahl von Menschen veranlaßt, irgendeine Tätigkeit für mich auszuführen. Sie haben für mich gearbeitet, ohne daß ich sie kenne; sie haben mir bei meiner Arbeit geholfen, ohne daß ich ihnen dafür ein Entgelt gegeben habe. Erst nach Ablauf des Monats werde ich durch eine Abrechnung aufgefordert, die geführten Gespräche zu bezahlen, es wird von mir nicht etwa der Lohn für die Menschen gefordert, sondern nur eine ganz unpersönliche Gebühr für die Benutzung der technischen Einrichtungen. Ähnlich liegen die Verhältnisse auf dem Reisebüro und bei Bezahlung der Kraftdroschke. Ich zahle nicht für die Arbeit der Menschen, die mir weitergeholfen haben; nein, ich zahle für die Benutzung einer technischen Einrichtung, sei es für die Fahrt mit dem Kraftwagen oder für die mit der Eisenbahn.

Mit diesem Beispiel ist wohl gezeigt, wie die Technik durch ihr Wirken einmal die Menschen viel enger als früher miteinander verbindet, andererseits ihre gegenseitige Hilfe füreinander ihnen zum Dienst und damit zur Pflicht macht. Diese Verknüpfung von menschlicher Arbeit zur gegenseitigen Hilfeleistung bewirkt ein zweites, was mit der Technik groß geworden ist — das ist die Wirtschaft.

Wirtschaft hat es von jeher gegeben, wenn man darunter den Austausch von Gütern gegeneinander oder durch Zwischenschaltung eines Wertmaßstabes, des Geldes, versteht. Aber durch die Technik hat die Wirtschaft die gleichen Dimensionen angenommen wie diese selbst.

Die Leistungen der Technik sind so groß geworden, daß ein einzelner Mensch kaum die finanziellen Mittel besitzt, die zu ihrer Herstellung notwendig sind. Man denke nur an das Bayernwerk, das Großkraftwerk Rummelsburg, das Shannon-Werk, den Lloyddampfer „Bremen“ und viele andere. Nur auf Kosten vieler Menschen ist es möglich, solche Werke zu errichten, nur durch die Arbeit vieler Köpfe und Hände können sie erbaut werden. Die Technik schweißt für ihre Werke die Menschen zu gemeinsamer Arbeit zusammen, sei es auf rein technischem Gebiet, beim Bau der Werke, oder auf wirtschaftlichem Gebiet bei Beschaffung der Mittel zum Bau. Die Technik arbeitet mit der Masse der Menschen, sie zwingt sie zu einer großen Einheit zusammen, und die Arbeit des einzelnen Menschen in dieser Masse wird zum Dienst füreinander, wird zur Pflicht.

Da die Technik noch sehr jung ist — denn wie erwähnt, begannen vor etwa 150 Jahren ihre ersten Sprossen aus der ehelichen Verbindung zwischen Handwerk und Wissenschaft zu wachsen —, hat sie in ihrem Wachstum noch nicht die schöne, formvollendete Gestalt eines alten Baumes erreicht, sondern ihre jungen Triebe streben noch jeder einzeln zum Licht und zur Blüte. Noch mancher Zweig muß von dem Sturm der Zeit

geknickt werden, noch mancher Ast wachsen und in die Breite gehen, bis der Riesenbaum seine ganze Größe und Ausgeglichenheit erreicht hat. Als solche fehlende Ausgeglichenheit der Technik sind die heutigen Kämpfe der deutschen Wirtschaft und auch der Weltwirtschaft auf dem Gebiet der Lohnpolitik anzusehen. Die Menschen arbeiten zwar miteinander und füreinander, sie werden durch die Technik einfach dazu gezwungen, aber die Unterhaltung und Ernährung aller dieser vielen Menschen ist noch nicht endgültig geregelt und sichergestellt. Dieses zu erreichen ist die große geschichtliche Aufgabe, die der Technik zufällt. Sie hat zwar immer neue Arbeitsmöglichkeiten und damit Lebensmöglichkeiten für den Menschen geschaffen, aber die Wirtschaft hat diesem Wachsen der Technik nicht in dem Maße Rechnung getragen, daß die Unterhaltung aller dieser Menschen sichergestellt ist. Daher muß nun der Staat und die staatliche Fürsorge einsetzen zur Erhaltung der Staatsbürger. Hierdurch aber wiederum wird der Staat und die gesamte Staatsorganisation mit von der Technik ergriffen und in ihr Gebiet mit hineingezogen. Wirtschaft und Staat werden also beide zu Dienern der Technik.

In der Technik arbeitet der Mensch nicht mehr für sich, er arbeitet nur noch für seine Mitmenschen. Die Technik zwingt den Menschen im Sinne der Lehre Christi füreinander zu arbeiten, auch wenn sie einander überhaupt niemals gesehen haben, noch in ihrem Leben zu Gesicht bekommen werden.

Technik ist vom Menschen für den Menschen angewandte Naturwissenschaft, bei der die Tätigkeit des Anwendens die Bezeichnung Wirtschaft trägt. Sie ist aber auch organisiertes Christentum, weil jedermann in der Technik gezwungen ist, für den anderen zu arbeiten, und zwar zum größten Teil höchst unpersönlich, sogar unter Zurücksetzung seiner eigenen Person, seines eigenen Lebens, wenn es gilt, im Dienst Unglück von anderen Menschen abzuwenden. Die Technik hat heute einen solchen Umfang und eine solche Größe angenommen, daß es nicht mehr möglich ist, sie zurückzudrängen, denn die Bevölkerungsmengen, die alle Erdteile haben, welche Technik treiben, müßten ohne die technischen Hilfsmittel verhungern — ganz abgesehen von den Großstädten, die durch Stillegung der Eisenbahn, der Wasser- und Elektrizitätswerke in wenig Tagen an den Rand einer Katastrophe geführt werden würden. Die Technik bedarf freilich noch der Durchorganisation, um diesen ihren christlichen Sinn ganz erfüllen zu können. Wie sehr diese Durchorganisation noch fehlt, erkennt man an der verzweifelten Arbeitslage Deutschlands und aller Industrieländer der Erde. Diese ist darauf zurückzuführen, daß trotz Weltkraftkonferenz vom Techniker, Wirtschaftler und Staatsmann der tiefe christliche Sinn der Technik bisher nicht erkannt worden ist. Technik ist aber lediglich mit naturwissenschaftlichen Mitteln angewandtes Christentum der Nächstenliebe.

Bisher sind alle Vergleiche dem äußeren Leben entnommen und von ihm aus die Parallelen, die ja im äußeren Leben offensichtlich vorhanden sind, aufgezeigt worden. Aber trotz dieser Parallelen bleibt doch noch ein Rest zu lösen, der das Geistige der Welt betrifft.

Es wurde gesagt, daß die Naturgesetze nur die Beschreibung der menschlichen Erkenntnis von den Vorgängen in der Natur sind, und daß diese Erkenntnis je nach dem Grade der menschlichen Auffassung sich ändert. Es kann daher auch an dieser Stelle keine absolute Erkenntnis gegeben werden, sondern nur eine Deutung, welche die Behauptung stützt, daß Christentum und Technik das gleiche sind, wenn auch in verschiedener, durch den Abstand von zwei Jahrtausenden bedingter Form, und die dabei den Vorzug hat, zwei heute gegensätzliche Weltanschauungen in sich zu vereinigen, eine Synthese zwischen Christentum und Technik bzw. Materialismus zuzulassen.

Die sichtbare Welt besteht (erkenntnistheoretische Einwände beiseite gelassen) aus Materie. In dieser Materie gehen aber Dinge vor sich, die man nicht lediglich als Prozesse materieller Wirkung ansehen kann. Woher weiß die Blume, wann ihre Zeit zum Blühen gekommen ist? Auf welche Weise findet die Biene von der blühenden Blume, der sie das

Geschäft der Bestäubung durch ihren Nahrungstrieb erleichtert hat, ihren Weg zurück zu dem Bienenkorb? Warum verbindet sich der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff des brennenden Zündholzes?

Man kann vielleicht annehmen, daß der Weltenraum ursprünglich mit toter ruhender Materie ausgefüllt war: Raum ohne Materie ist unvorstellbar. Aber außerhalb dieser toten, ruhenden, raumfüllenden Materie war noch etwas anderes, Unfaßbares, Unbeschreibbares, war etwas Geistiges vorhanden. Beide Faktoren, die ursprüngliche, ewigseiende Welt der Materie und der Geist, standen in keiner Beziehung zueinander, bis der Geist den Willen empfand, sich selber darzustellen — an der Materie.

Durch diesen Willen des Geistes entstand die erste Bewegung in der Materie, bis der Geist mit der Schöpfung des Menschen sein Ziel erreichte. Der Geist ist nun an diese seine Schöpfung, an den Menschen gebunden. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Bewußtwerdung des Geistes im Menschen. Von Stufe zu Stufe verfeinert sich Denken und Empfinden. Langsam, ganz langsam führt der Geist den Menschen weiter, bis der Mensch erkennt, daß er Teil hat an diesem Wesen des Geistes, daß dieser Geist, der ihn schuf, der sich an ihm darstellte, auch in ihm wohnt.

Christus hat diese Erkenntnis zuerst ausgesprochen. Er hat sich selbst als Gottes Sohn bezeichnet und jedem anderen Menschen die Zusicherung gegeben, daß er ebenso zu Gott kommen könne wie er selbst, wenn er den Menschen, diesem Ebenbilde Gottes, hilfreich beistünde und das Göttliche in sich fände und pflege. Nur durch die Erkenntnis Christi, daß der Mensch die höchste Darstellung Gottes auf Erden sei und durch die Betätigung dieser Erkenntnis, könne der Mensch zu Gott selbst kommen. Begierig nahm der Mensch diese Erkenntnis Christi auf und der Geist schlug den neuen Weg ein: er versuchte auf dem Wege durch den Menschen über diese Erkenntnis sich wieder von der Materie zu befreien. Dieser Versuch des Geistes dauerte etwa anderthalb Jahrtausende. Während dieser Zeit lebte die Menschheit, soweit sie sich zu Christus bekannte, nur diesem einen Ziel der Gotteskindschaft. Bald schien es, als ob dieses Ziel erreicht werden könnte, aber die Menschheit war noch zu jung und steckte noch zu tief in der Überlieferung früherer Zeiten, um frei zu werden. Die Allgemeinheit konnte dies Ziel nicht erreichen, nur wenigen gelang es; die Menge blieb dumpf in den Äußerlichkeiten befangen, die ihr als Wegweiser und als Hilfe zur Erreichung des Zieles dienen sollten, sie wich immer weiter ab von der Erkenntnis Christi, daß die höchste Darstellung Gottes an der Materie der Mensch sei.

Auch der Geist erkannte, daß er zu seiner Bewußtwerdung und zu seiner Befreiung von der Materie durch den Menschen mit Hilfe dieser Erkenntnis Christi nicht vollständig gelangen könnte. Und er beschritt neue Wege. Die Erkenntnis Christi von seiner höchsten Darstellung an der Materie im Menschen, hielt er als einmal erreichtes Ziel fest, aber er lockerte die Formen der Äußerlichkeiten, die zu diesem Ziele führen sollten und ließ den Menschen tiefer in die Natur, in die Vorstufen seines eigenen Wirkens an der Materie, die zu seiner Darstellung an ihr im Menschen geführt hatten, eindringen.

Das Zeitalter der Naturwissenschaften, das Zeitalter der Aufklärung begann. Mit Begeisterung studierte der Mensch die Kräfte der Natur, er lernte sie zu beherrschen, sie einzufangen, sie sich dienstbar zu machen. Der Mensch, der Herr über die Naturgewalten, überschlug sich vor Begeisterung und führte irre Reden. Es ist kein Gott, alles, alles ist Materie, auch der Mensch ist Materie mit allen seinen geistigen Errungenschaften, der Geist ist nur eine Wirkung der Materie. Ein neues Zeitalter des Materialismus begann, und wir stehen heute noch mitten in ihm.

Jedoch in der Zeit, in welcher der Mensch sich in das Wirken des Geistes an und in der Materie vertiefte, in der er täglich neue Erkenntnisse von diesem Wirken sammelte, und in der er diese Erkenntnisse mit noch nie dagewesener Tatkraft in die Wirklichkeit umsetzte, in der er sich als Herrscher über die Natur fühlte und mit der Hilfe ihrer Kräfte

die Welt umformte, in dieser Zeit hat der Geist durch den Menschen die Technik geschaffen. Er hat dem Menschen damit die Vollendung der Weltschöpfung übertragen zum Wohle für die Menschen und mit denselben Mitteln, durch die er selbst zu seiner Darstellung im Menschen gelangte.

Geht man dem Wirken des Geistes in dieser Zeit nach, dann findet man, daß er den Menschen nur deshalb sein Wirken in und an der Materie erkennen ließ, damit er mit diesen neuen Erkenntnissen sich die Technik mit allen ihren Auswirkungen aufbauen sollte, durch die er den Menschen in ein organisiertes Christentum zwingt.

Naturgesetz ist die Erkenntnis vom Wirken Gottes auf seinen Vorstufen zu seiner Darstellung an der Materie im Menschen.

Christentum ist die Erkenntnis, daß der Mensch die höchste Darstellungsmöglichkeit des Geistes Gottes an der Materie ist.

Naturwissenschaft ist die menschliche Erkenntnis vom Wirken des Geistes an der Materie zum Zwecke seiner Darstellung an ihr.

Technik ist die erste Stufe der Befreiung des Geistes von der Materie durch seine Bewußtwerdung im Menschen, und zugleich ein System, durch das der Mensch zur Beibehaltung der vom Geist einmal erreichten Stufen der Erkenntnis und Bewußtwerdung gezwungen wird, also auch zur Beibehaltung der Erkenntnis von der Gotteskindschaft der Menschen.

Christentum und Technik sind nicht unüberbrückbare Gegensätze, sie sind ein und dasselbe, sie sind der Weg zur Befreiung des Geistes von der Materie durch den Menschen.

Der Landbau als geistiges Problem

Von

Heinz K. Haushofer

Es ist verhältnismäßig selten, daß die letzten Grundlagen der Agrarpolitik auf derjenigen geistigen Ebene ausgetragen werden, die ihnen an und für sich angemessen wäre. Gerade bei den westeuropäischen Völkern mit ihrer langsam schwindenden Siedlungsenergie ist das durch den Umstand befördert worden, daß die ganze Agrarpolitik fast völlig in das Fahrwasser einer unfruchtbaren Preis- und Zollpolitik geglitten ist, die einer bestimmten Denkart unserer Zeit entspricht. Man hat die ganze Landwirtschaft (übrigens in genauer Parallele zu der Entwicklung der gesamten Geisteswissenschaften) während des größten Teiles des vergangenen Jahrhunderts als ein naturwissenschaftlich-technisches Problem betrachtet. Diese Betrachtungsweise hielt innerhalb der Landwirtschaft auch noch bis zum Kriege an, während sich in Wirklichkeit die Wandlung des Agrarproblems zu einem wirtschaftlichen (Markt-) Problem vollzog. Heute fängt die Landwirtschaft diese Wandlung zu realisieren an, obwohl feststeht, daß die konsequente Durchführung des wirtschaftlichen Prinzips das Todesurteil für den europäischen Landbau in seiner bisherigen wirtschaftlichen und **kulturellen** Form bedeutet. Die Agrarkrise läßt sich erschöpfend in zwei Sätzen formulieren: erstens beruht sie auf dem innerhalb der Weltwirtschaft zwangsläufigen Wettkampf zwischen kostenloser tropischer Sonnenenergie, bzw. der Auswahlmöglichkeit klimatischer Begünstigung in Koloni-

sationsgebieten, und dem Aufwand von Geist in den nördlichen Siedlungsgebieten; zweitens auf der Bauernkrise als selbstverständlichem Bestandteil jeder großstädtisch orientierten Zivilisation, also fast jeder späten Kultur.

Daraus ergibt sich heute, daß die Frage nach der Weiterentwicklung unseres Landbaues schon kaum mehr eine wirtschaftliche ist. Denn wir wissen, daß das wirtschaftliche System, das im Landbau nicht sehr viel älter als hundert Jahre ist, eine Neuorganisation des Landes nach der Zersetzung der alten Ordnung nicht vermocht hat, und daß es in unseren Ländern nur destruktive Möglichkeiten hat. Dabei erscheinen Kapitalismus und Sozialismus nur als verschiedene, aber ungemein eng verwandte Spielarten der gleichen Entwicklung, zwischen denen vom Standpunkt des unkapitalistischen Landbaues nur ein minimaler Unterschied in der Doktrin, nicht einmal in der Praxis, besteht. Es lassen sich sehr wohl zwei verschiedene Formen des Lebens auf der Erde überhaupt postulieren: die eine a-technisch, in viele staatliche Einheiten aufgelockert, welche „Institutionen" im metaphysischen Sinn darstellen; die andere technisch, mit dem Willen zur Konzentration, im wesentlichen „Organisation". Und es ließe sich gedanklich vorhersagen, daß die „Organisation" als Existenzform langsam, unter Ausschaltung der früheren Existenzform des Landbauern, die Erde überspannen könnte. Ganz abgesehen von verschiedenen historischen Erfahrungen, stehen hier aber jene biologischen Vorgänge innerhalb größerer Populationen von Lebewesen entgegen, die zum größten Teil noch unbekannt sind, ihren sichtbarsten Ausdruck aber in dem „Fliegengesetz" der Biologen gefunden haben; d. h. daß nach einer gewissen Ausbreitung eine Population sich auch bei den am besten organisierten Lebensmöglichkeiten nicht mehr vermehrt, sondern zum Stillstand kommt und wieder absteigt. Auch der größten technischen un-bäuerlichen Organisation könnte demnach (auch wieder abgesehen von den vielen dafür sprechenden historischen Erfahrungen) der Zeitpunkt des Auseinanderbrechens in kleine Einheiten schon aus biologischen Gründen vorausgesagt werden.

Jede Entscheidung in der Agrarpolitik könnte auf diesen Gegensatz zwischen „Institution" und „Organisation", „Organik" und „Technik", zurückgeführt werden, der schon bei der Begriffsbestimmung des „Bauernhofs" einsetzt. Vom Standpunkt des Landbaues aus formuliert Gmelin in der Monographie seines kleinen oberbayrischen Hofes folgendermaßen: „Ein landwirtschaftlicher Betrieb ist nicht etwa ein toter Mechanismus, der sich nur von außen durch Druck oder Stoßkraft bewegt, sondern er ist das ewige Werden eines lebendigen Ganzen, ein in sich selbst wirkendes Wesen, mit tausend Fäden verkettet an die Umwelt, ständig wechselnd, stets sich ändernd, immer in Teilen vergehend und in anderen Teilen wieder aufbauend. Dies Wirken von innen heraus ist das Wesentlichste. Nur solche biologische Betrachtungsweise besteht zu Recht." Diese Formulierung ist vielleicht die Spitze unserer augenblicklichen europäischen Einstellung zum Landbau, soweit sie wissenschaftlich vertretbar ist. Dabei ist das metaphysische Hinterland einer solchen Formulierung noch nicht einmal berührt.

Die andere Seite, typisch unorganisch und intellektuell, ist nirgends schärfer zum Ausdruck gekommen, als in den Sätzen Trotzkis: „Das Gefühl des Vorranges des Ganzen über das Partielle, des Gesetzes über das Faktum, der Theorie über die praktische Erfahrung hat sich mit der Zeit nur verstärkt. Bei der Ausbildung dieses Gefühls hat die Stadt den entscheidenden Einfluß geübt. Der sozialrevolutionäre Radikalismus ist gerade aus dieser intellektuellen Feindschaft zur Brockenrafferei, zum Empirismus, zu allem geistig Ungeformten und theoretisch Zerfahrenen erwachsen." Das Ergebnis die russische Agrarpolitik.

Wer dem Leben demgegenüber Gerechtigkeit widerfahren lassen will, erinnere sich an den lebendigen und organischen Schluß des zweiten Teils des „Untergangs des Abendlandes".

Die beiden Grundeinstellungen zum Landbau in seiner jetzigen, historischen Form sind damit klar gegeben. Beide lassen sich philosophisch erklären, beide ethisch begründen.

Beide wirken sich, wenn auch nicht in aller Schärfe, bei uns aus und beide haben literarische Spitzenleistungen jetzt und in der Vergangenheit hervorgebracht. Der einzige grundlegende Unterschied zwischen beiden ist nur psychologisch zu erfassen und ist fast ein ästhetischer: die Entscheidung liegt zum großen Teil darin, ob man imstande ist, das mögliche Maß von Gesetzmäßigkeit (Schönheit), individuellem Glück und Möglichkeiten (Freude, Arbeit) innerhalb der jetzigen Form des Landbaues zu sehen; oder ob man dazu nicht fähig ist und für ein subjektives Wunschbild den gegenwärtigen Zustand zerschlagen zu müssen glaubt. (Alles im übrigen ganz generelle Unterscheidungen zwischen Konservativismus und Reformismus!)

Es gibt dementsprechend nur zwei vollkommen logische Systeme der Lehre vom Landbau. Das eine, sowjetrussische, ist mit einer bewunderungswürdigen Konsequenz auch geistig ausgebaut. Und Rußland hat mit der Verhaftung des berühmtesten russischen Erforschers des bäuerlichen Betriebs, Tschajanov, den Beweis für die Abschüttlung des letzten Restes des alten Landwirtschaftssystems in der Lehre erbracht. Das andere, west- und mitteleuropäische System, ist zum erstenmal von Krzymowski in seiner „Philosophie der Landwirtschaftslehre" zu fassen versucht worden. Naturgemäß ist, rein theoretisch gesehen, dieses letztere System gegenüber dem kommunistischen im Nachteil. Denn es ist auf der ganzen historischen Erfahrung und der Erkenntnis der Lebensvorgänge aufgebaut, die jedes von Tatsachen unbelastete intellektuelle Generalisieren erschweren. Trotzdem könnte es in ähnlich überzeugender Form gefaßt werden, wie das mechanistische — was aber noch nicht geschehen ist.

Beide Systeme scheinen unserer heutigen historischen Situation zur Verfügung zu stehen. Während das organische nichts anderes als eine der Langsamkeit des landwirtschaftlichen Kulturprozesses entsprechende Entwicklung unserer Siedlungsstruktur in Aussicht stellt, scheint das technische eine rapide Entwicklung auf der Bahn des zivilisatorischen Fortschritts zu versprechen. Eine genauere Untersuchung der Anwendungsmöglichkeiten, sowohl in Hinsicht auf den seelischen, wie besonders auf den Gesundheitszustand der mittel- und westeuropäischen Völker, muß aber schwere Bedenken gegen das technische System des Landbaues ergeben. Nicht als ob eine Neuordnung des Landbaues nach den Gesichtspunkten der Weltwirtschaft oder eines sozialistischen Organismus absolut unmöglich wäre; ohnehin wird, solange die Agrarkrise anhält (siehe die Gebirgsentvölkerung), die bisherige Struktur ohne weiteres von der Weltwirtschaft korrigiert. Aber es scheint, daß die unmittelbare persönliche Beziehung zum Boden um so weniger entbehrt werden kann, je komplizierter sich der zivilisatorische Apparat entwickelt. Es ist zur Begründung der sehr komplexen Einwirkung des Bodens auf den Geist das Zurückgreifen auf die Metaphysik wiederum nicht nötig; die Erklärungen, welche aus der historischen Medizin, der Bevölkerungslehre und der Geistesgeschichte überhaupt geschöpft werden können, genügen vollkommen.

Die Landwirtschaftswissenschaft ist noch lange nicht zu der Bekrönung gekommen, die ihr aus der Zusammenfassung von Agrargeschichte, Agrargeographie und Wirtschaftslehre für den ländlichen Teil der Menschheit möglich ist. Außer ihrer Aufgabe, das „Sakrale des Bodens" auch durch unsere Zeit hindurch zu bewahren, müssen ihre Ergebnisse für die zukünftige Gestaltung der Agrarpolitik um so zwingender sein, je weniger Lücken ihre geistigen Fundamente aufweisen.

Spiel mit Bällen

Novelle

von

Thea Hammetter

Auf dem Heimweg durch dunkle, leere Straßen, die naß glänzten und ab und zu verschwommene Laternenlichter spiegelten, hatte Frank die größte Lust, laut zu singen, zu tanzen sogar, den fröhlichen Rhythmus, der in ihm steckte, auf irgendeine Art nach außen zu betonen. Er fühlte eine solche Elastizität bei jedem Schritt, er ging — so wie man oft im Traum geht — fast ohne Schwere, dabei doch ganz der Wirklichkeit zugewandt.

Irgendwo aus einem Haus, das man hinter zartgrünen Hecken nur schimmern sah, kamen einzelne Töne eines Grammophons, ein paar nahm er leise pfeifend mit, noch heiterer und lockerer machten sie ihn in Gedanken an diesen merkwürdigen Abend.

Tausend Kindheitserinnerungen waren aufgetaucht. Er sah seinen kleinen Bruder, den er als Kind zuletzt gesehen hatte, ganz deutlich vor sich. Er stand mit hellbraunen, lockigen Haaren vor ihm, machte einen Kanarienvogel nach und jonglierte dabei mit einem Stab auf der Stirn. Im nächsten Augenblick verwischte sich das Bild wieder und es war Rapponi mit seinen grünen Bällen, der ihn verwirrte und entzückte.

Er war in dieses Vorstadtkino durch Zufall gekommen, wenn ein solches Erlebnis zufällig genannt werden kann.

Eigentlich waren für ihn alle Sinneseindrücke nur Anregungen für innere Erlebnisse. Die Lust, hinter die Dinge zu schauen, alltägliche Begebenheiten ins Wunderbare zu steigern, war von jeher stark in ihm gewesen. Seine ganze, so besonders reiche und seltene Welt der Empfindungen war durch seinen Beruf, der nur das Reale, Geradlinige anerkannte, wie zugeschneit.

Die kühle, sachliche Schicht konnte an der Wärme eines Wortes, dem Hauch einer schönen Geste zerschmelzen, und dann war alles in ihm jung, so lebendig wie heute.

Er war aus der staubigen, lärmenden Straße nur für einige Minuten hineingegangen, mitten in einen Film. Dieses Überraschtwerden war an und für sich schon voller Reiz für ihn. Draußen ging man an fremden, verschlossenen Gesichtern vorbei. Hier öffnet sich ein Mund, stumm, doch so lebendig, als meinte er nur

dich. Draußen jagen Autos, Bahnen — hier sind Pferde, sie springen über eine Hürde — es ist Winter und der Schnee wird weich von den Hufen aufgepflügt — o, und nun das Wunderbarste: das Tempo hört auf, das Tier steht, zögert, zieht den Kopf zurück, hebt die Beine fast gleichzeitig und schwebt, schwebt minutenlang, unwirklich wolkenhaft und doch voll schönster Spannkraft, die sich langsam auflöst in der Schwingung des ganzen Körpers, und dann, noch ehe es ruht, ehe das Auge es ganz in sich aufnimmt, ist das Tempo wieder die Peitsche, die es zum Tier, zum gewöhnlichen, hundertmal gesehenen Pferd macht.

Diese Überraschungen, welche die Technik dem sehenden Menschen bereitet, waren für ihn immer wieder Reiz und Lockung.

Dann die Liebesszene im Boot: Blicke, die eigentlich der Dritte niemals beobachten dürfte. Diese Blicke, die den Menschen Hölle und Paradies zugleich bedeuten, deren Verheißungen sie Glauben und Kraft schenken — hier sind sie unter die Menschen aufgeteilt, jeder darf mit den Augen mitgenießen; mit stumpfen, gierigen, schüchternen Blicken nimmt jeder seinen Teil, bereichert seine Phantasie für eine Sekunde, bis ein neuer Reiz sie ablenkt.

Für Frank war es das unendlich süße Kinderhändchen, das er während der ganzen Szene warm und weich fühlte. Die Frau hatte das Kind auf dem Schoß. Mann und Boot und Himmel standen groß in ihrem Blickfeld, alles war so nah, so schicksalhaft unbeweglich in dem Bild. Es drückte Hoffnungslosigkeit aus, Abschied — irgendeine tragische Verkettung brachte diese Menschen um ein Glück, das sie brennend begehrten — und während das Boot sich dem Ufer näherte, schon vom Schatten der Bäume verdunkelt, das hoffnungslose Lächeln um ihren Mund verblaßte, während dieser wenigen Minuten, die fremdes und doch so vertrautes Schicksal zeichneten, hatte die kleine Kinderhand ein eigenes, selbständiges Leben, krabbelte wie ein weiches Lebewesen am Bootsrand entlang, alle fünf Fingerchen spreizten sich, dehnten sich, versuchten ins Wasser zu tippen, eine kleine, runde Faust hämmerte auf dem Knie der Mutter, bis wie aus dem Schneckenhäuschen der kurze, glatte Daumen hervorkroch und in einem süß geöffneten Mündchen zufrieden ausruhte. Das Leben in dieser Kinderhand hatte etwas unendlich Rührendes und Beglückendes für Frank. Er nahm in Gedanken dieses winzige Ding zwischen seine Finger, drückte es fest, ganz fest, sah dem Schatten dabei innig nach, lachte wehmütig, träumend, und war in der nächsten Minute vom Schlag grellroter Lampen getroffen, die das Podium erhellten, den Zauber zerrissen. Er sah in seinen Schoß und sah das Programmheft ganz zerdrückt in seiner Hand. Eigentlich wollte er fort — neun Uhr schon! Wieder lasse ich das gute Schimmelchen zu Hause mit dem Tee warten! — Schimmel nannte er seine Frau, die, obgleich sie jünger war als er, ein großer, 35jähriger Junge, schon viele, viele weiße Haare hatte. Nein, nicht aus Kummer über Frank, den sie immer verstand, der ihr unendlich wichtig war und sie durch seine unbequemen, unberechenbaren Abenteurerangewohnheiten nicht beunruhigte.

Sie war selbst ein so freiheitsliebender Mensch, daß sie seine unbürgerlichen Einfälle nicht erstaunten. Aber daß sie an diesem Abend so besonders lange auf ihn warten mußte, das war Rapponis Schuld. Der tollte plötzlich in der Zwischenaktnummer auf die Bühne, das grelle Licht wurde weich, die unschönen Draperien schienen edel, sogar das verstimmte Klavier schien sich auf die langvergessenen Harmoniegesetze wieder zu besinnen, die Musik streichelte, wurde zum Teil eines

schönen Ganzen. Rapponi stand, nachdem er sich wie ein Tänzer hereingewirbelt hatte, ruhig mitten auf der Bühne, in gelassener, schöner Haltung, die Beine etwas gespreizt, den Blick leicht seitwärts, die Hände lose. Irgendein buntes Tuch, das am Schlüsselbein verknotet war, flatterte noch einen Moment hoch, sonst trug er ein anliegendes Kostüm, das den tänzerisch durchtrainierten Körper nirgends bedrückte. In diesem Moment der Konzentration wirkte er monumental, selbstbewußt und so schön, daß selbst dieses zusammengewürfelte Gelegenheitspublikum wie gebannt still hielt. Nichts regte sich. Frank fühlte es plötzlich heiß hinter seinen Augen stehn, er wußte nicht, was er im Augenblick empfand. —

Er hatte wie ein Kind im Märchenland diesem Zauberer zugeschaut, der mit zehn oder zwanzig grünen Bällen spielte, sich selbst oder den Bällen zur Freude. Ein farbiger Springbrunnen war es, der von seinem Kopf aufsprang nach eigenem Gesetz, an seinen Armen und Beinen niederrieselte. Es schien oft, als ließe er es passiv mit sich geschehen, als wären die Bälle selbständige Wesen, die ihr Spiel mit ihm trieben, hin und her rollten, hüpften, sprangen und nur, weil sie selber Lust dazu hatten, im letzten Augenblick zu ihrem Herrn liefen.

Schön und friedlich sah es aus, wie er den größten Ball auf der Stirn jonglierte, dabei lächelte, als wollte er ihn mit Blicken für seinen Gehorsam belohnen. Alles tanzte, schwebte an diesem Menschen, er machte keine Bewegung, die sich nicht gesetzmäßig aus der vorhergegangenen entwickelt hätte.

Dieser zart rückwärtsgebogene Körper, diese beweglichen Beine, die Hände schienen von einem magnetischen Strom erfüllt zu sein, denn wie könnten sonst an Schultern und Armen Bälle entlangrollen in jeder Schnelligkeit? Ja, es ging sogar so weit, daß Bälle, die er scheinbar achtlos fallen ließ, im Aufhüpfen eine überraschende Wendung machten und schüchtern zurückstrebten, zögernd sich näherten und so, als würde ihre Anhänglichkeit belohnt, noch rechtzeitig vorm Verebben ein Ruhelager auf seinem Fußgelenk fanden, um dann im nächsten Moment schon wieder mit den andern lustig zu fliegen. Wie war es möglich, daß sie alle, die großen und kleinen, wie grüne zahme Vögel an ihm entlangspazierten, aufflogen, wenn er es befahl, und sich auf ihm niederließen, schaukelten im Gewirr seines Haars? —

Wie betäubt war Frank auf die Straße gekommen, so im Bann dieses Erlebnisses, daß er gar nicht merkte, daß er wie als Junge einen abgebrochenen Zweig an den Gittern der Vorgärten entlangknattern ließ.

Er konnte es jetzt auf einmal nicht erwarten, nach Hause zu kommen. Er freute sich aufs Erzählen.

Sie würde gleich merken, daß etwas Herrliches geschehen ist. „Du, Schimmelchen, ich habe heute abend meinen Bruder gesehn, wirklich, wirklich, er muß es gewesen sein!"

Und sie würde ihn so seltsam ansehn.

Nun lief er weiter, atmete tief die feuchte, erdig riechende Luft ein, bis es spannte, entließ sie langsam und empfand stürmisch die Wohltat, atmen und leben zu können. —
— —

Diese Geschichte mit Rapponi erfüllte die beiden wochenlang. Als am Tage nach seiner Entdeckung Frank wieder in die Vorstellung gegangen war, kam er tief enttäuscht nach Hause. Das Programm hatte gewechselt. Die Tatsache, daß der

richtige Name von Rapponi nicht feststellbar war, daß er wie vom Erdboden verschluckt schien, hielt Frank für ein Zeichen, daß es besser wäre, die Traumgestalt des Bruders nicht zu stören.

Schimmelchen war von der Zeit an wie verwandelt und aus der Ruhe gebracht.

Daß dieser verschollene Bruder, von dem Frank ihr oft erzählt hatte, einmal auftauchen könnte, war ihr eine Vorstellung, die sie sich schon oft in phantastischer Weise ausgemalt hatte.

Seltsam, ihr war dieser Georg, von dem sie nur verblaßte Bilder gesehen hatte, irgendwie vertraut. Er mußte jetzt 30 Jahre alt sein, denn als 15jähriger war er von seinen Eltern fortgelaufen. Es war eine abenteuerliche Episode gewesen.

Frank, der den jüngeren Bruder sehr geliebt und heimlich bewundert hatte, weil er den Kampf mit der Nüchternheit und Unerbittlichkeit der elterlichen Anschauungen aufgenommen hatte, war damals im Ausland gewesen.

In den Augen der Eltern war Georg ein Herumtreiber, ein Taugenichts, der es zu nichts bringen würde. Daß er die Schule schwänzte, stundenlang herumzigeunerte, das wäre immerhin noch verzeihlich gewesen, schließlich war er aber einer Zirkusgesellschaft nachgelaufen, hatte sich durch alle möglichen Kunststücke beliebt gemacht. Er konnte wunderbar reiten, springen, Tiere nachmachen und er jonglierte mit Tellern und Messern, daß einem angst und bange werden konnte. Ja, es war eine schlimme Geschichte gewesen mit ihm. Es wurden noch schlimmere Geschichten über ihn verbreitet, als er fort war, und die Eltern waren so vergrämt und erbittert, daß sie es sehr bald aufgaben, ihn zu suchen. Man wußte nur, daß er als Schiffsjunge nach Amerika ausgewandert war, dann kam der Krieg und verwischte alle Spuren.

Schimmelchen liebte diesen unbekannten Schwager wie ein Kind. Es mag wohl sein, daß ihr mütterliches Gefühl, das keine natürliche Auflösung hatte, so stark mitschwang, wenn sie an den armen Jungen dachte. Wie konnte eine Mutter nur jemals über den Verlust eines Kindes hinwegkommen? Sie konnte es nicht begreifen. Aber dann stellte sie sich auch oft vor, daß alles, was an künstlerischer Sehnsucht, Phantasie und Sensibilität bei Frank verkapselt war, sich in ihm durchgerungen hätte. Er war zum Wunschbild ihrer Phantasie geworden. Nicht daß sie durch Frank unbefriedigt oder gar unglücklich war. Aber jeder Mensch läßt Wünsche offen, und Georg war die ferne, unbekannte Verkörperung dieser Wünsche. Frank war für sie ein schöner, klarer Akkord, und Georg löste ihn melodisch auf.

All diese halb unbewußten Gefühle waren nun durch die alarmierende Nachricht, daß Rapponi und Georg ein und derselbe sein könnten, aufgestört. Eigentlich fürchtete sie diesen Einbruch in ihre Lebenszone. Sie war so im Gleichgewicht zwischen Wunsch und Erfüllung und wußte nicht, ob die Waagschale ihrer Seele eine neue Belastung aushalten würde. Alles was sich an der Grenze zwischen Hoffnung und Zweifel bei ihr regte, verbarg sie, denn sie spürte, daß auch Frank einer Gelegenheit auswich, sich mit ihr auszusprechen, so lange die Ungewißheit ihn quälte. Er war ganz unberechenbar, mal fröhlich und übermütig, dann wieder heftig oder in Grübeleien vertieft. Im Grunde fühlte er, daß er sich durch die Verfolgung seiner Idee Enttäuschungen schaffen würde, und doch war es ihm unmöglich, davon zu lassen.

— —

Rapponi war über Nacht berühmt geworden. Seine Photographie erschien in allen Zeitungen. Aus dem Dunkel der kleinen, unbedeutenden Bühnen war er plötzlich in grelles Reklamelicht gestellt. Scheinwerfer beleuchteten sein überlebensgroßes Bild, und sein Name blitzte in Regenbogenfarben über Straßen und Plätzen. — Zusammen mit Tulja hatte er für die Sommermonate ein festes Engagement. Ob Rapponi sich wirklich ernsthaft in die kleine Tulja verliebt hatte, konnten seine Kollegen nicht herausbekommen. Als dritte Nummer, kurz vor Rapponi, trat sie auf, und er stand in einen weißen, weichen Mantel gewickelt in der Kulisse und genoß die Zärtlichkeit ihrer Bewegungen.

Auf dem Programm stand nur: „Tulja, die kleine Blume der Wildnis". Der Phantasie war also Spielraum gelassen vom traumhaft Unwirklichen bis zur Realität, die ans Kitschige grenzt.

Und wie seltsam es doch ist, daß zwei Menschen bei demselben äußeren Eindruck ganz entgegengesetzte Empfindungen haben können. In normalem Zustand hätten Frank und seine Frau sich beim Anblick dieses jungen Menschenkindes gemeinsam gefreut. Ihre zarte Gestalt hatte etwas Rührendes. Sie tanzte mit bloßen Füßen, und die glatten, hellroten Holzringe klapperten leise im Takt. Es war nichts Sensationelles, nichts Aufreizendes, was sie tanzte, sie schwebte in dieser traurigen Musik dahin, blühte auf und verging wie die Blume der Steppe. Man fühlte Einsamkeit, Hilflosigkeit im Ausdruck ihrer traurigen Augen, und Frank hätte am liebsten mit seiner Hand diese Wehmut zugedeckt.

Dieses Mädchen war ja sein Traum — fuhr er mit ihr nicht schon im grünen Zigeunerwagen durch fremde Landschaft? Wie blendeten die hellen Felder im Sonnenschein, drüben war Wald, dunkler, tiefer Wald, aber davor rauchte es, waren das Wölkchen oder blühende Büsche? Eine Lerche zog ihn hoch, immer höher bohrte er sich ins Blaue — da schwammen die Wolken vorüber, o — nun hatten sich die süßen, weißen Büsche alle aufgelöst, schwammen, zerflossen. Er versuchte das blühende Meer da oben festzuhalten mit dem Blick — da fielen ihm die Augen zu.

Das Mädchen kniete neben ihm. Ach, jetzt hatte sie die Finger auf seine Augen gelegt — jetzt tauchte sie sein Gesicht in ihr warmes Haar. Das duftete seltsam, wie der Boden des Waldes, wenn morgens die Sonne scheint — Kamillen mußten hier wachsen und auch Pilze. Zwischen den Fingern, die auf seinen Augen lagen, schimmerte es rot. Es gab so merkwürdige Blüten, die aussahen wie viele unregelmäßige Korallen an einer Schnur. Im Frühling wuchs solch ein Baum im Garten. Die Mutter erlaubte es nicht, davon abzupflücken — — — — nun hast du deine Knöchel damit geschmückt, laß mich deine Füße festhalten und eine Blüte davon pflücken, halte doch still — — warum willst du fliegen — nicht so hoch, o nicht so hoch, dann verwelken die Blumen — — ich komme mit, ich fliege in deinem Haar, das ist unser blauer Flügel. Wie glatt dein Hals ist, da beim Ohr ist die weichste Stelle und mein Mund kann sie nicht finden, weil es so schnell geht — — wir fliegen ja wirklich. Die Ohren sind wie betäubt — — was sagst du? — — dein Mund hat sich bewegt, aber ich höre nichts. Es ist ein Schleier da. Sind das noch deine Haare? O jetzt kommt die Musik — immer näher, näher kommen wir, jetzt schweben wir in Tönen. Ach, wir sausen abwärts — eine große Glocke dröhnt, dröhnt — die Saite in meinem Herzen bekommt einen Riß, ach, wie es wehtut und klopft. — — —

Frank starrte plötzlich auf die Bühne, sah Tulja in dem Geprassel des Beifalls stehn. Frank hatte die Empfindung, als ob all diese Hände nach ihr greifen, sie zerreißen wollten. Er schluckte, er konnte sich kaum rühren, war wie gelähmt. Schimmelchens große, blaue Augen kamen ihm so unbekannt vor. Sie sahen zornig aus: „Frank, jetzt kommt er doch, wie konntest du einschlafen? Mich hat diese eintönige Musik ganz nervös gemacht. Und diese Hitze dabei. — — Frank, wo bist du eigentlich? Freust du dich denn nicht auf ihn?“

Da tönte ein Gong. Da wurde der Vorhang nach beiden Seiten gerissen. Die Musik spielte etwas sehr Helles, in straffem 4/4-Takt. Alle Rampenlichter blitzten. Die Bühne war in silbernes Licht getaucht, und Rapponi stand schön und sicher in der Mitte, fing lachend die Bälle auf, die aus allen Ecken auf ihn zuflogen, wieder machte er aus ihnen einen Reifen, der um seinen Kopf kreiste, so lange er es wollte, ließ ihn sich langsam wieder in Bälle verwandeln, lenkte sie mit zärtlichen Blicken und Gesten. Nun sprang er, selbst zum Ball geworden, selig mit um die Wette, um dann plötzlich auf den Händen zu stehen, als wäre das erst seine natürlichste Stellung. Auf den Fußsohlen balancierte er Bälle, mit den Zähnen und der einen freien Hand fing er sie aus der Luft. Seinen Leistungen merkte man nicht die leiseste Mühe an. Leicht war jede Bewegung, und was er sich vornahm, glückte ihm. Die Zuschauer übertrugen ihr Glücksgefühl auf ihn, und er schenkte es ihnen zauberhaft erneut und vervielfältigt zurück.

Ihn anzusehen war elektrisierend. Während sonst artistische Leistungen durch ihre Waghalsigkeit an die Spannkraft der Nerven oft zu große Anforderungen stellen, war man hier keinen Augenblick verkrampft . . Im Gegenteil, die Lockerkeit und Leichtigkeit, mit der Rapponi arbeitete, übertrug sich auf die Menschen. Jeder hatte die Empfindung, von einer Welle emporgehoben zu sein, die in einen Zustand von Wunschlosigkeit trug.

Wunschlos fühlte sich Frank, und seltsamerweise war selbst der Wunsch, Rapponi kennen zu lernen, unwichtig für ihn geworden. — Sind wir verwandt oder nicht? — — — Die Frage, die ihn wochenlang beschäftigt und brennend interessiert hatte, schien ihm auf einmal gelöst. Die Zuneigung zu diesem fremden Jungen hatte wohl etwas Brüderliches, aber stammte nicht jede Sympathie aus dieser selben Wurzel?

Waren Empfindungen nicht stärkere Brücken als Worte und war ein Glaube nicht mehr als ein Bekenntnis?

Aber er vergaß wohl ganz, daß er eine Frau hatte.

Ließen sich Frauen um die Dinge herumführen, in die sie mitten hinein strebten?

Frank wäre in diesem Moment unfähig gewesen, seine Frau von der Richtigkeit seiner Theorie zu überzeugen.

Sie glühte und strahlte alle Freude und Erregung aus, die ihr offenes Herz erfüllten. Nein, sie wollte auf keinen Fall jetzt nach Hause, sondern mit Frank hinüber in das Hotel gehen, wo Rapponi wohnte und wo sie ihn mit größter Wahrscheinlichkeit wiedersehen würden.

Dieser junge Mensch hatte sie vollständig bezaubert. Sie wußte selber nicht, was es war. O, sie konnte sich begeistern mit ganzer Seele. Wie einem Kind war ihr die Welt immer neu, jeden Eindruck empfing sie mit dem ganzen Gefühl, offen und dankbar.

Aber heute war es noch anders. Sie erlebte alles so direkt, als gehörte dieser Rapponi ihr ganz allein. Er war doch Franks Entdeckung, vielleicht sogar sein Bruder, und doch hatte sie das Bestreben, ihre Begeisterung vor Frank zu verheimlichen. Frank hatte das Gefühl, neben einer Dame zu sitzen, die er schon einmal erobert hatte. Er wußte nur nicht mehr wann. Vielleicht vor 10 Jahren. Hieß sie nicht Bianca, die Weiße, mit den weißen Haaren, nein, braun waren sie damals noch gewesen. Er versuchte, sie sich vorzustellen, so wie sie damals ausgesehen hatte. Aber das gelang ihm nicht. Ihre Kopfform war in der engen, dunklen Kappe mit deutlicher Linie gezeichnet. Sie hatte die Ellbogen aufgestützt und den Mund auf die breitgefalteten Hände gelegt, so daß er nur eine Ecke ihres Gesichts sehen konnte mit dem nachdenklichen Zug an der Nasenwurzel.

Vorhin hatte sie ihn einmal voller Zorn angesehn. Jetzt verrieten ihre Augen ihm nichts.

Sie hatten sich Wein bestellt und fingen an zu rauchen.

Ihre Zigarette brannte schlecht, sie zerdrückte sie nervös und bat Frank um eine andere.

„Mein Gott, warum zittert denn seine Hand? Ich glaube bestimmt, er hat Fieber, darum wollte er auch nach Hause. Aber es ist ja ganz gleichgültig, was wir tun, wenn wir doch nicht wissen, ob er der Bruder ist — — und wenn wir es erfahren? — — Seine Hände, Gott, warum muß ich nur immer auf die Hände sehen? Nun habe ich mich verliebt, ja, ja, ja — — es ist so. Was sie wollen, das können sie festhalten, grausam sind sie und wunderbar schön. — — Frank sitzt hier so ruhig, ich habe vollständig vergessen, daß ich antworten sollte. Worauf wartet er denn? Ob Rapponi gekommen ist? — — Ja, dort drüben sitzt er — — allein — — — Ich kann ihn ansehn, lange im Spiegel ansehn. Er weiß es nicht —"

Rapponi fühlte diesen Blick.

Er badete jeden Abend in der wohltuenden Wärme vieler Blicke. Er war so absolut daran gewöhnt, Tausende von Augen auf sich zu fühlen, dieses Fluidum von Erwartung und Erregung aus ihnen zu empfangen. Es machte ihn glücklich, zu wissen, daß er die Fähigkeit besaß, auf die Menschen, die ihn sahen, die Heiterkeit und Harmonie seines Wesens zu übertragen.

Er war so verwachsen mit seiner Arbeit, so vollständig im Gleichgewicht, daß der Applaus, so selbstverständlich er ihn empfand, im Grunde für ihn persönlich nichts bedeutete.

Er kannte keine Eitelkeit.

Mit nachtwandlerischer Sicherheit fand er die Wege, die ihn zum Erfolg führten.

Er kannte das Geheimnis des Gleichgewichts, durch das er den Körper zu beherrschen wußte. Und ob es ihm wohl auch unbewußt war, daß Körper und Seele sich gleichen Gesetzen unterwerfen mußten, so war doch alles, was er tat, in sinnvollem Einklang mit der Leichtigkeit seiner Gebärden.

So geschah das Merkwürdige: In einem Saal voll fremder Menschen, mitten zwischen Gesprächen, Lachen, Geräuschen und Wellen von Musik gab es eine Möglichkeit der Berührung.

Ein Blick durch den Spiegel hatte Rapponi wie mit einem Faden festgehalten.

Frank sah ihn zuerst mit sicheren Schritten auf sich zukommen. Vielleicht wollte Rapponi nur an ihm vorbeigehen, aber dadurch, daß Frank plötzlich auf-

stand, ihn mit einem unerklärlichen Blick festhielt, zögerte Rapponi, so als glaubte er einen Bekannten zu erkennen, und, ohne daß etwas Entscheidendes geschah (das Entscheidende hatte sich schon innerlich abgespielt), waren die drei Menschen sich plötzlich nahgerückt, der Ring war geschlossen, und eine Unterhaltung begann, wie sie von Menschen, die sich noch fremd sind, die aber schon den Reiz gegenseitigen Verständnisses herausspüren, geführt werden kann.

Frank sah ihn nun ganz nah. Beruhigende blaue Augen, die das Gesicht sehr jung machten. Unverdorben war es von den Linien, die Konvention und Verstellung in die Gesichter zeichnen. Eigentlich wirkte er ausdruckslos, denn den Mund bewegte er kaum beim Sprechen, und das Kinn sah zart und unentwickelt aus. Das gab ihm auch die auffallende Ähnlichkeit mit Georg, nicht mit seinem Bruder, nein, mit dem St. Georg von Donatello, der diese selbstbewußte Haltung mit einer gewissen zarten Einfalt verband.

Frank suchte eine Narbe, die seinen Bruder eine Zeitlang sehr entstellt hatte, dicht über der linken Braue. Rapponi hatte Augenbrauen, die zur Nasenwurzel dichter wuchsen, sich dort am Ansatz förmlich nach allen Seiten sträubten, wie die Haare an der Stirn von ganz jungen Hunden.

Ganz nah beugte sich der schmale Kopf neben ihm über den Tisch. Nun hatte auch Schimmelchen wieder ganz helle Augen. Neben Rapponis dunklem Kopf sah er ihren schön geschwungenen Mund, feucht vom Wein und so jung, daß er wieder nach ihrem weißen Haar suchte, das sich heute aber ganz unter die Mütze verkrochen hatte. Frank hatte vorhin mechanisch Dreiecke und Kreise auf das Programm gezeichnet und die Buchstaben TULIA hatte er verschönt und vergrößert. Er wurde nun fast ein wenig verlegen, als Rapponi das Blatt in der Hand hielt. Der fuhr mit zwei Fingern zärtlich über den Namen und sagte nur: „Die arme Kleine war heute abend krank. Ich habe ihr versprochen, meinen Geburtstag schön zu verbringen. Ja, ich brauche Lichter und Musik. Zum Tanzen sind wir abends viel zu müde, aber heute ist es etwas anderes.“ Er lachte voller Vertrauen und Zuversicht.

„Wollen wir beide?“

Er hatte Bianca, während er sie fragte, schon zart berührt, und sie stand auf mit schwachen Knien und legte ihre Hand sanft auf seine Schulter.

Frank malte weiter. Er sah so ruhig aus. Eine ungeheure Spannung hatte sich gelöst. 25. Juni stand auf dem Programm. Um die Zahl zog er einen Kreis, verzierte ihn mit Blättern und Blüten. Die 25 war geschmückt wie eine Jubiläumszahl.

Juni. — — Das Wort klang zärtlich und paßte zu dem Tango, der gespielt wurde.

Frank war plötzlich ganz froh.

Georg hatte kurz nach Weihnachten Geburtstag. Frank erinnerte sich an eine Begebenheit, als wäre sie gestern gewesen:

Georg hatte Schlittschuhe geschenkt bekommen und war heimlich auf das Eis gelaufen und bis an die Hüften am Uferrand eingebrochen. Frank hatte ihn umgezogen, die nassen Kleider heimlich getrocknet, um dem Bruder die Prügel zu ersparen.

Er sah das erfrorene Jungengesicht ganz deutlich vor sich, das schmale Kinn,

die blauen Augen, während er weiter die Buchstaben des Programms schmückte und der Tango wiederholt wurde.

Rapponi fühlte kein Gewicht. Schimmelchen war so leicht und schmal geworden in seinen Armen.

Sie wußte, daß er sie in diesen Minuten verstand.

Sie sprachen nicht. In dem Rhythmus, der sie trug, lag alle Sehnsucht, alle Erfüllung.

Sie gehörte ihm, wie sie noch keinem Mann gehört hatte, und empfand es doch nicht als Untreue gegen irgend jemanden.

Es gibt Beziehungen zwischen Menschen, die unterirdisch bleiben, Keime, die zu empfindlich sind, um enthüllt zu werden, und doch liegt in ihnen auch Blüte und Frucht beschlossen.

Rapponi dachte, wie ist es nur möglich, daß diese Frau mir so nahe steht. Ich kenne sie kaum. Und doch weiß ich, wie sie ist. Ich möchte ihr Gesicht in meinen Händen halten — — sicher ist es kühl. Rätselhaft ist alles und so mächtig. — —

Ob ich sie hochwerfen und wieder auffangen könnte?

Ob sie mit mir fliegen würde?

Gott, es wird dunkel — — wie banal ist diese Musik und dieses langsam abgeblendete Licht — — aber für uns ist es traumhaft. Wir sind allein auf der Welt. — — Wie sie wohl heißt? Schön ist es, wenn sie die Augen schließt, lächelt — — — Sie standen still, atmeten tief und fühlten sich wie die einzigen Menschen, sekundenlang, blickten sich an und verströmten — — — Es wurde wieder hell im Raum.

Rapponi drückte ihre Hand und führte sie.

Fast hätte er das Gleichgewicht verloren. — — —

Wie Bälle fliegen die Seelen der Menschen aneinander vorbei, berühren sich flüchtig.

Ein geschickter Spieler wirft sie in die Welt, prüft ihre Kraft und Leichtigkeit, bis er sie ermüdet fallen läßt.

Zur Judenfrage

Ein Brief an den Herausgeber

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie hatten die große Liebenswürdigkeit, mich aufzufordern, ich möchte das, was ich als Deutsch-Schweizer, d. h. als verwandter und mitbeteiligter Ausländer, der überdies seit Jahren das deutsche Gastrecht genießt, im Gespräch zum Thema äußerte, auch den Lesern der „Deutschen Rundschau" mitteilen.

Ich glaube, vorausschicken zu müssen, daß ich früher — das war vor dem Kriege — eine sehr heftige antisemitische Zeit durchmachte, die ihren Niederschlag fand in einer kleinen Wochenschrift. Sie hieß „Der Samstag". Freunde von mir gaben sie in Basel heraus; kein Revolverblatt, als Herausgeber zeichnete Dominik Müller, der größte Dialektdichter der Schweiz. Gründe zu judenfeindlichen „Ressentiments" hatte ich nicht. Unsere schweizerischen Juden kamen und kommen als selbständige oder gar führende Schicht nicht in Betracht. Ich focht gegen Windmühlen. Wir waren bedingungslos anti, Antidemokraten, Antirepublikaner, Antisemiten, Antialkoholiker. Wir hatten — halb Jux, halb Ernst — einen eidgenössischen Royalistenbund gemacht, nannten ihn „Der Reichsapfel", besaßen einen Firmastempel mit einem Apfel inmitten, den man auch für eine Bombe halten konnte. Und eines Tages wurden wir vor die Schranken der Berner Politischen Polizei zitiert, wo uns als Corpus delicti eine Postkarte, bedruckt mit unserem Bundesstempel, vorgehalten wurde.

Mein Antisemitismus hatte sich besonders an drei großen Schriftstellern entzündet: am Deutschen Paul de Lagarde und an zwei Franzosen, Maurras und seinem „integralen Nationalismus" und an Leon Daudet, der sich seiner rabiaten, sich zuweilen selbst ironisierenden, glänzend vorgetragenen Judenfeindschaft in der „Action française" entledigte. Ich hatte also Gelegenheit, mich abzureagieren, und glaube auch, daß ich immun bin. In der Erinnerung erscheint mir mein Antisemitismus als eine Selbstqual. Die Welt war zusammengeschrumpft, wie mit Lauge übergossen. Ich witterte auf Schritt und Tritt Verfolgung, Kabale, Verrat. Ich begann schließlich an die Wirklichkeit einer jüdischen schwarzen Magie zu glauben. In jüdischen Augen ist Antisemitismus wie eine Todsünde. Noch heute, nach zweieinhalbtausend Jahren, wird der Antisemit Haman von den orthodoxen Juden an einem bestimmten Tage im Jahre in der Synagoge mit kleinen Holzhämmern symbolisch totgeschlagen. Vielleicht ist der Antisemitismus ein Gefühl, das der Mensch überhaupt nicht haben darf, sonst peinigen ihn widerliche, okkulte Kräfte.

Aus einem Europa, das den Antisemitismus kaum kennt, wo er höchstens eine Erscheinung unter hundert Erscheinungen ist, komme ich nach Deutschland, wo man ihn jetzt geradezu als Weltanschauung pflegt. Ich vernehme: in Berlin, der geistigen und wirtschaftlichen Zentrale des Landes, gibt die jüdische Schicht den Ton an. Das Theater ist fast durchweg von Juden geleitet, von Juden geleitet und teilweise geschrieben werden

die größten Zeitungen, die Kritiker, auf die am meisten gehört wird, sind Juden, den ersten Buchverlagen stehen Juden vor usw. Aber vielleicht ist der deutsch-jüdische Gegensatz nur ein deutscher Trugschluß? Offenbar nicht, denn auch viele Juden betonen ihre Exklusivität. Ich vernehme und sehe persönlich das zuweilen abnorme Selbstbewußtsein mancher Juden, ihr Bewußtsein absoluter Überlegenheit über die Gois, namentlich wenn sie, die Juden, mehr unter sich sind — Selbstbewußtsein, das wiederum kontrastiert mit Zeichen eines tiefen Minderwertigkeitsgefühls. Auch als Ausländer empfinde ich zuweilen die auffallende jüdische Geringschätzung alles dessen, was mit deutscher Nation und deutscher Tradition verbunden ist. Daß z. B. ein so kluger Mann wie Kurt Tucholsky das hanebüchene und widerwärtige Buch „Deutschland über alles“ konnte erscheinen lassen, scheint mir kaum entschuldbar. Gnad' Gott, wenn das bei uns in der Schweiz passiert wäre!

„Anderthalb Millionen Juden maßen sich quasi die geistige Führung von uns 65 Millionen Deutschen an! Ausländer, sagen Sie selbst, dürfen wir uns das bieten lassen?!“ Darauf kann der Ausländer, glaube ich, nur antworten: 65 Millionen sollen $1^1/_2$ Millionen nicht Meister werden? Das wäre doch nur ein Zeugnis der Schwäche und des Unvermögens der 65. Das große, von der ganzen Welt bewunderte und gefürchtete deutsche Volk soll nicht imstande sein, sich $1^1/_2$ Millionen Juden einzuverleiben? Nebenbei: was heißt überhaupt „Fremdheit der Juden?“ Ich muß gestehen, daß mir z. B. gewisse nationalistische deutsche Schriftsteller in Gedanken und Sprachform mindestens so fremd und undeutsch erscheinen wie gewisse jüdische. Also, die Franzosen haben ihre Juden absorbiert, die Engländer, die Amerikaner (die Prozentsätze sind zwar überall geringer als in Deutschland), aber auch die Russen mit ihrem enormen jüdischen Anteil an der Intelligenz. Ist Deutschland etwa weniger kräftig, großherzig, human? Dem Ausländer erscheint die Judenfrage in Deutschland vor allem als eine Deutschenfrage, besonders jetzt sieht er die Deutschen befangen in einem Minderwertigkeitsgefühl, einer Hysterie, wenn man so sagen darf, in einer Gespensterseherei, die als Folge der furchtbaren Jahre seit 1914 psychologisch wohl verständlich ist, die aber der Wirklichkeit gewiß nicht mehr entspricht. Hier in Deutschland sieht der Ausländer, daß sich der Deutsche nichts zutraut, und im Ausland sieht er, daß man dem Deutschen alles zutraut, am meisten zutraut von allen Völkern.

Schon vor dem großen Kriege lebte ich in Deutschland, und damals sah ich die Juden als Staatsbürger minderer Art. Von ihnen starke Gefühle für ein Land zu verlangen, wo sie sozusagen als Parias gelten, ist vielleicht etwas viel verlangt, und trotzdem standen Tausende dieser Parias in den deutschen Schützengräben! Nichts jedoch war der Antisemitismus einst gegen den Antisemitismus jetzt. Vergangenen Dezember begleitete ich den Zug der Zwanzigtausend durch den Berliner Westen, Zwanzigtausend schrien drei Stunden lang „Juda verrecke, Juda verrecke“! Und Polizei folgte ihnen noch auf Lastwagen zum Schutz gegen Überfälle. Darf ich als Fremder in einer deutschen Zeitschrift sagen, daß Exzesse dieser Art in jedem anderen zivilisierten Land unmöglich wären, und daß dieser antisemitische Nationalismus für Deutschland draußen bei den anderen Völkern eine Katastrophe zu werden droht?

Ein Volksteil ruft auf zum Totschlag und Mord an einem anderen Volksteil! Wie mag sich da der Jude salvieren? Entweder bricht er in seines Nichts durchbohrendem Gefühl zusammen oder er strafft sich erst recht und „kompensiert“ das Pariagefühl, das ihm eingebläut wird, mit noch verstärktem „jüdischem Hochmut“. Und das ist es, was geschieht. Der Nationalsozialismus bewirkt das Gegenteil dessen, was er will. Ein Jude könnte sagen: „Hundert Völker gingen zugrunde, weil sie zuviel litten. Aber wir? Alles Elend und alles Leid schlugen uns zum Guten aus. Juda verrecke? Armer Hitler, arme Nazis! Wir haben im Laufe der Jahrtausende noch ganz anderen Flugsand verwehen sehen!“

Zusammenfassend wäre meiner Meinung nach etwa zu sagen: die Judenfrage in Deutschland ist die Folge zweier sich gegenseitig immer wieder an sich selbst entzündenden und sich steigernden „Ressentiments“, Gespensterseherеien: die Deutschen haben vor den Juden Angst, und die Juden vor den Deutschen. Heilen kann der Zustand nur, wenn die Ressentiments verschwinden. Aber dazu müßten die Deutschen als der weitaus stärkere und wichtigere Partner doch wohl den Anfang machen, und nicht umgekehrt, wie Paul Fechter verlangt. Die Judenfrage in ihrer jetzt unerträglichen Form ist im Grund mehr eine Deutschenfrage. Der dereinst seiner selbst wieder sichere Deutsche wird die Kraft haben, die unwiderstehliche Kraft, sich alles, was ihm fremd scheint, anzugleichen, es in sich zu verarbeiten, es in sich verschwinden zu lassen.

Darf ich aber zum Schluß vielleicht noch sagen, daß das deutsche Dasein ohne den jüdischen Einschlag ärmer, ärmlicher wäre? Herrgott, wenn dieses große deutsche Volk, das wir Anderen so respektieren und das wir so ganz anders sehen, als es sich jetzt sieht, wenn dieses Volk eines Morgens aufwachen würde, frei von Antisemitismus und allen Minderwertigkeitsgefühlen und dastünde in seiner Großherzigkeit und überlegenen humanen Art, die es in sich hat durch seine edelsten Geister! Gewiß, das ist etwas schwärmerisch gedacht, und gerade der Ausländer muß zugeben, daß auch das Ausland, das ehemals feindliche, großherziger und vernünftiger werden muß, wenn die Gespenster in Deutschland verschwinden sollen.

Als Schweizer, der von seinen (vorläufig) gesicherten vollen Fleischtöpfen aus dem Werden Deutschlands nur zuschauen darf und also gut reden hat, verbleibe ich

Ihr ergebener

Eduard Behrens.

*

Wir haben den Ausführungen von Herrn Eduard Behrens um so lieber Raum gegeben, als es uns wesentlich erscheint, mit Sorgfalt die Erörterung der ganzen schwierigen Frage, sowohl aus jüdischer wie aus deutscher Enge herauszuhalten durch Einschaltung von Urteilen unbefangener Ausländer — ohne jedoch Herrn Behrens in allem beipflichten zu können. Die Perspektive, unter der er die Stellung der Juden vor dem Kriege im Reiche sieht, scheint uns im wesentlichen Ausländerperspektive. Ebenso kann ein deutschstämmiger Ausländer offenbar auch nicht das heutige seelische Ringen der Nation mitempfinden, bei dem es um Entscheidungen in sehr viel größeren Dingen geht, als bei der hier zur Erörterung stehenden Frage.

Wir werden die Diskussion in dem nächsten Heft von jüdischer Seite fortführen lassen, wollen heute nur Fechters These wiederum in den Vordergrund rücken: daß die Hauptschuld an dem Überhandnehmen der antisemitischen Bewegung das ungehinderte Treiben einer kleinen jüdischen Gruppe trägt, das in einem Anti-Germanismus, der dem deutschen Antisemitismus an Heftigkeit und Niedrigkeit durchaus die Wage hält, zum Ausdruck kommt. Hier Wandel zu schaffen, sei bei Bereitwilligkeit auf der deutschen Seite Sache der jüdischen. Die Schriftleitung.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Oberschlesien

Zum 11. Jahrestage der Abstimmung

Die Ostgrenze Oberschlesiens gehörte bis zum Genfer Spruch von 1921 zu den ältesten Grenzen der Welt: durch fast 600 Jahre ist bei Myslowitz die unbestrittene Ostgrenze deutscher Staatlichkeit verlaufen. So ist Oberschlesiens Geschichte deutsche Geschichte; die Oberschlesier haben besonders den deutschen Aufstieg im 19. Jahrhundert mitgemacht, aber auch dem preußischen und deutschen Staat in Zeiten der Not — zuletzt in überreichem Maße im Weltkrieg — willig ihr gerüttelt volles Maß von Opfern dargebracht.

Heute ist Oberschlesien im ganzen gesehen ein Land des Unfriedens und für Europa ein Gefahrenherd allerersten Ranges. Es wurde dies erst durch den Diktatfrieden von Versailles. Die auf die sehr anzufechtende preußische Sprachenstatistik gegründete Aufrollung der oberschlesischen Frage in Versailles hätte aber bei der Abstimmung sicherlich zu ähnlichen Ergebnissen wie in Allenstein und in Marienwerder geführt, wenn in Oberschlesien nicht gefährliche soziale Spannungen im Innern, durch den deutschen Zusammenbruch und die daraus entspringende Not zur Weißglut gesteigert, im selben Zeitpunkt mit der aufgeworfenen außenpolitischen Frage verquickt worden wären.

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gab es in Oberschlesien (wenn nichts anderes vermerkt, meinen wir im nachfolgenden unter Oberschlesien immer das spätere Abstimmungsgebiet), abgesehen von den vorhandenen kleineren Städten und dem in sich geschlossenen Großgrundbesitzerstand, keinerlei soziale Differenzierung. Gemeinsame Religion und Sprache und gleiches Schicksal erzeugten in der breiten wasserpolnisch sprechenden Bevölkerung ein sehr rudimentäres Gemeinschaftsbewußtsein, welches sich wohl da und dort im Gegensatz zu den sprachlich und kulturell fremden Großgrundbesitzern und zu dem meist auch konfessionell verschiedenen Beamtentum wohl gegensätzlich zeigte, aber keinesfalls als antistaatlich gelten konnte. Die mächtige innere Umgestaltung Oberschlesiens ging vom Industriegebiet aus, das sich im Dreieck Gleiwitz-Tarnowitz-Myslowitz als eine dem Walde abgerungene Siedlungsoase entwickelte. Das Industriegebiet wuchs so rasch wie eine Pilzkolonie auf. Es wurde ein ganz neuer Körper Oberschlesiens; zunächst noch ganz fremd in diesem „fern von Europa" gelegenen Lande, wurde es aber bald der alles in seinen Bann ziehende Motor des wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens Oberschlesiens, dadurch das Oberschlesien schlechthin. Im Jahre 1781 war die Einwohnerzahl von Oberschlesien 371 400, im Jahre 1910 dagegen 2 284 000. Das vorhin genannte Industriegebiet hatte 1781 9597 Einwohner und eine Volksdichte von 18 pro qkm. Im Jahre 1910 hingegen 1¼ Millionen Einwohner; das sind 1980 Menschen auf 1 qkm. Dieser gewaltigen Bevölkerungsanhäufung gegenüber steht ein nur mäßiges Anwachsen der Bevölkerungsziffern in den agrarisch gebliebenen Gebieten Oberschlesiens. Ja, seit 1871 zeigen mehrere Kreise des Westoderlandes einen absoluten Bevölkerungsverlust. Der Hauptzuwachs der Bevölkerung des oberschlesischen Industriegebietes beruht bekanntlich auf der eigenen natürlichen Vermehrung des Landes und auf der nicht unerheblichen Zuwanderung aus ganz Schlesien und dem Westen. Die Zuwanderung aus dem Osten ist hingegen völlig bedeutungslos. Am Aufblühen des Industriegebietes hatten durch die gewaltige Steigerung der Absatz-

möglichkeiten auch die das Industriegebiet umgebenden Kreise ihren wirtschaftlichen Gewinn. Von diesen Kreisen befanden sich schon vor dem Kriege besonders die Kreise Rybnik und Pleß im Stadium einer rasch fortschreitenden Industrialisierung.

Die durch Sprache, Wirtschaft, Staat und Kultur bestimmten Gemeinschaftskräfte sind von dieser stürmischen Entwicklung nicht unberührt geblieben. Im Zeitraum von knapp zwei Generationen (1850 bis 1910) vollzieht sich im Ostoderland der Wandel von einer patriarchalischen, zwar harten, aber ohne Wunsch nach Änderung getragenen Agrarverfassung zu dem liberalistischen Wirtschaftssystem einer hochkapitalistischen Großindustrie. Für den Einzelnen ergab das intensivierte Wirtschaftsleben zahlreiche Aufstiegsmöglichkeiten. Das einheimische Bevölkerungselement ist besonders an der zahlenmäßig bedeutenden mittleren und unteren Leitung des wirtschaftlichen, zivilisatorischen und kulturellen Aufschwunges sehr stark beteiligt. Es stellt aber auch für die obere Führerschaft der Verwaltungen und Wirtschaft bedeutende Männer. Auf dem Umweg über den Militärdienst ergaben sich gerade für die breiten Schichten sehr gesuchte Aufstiegsmöglichkeiten im öffentlichen Dienst des Staates mit seinen in die Breite und Tiefe geweiteten Funktionen, für die gewaltig wachsenden Kommunen und für den sich mehr und mehr differenzierenden Bedarf der Wirtschaft. Aber auch die gehobene Arbeiterschaft in den Betrieben hatte an diesem sozialen Aufstieg Anteil: die Häuer und Vorarbeiter, die Schicht der qualifizierten Arbeiter, dann die Aufseher, Werkführer, Steiger usw.

Der preußische Staat ist von Anfang an in erheblichem Umfang selbst Unternehmer und wird Erschließer und Besitzer bedeutendster wirtschaftlicher Unternehmungen. Er ist mittel- und unmittelbar der Schöpfer des wirtschaftsgewaltigen Oberschlesien, das durch diese Förderung noch ausgesprochener seine schon durch den Oderlauf vorbestimmte Blickrichtung nach dem Nordwesten, Deutschland zu, erhält. Sozialer Aufstieg heißt daher für die begabten Söhne der von Hungersnöten der 40er Jahre geplagten wasserpolnischen Kleinbauern, Häusler, landlosen Tagelöhner und kleinen Pächter: Eintritt in eine deutsche Atmosphäre und ist oft direkt oder doch fast sicher in der nächsten Generation gleichbedeutend mit Eindeutschung. Wenn so die Wirtschaft auf der einen Seite auf die rudimentären Gemeinschaftsbindungen in der wasserpolnischen Agrarbevölkerung umgestaltend wirkt, so schafft sie auf der anderen Seite direkt und indirekt durch Miterleben des allseitigen wirtschaftlichen und zivilisatorischen Aufschwungs, durch Teilhaben und Verbundenheit mit ihm, ein subjektiv gefühltes Zusammengehörigkeitsbewußtsein in der Heimat und durch die Heimat wieder zum Ganzen, zu Deutschland. Diese gemeinschaftsumgestaltende Wirkung der Wirtschaft wächst nur langsam. Es zeigte sich aber, daß die Kraftzentren der Wirtschaft nach und nach auch zu Kraftfeldern des Deutschtums wurden.

Dies ist aber nur die eine Seite der Entwicklung. Schattenseiten, soziale Brüche, erhielten sich aus der agrarischen Besitzverteilung und ergaben sich aus der überstürmischen Industrieentwicklung. Nach den letzten preußischen Erhebungen waren im Ostoderland Oberschlesiens 57 % des landwirtschaftlich genützten Bodens Großgrundbesitz. In diesem Gebiet war die Bevölkerung in großem Umfange als Pächter oder bei eigenem Parzellenbesitz als Landarbeiter vom Großgrundbesitz abhängig. Durch die starke Durchsetzung dieser abhängigen landwirtschaftlichen Siedlungen, ja, Wohnungen und Haushalte, mit den relativ freien und gut entlohnten Industriearbeitern wurde das alte überlieferte autoritative Verhältnis zum Großgrundbesitz gelockert. Für die breiten Volksschichten wurde der Boden des Großgrundbesitzes ein Gegenstand heftigen Begehrens. Dieses wurde durch die Ernährungsnot des Krieges unerhört verschärft. — Die nach dem Zusammenbruch in Oberschlesien so stark in Erscheinung tretende Opposition der Arbeitermassen der Industriebevölkerung kann keineswegs durch eine vergleichsweise soziale Ausbeutung der oberschlesischen Arbeiterbevölkerung erklärt werden. Die Grenzen der Aufwärtsbewegung sind gerade für die oberschlesische Industrie infolge der Kontinentalfernlage und durch das schnelle Sinken der oberschlesischen Eisenerzförderung sehr eng gezogen. Etwa an der Schwelle des neuen Jahrhunderts setzten diese Umstände der bis dahin scheinbar unaufhaltsamen Aufwärtsbewegung des wirtschaftlichen Aufblühens Oberschlesiens Schranken und erzwangen auch Grenzen für das weitere Einkommen der Arbeiterschaft.

Adam Smith sagt in seinem Kapitel über die Arbeitslöhne: „Die Lage der arbeitenden Klassen ... scheint zur Zeit des Fortschrittes,

wenn die Gesellschaft weiterem Erwerb zueilt, eher, als wenn sie ihr volles Maß von Reichtum erwerben kann, am glücklichsten zu sein. Zur Zeit des Stillstandes ist sie kümmerlich und zu der des Rückganges erbärmlich. Der Stillstand ist etwas Lähmendes." Diese Erfahrung von Adam Smith müssen wir in besonderem Maße für das oberschlesische Industriegebiet bestätigen. So entstand aus dem großen Überschuß der bäuerlichen und kleinbäuerlichen autochthonen Bevölkerung nicht allein die Schicht der zahlreichen oben gekennzeichneten aufgestiegenen Arbeiter und Angestellten, sondern auch ein echtes Industrieproletariat, das seinen Aufstieg nur durch Umsturz der vorhandenen Wirtschaftsordnung zu erhoffen begann. Da die Produktionsmittel der Unternehmerschaft, ja, die ganze Oberschicht der Oberschlesier rein deutsch sind, wird für die breite Masse der wasserpolnisch sprechenden Arbeiterschaft der Sinn von antikapitalistisch bald soviel wie antideutsch. So verbanden und bestärkten sich in verschlungener Wechselwirkung alte Gegensätzlichkeiten der wasserpolnischen „Waldmenschen" gegen die deutschen Städte und Großgrundbesitzer mit den neuen und der aus deren Blute erwachsenen Proletarier.

Politisch traten aber diese Gegensätzlichkeiten sehr spät in Erscheinung. Vor dem Einsetzen der starken sozialen Differenzierung war in Oberschlesien die katholische Konfession der gemeinschaftsbildende Faktor ersten Ranges. Die breiten Schichten der wasserpolnisch sprechenden katholischen Bevölkerung Oberschlesiens suchten bis zur Jahrhundertwende fast ausschließlich ihre politische Vertretung in der Zentrumspartei. Von nationalpolnischen Strömungen war im 19. Jahrhundert in Oberschlesien so gut wie nichts zu merken. Noch 1892 erklärte der Erzbischof Stablewski von Posen die Oberschlesier für „polnisch sprechende Deutsche" und die großpolnische Propaganda in Oberschlesien als „aussichtslose und unberechtigte Maßnahme".

*

Im Jahre 1902 trat Korfanty mit einer scharfen Kampfesweise in Oberschlesien hervor. Er war sozialrevolutionär, im Gegensatz zur sozialkonservativen Einstellung des oberschlesischen Zentrums und nationalrevolutionär in scharfem Wetteifer und in Gegensatz zu den — im ganzen deutsch orientierten — Sozialisten. Durch seine Agitation, von der seine Mitarbeiter sagen, sie „verderbe das kulturelle Niveau der polnischen Bevölkerung in Schlesien", gelangt Korfanty zu großen Erfolgen. Während sich die in bürgerlichen Schichten Aufgestiegenen meist den rechts stehenden deutschen Parteien anschließen, geht um die Masse der Industriearbeiterschaft ein scharfer Konkurrenzkampf zwischen der sozialdemokratischen Partei, der Zentrumspartei und den „polnischen" Gruppen. Im Frühjahr 1903 (Oberschlesische Industriekrise) zieht Korfanty in den Reichstag ein. Das Jahr 1907 bescheert Korfanty auf Kosten des Zentrums und der Sozialdemokratie den Gipfelpunkt seines Erfolges: 39% der oberschlesischen Stimmen vereinigen sich auf die polnischen Kandidaten. Schon im Jahre 1912 gehen aber die „polnischen Stimmen" zugunsten der sozialistischen auf 34% zurück. Mit dem politischen Kampf geht parallel das Ringen der gewerkschaftlichen Organisationen. Die freien Gewerkschaften hatten wegen der stark konfessionellen Einstellung der oberschlesischen Bevölkerung durchschlagende Erfolge nur in der Erfassung der gelernten Arbeiter, besonders der Hüttenarbeiter. Viel zu spät traten die christlichen und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften werbend und organisierend auf.

Wie überall im Reich, brachte dann das schlechte Kriegsende auch in Oberschlesien den verschärften Ausbruch der sozialen Gegensätzlichkeiten. Diese hätten sich aber mit der Zeit ebenso auf ein normales Maß beruhigen lassen wie in den anderen Industriegebieten. Nun aber wurde in Versailles eine außenpolitische Frage Oberschlesiens aufgeworfen. Korfanty stellte sich an die Spitze einer wilden Agitation für die nationalpolnischen Pläne und bediente sich der sozialen Gegensätze mit solcher Schärfe und Rücksichtslosigkeit, daß im oberschlesischen Industriegebiet für Spartakisten und die kommunistische Bewegung keinerlei Raum übrigblieb. Korfantys Agitation richtete sich ausschließlich an die breiten kleinbäuerlichen Schichten und an die mit ihnen innig verwachsenen Massen der ungelernten Arbeiterschaft. Jenen verspricht er Aufteilung des Großgrundbesitzes, diesen die Sozialisierung der Industrie. Nach dem Muster der Spartakisten organisiert er den sozialrevolutionären Terrorismus und treibt schon im Sommer 1919 zum 1. Aufstand. Die deutschen Freiwilligenverbände verhinderten ein polnisches fait accompli nach Posenschem

Muster. Die Wiederholung des Aufstandes im Sommer 1920 unter den Augen der Interalliierten Kommission, die inzwischen das Land als Treuhänder für das Deutsche Reich übernommen hatte, bringt Korfanty den Erfolg, daß die bis dahin noch intakte Polizei mit seinen Aufständischen durchsetzt wird. Tatsächlich ist dieser Aufstand durch das Gehenlassen der Interalliierten Kommission bis zum Abstimmungstage niemals ganz unterdrückt worden, und an diesem selbst bestand bei der oberschlesischen Bevölkerung des Ostoderlandes der Eindruck, daß nicht die Interalliierte Kommission mit ihren Kontingenten die Macht in Oberschlesien in der Hand hielt, sondern Korfanty.

Korfanty hatte jetzt bei seiner Agitation unermeßliche zeitbedingte Vorteile für sich. Der deutsche Zusammenbruch mit den Ausblicken auf politische und soziale Verelendung eröffnete Korfantys Propaganda die strategische Grundstellung. Dazu wirkte noch die besondere außenpolitische Lage während der oberschlesischen Abstimmung für Polen: Polen trat nach dem Sieg über die Russen im Juli 1920 mit unerhört gesteigertem Selbstgefühl gegen das Reich auf, dessen Reparationslasten eben in den entscheidenden Abstimmungswochen auf 132 Milliarden Goldmark festgesetzt wurden, und das Demütigung auf Demütigung erlitt. Korfanty konnte die Lostrennung vom Reich geradezu als Befreiung von den vernichtenden Steuerlasten des Besiegten darstellen und malte mit Wollust und Geschick die Folgen der deutschen Niederlage für die Zukunft aus. Dann war Korfanty im Agitationskampfe der Schlagworte als Angreifer im Vorteil, denn er hatte die günstige Stellung einer unbelasteten Opposition inne, während die Deutschen in den Augen der Volksmasse besonders aus den unverblaßten Maßnahmen der Kriegszeit ein Sündenregister aufzuweisen hatten.

Dagegen drohten zeitweise Teile der deutschen Bevölkerung des Abstimmungsgebietes durch die grausamen Argumentationen des Zusammenbruchs in Hoffnungslosigkeit und Tatenlosigkeit zu versinken. Mit wirtschaftlichen Gegenargumenten allein konnte da nicht geholfen werden. Den letzten und stärksten Halt haben gerade in den Zeiten der größten Not das Gefühl der Schicksalsverbundenheit in der Heimat und mit der gesamten Nation ergeben, der unerschütterliche Glaube an die Zukunft unseres Volkes und die Besinnung auf eine stolze historische Überlieferung, die gerade aus den Leistungen des Weltkrieges noch unverblaßt herüberwirkte.

Aus diesen Bindungen erstand die heroische Haltung des Deutschtums in Oberschlesien während des 2½ jährigen Kampfes bis zur Abstimmung und darüber hinaus in den dunkelsten Stunden des 3. oberschlesischen Aufstandes im Sommer 1921 und in den bitteren Tagen der späteren Entscheidung. Der verantwortliche Leiter des deutschen Abwehrkampfes in Oberschlesien, Lukaschek, vereinte in seiner Person in glücklichster Weise wahrhaft metaphysischen Tiefblick in letzte Zusammenhänge mit glänzender organisatorischer Begabung und der besonderen Fähigkeit, allseits eigenes Vertrauen zu gewinnen und solches in allen Situationen zu schaffen.

*

Das Abstimmungsergebnis vom 20. März 1921 zeigt klar seine sozialökonomische Bedingtheit. Wir müssen folgende Erscheinungen festhalten:

1. Das bei der Sprachenzählung festgestellte Verhältnis der Umgangssprachen darf ebenso wie in Ost- und Westpreußen bei den „Polnisch"-Sprechenden keineswegs polnischer Gesinnung gleichgestellt werden. Von den nach der preußischen Statistik im Jahre 1910 ausgewiesenen „Polen" des Abstimmungsgebietes haben nur 38 % polnisch gestimmt. Den 40 % polnischen Polnischsprechenden stehen 25 % deutsche Polnischsprechende und 35 % Deutsche gegenüber. Außerhalb des Industriegebietes, z. B. in den Kreisen Leobschütz, Oberglogau, Rosenberg, Kosel, Ratibor und Oppeln, haben 63 bis 97 % Polnischsprechende deutsch gewählt. Das sind Ergebnisse, die sich durchaus neben die der Abstimmungen von Allenstein und Marienwerder stellen lassen.

2. Innerhalb der Landwirtschaft zeigen die Kreise Ratibor, Kosel, Oppeln, Kreuzburg und Rosenberg, wo bei gutem Boden eine sozial günstige Besitzverteilung vorherrscht, 50—75 % „Deutschpolen". Agrarische Kreise mit ausgesprochen ungünstiger Gebietsverteilung, wo neben Riesenbesitz Landlose und Landarme sitzen, haben ungünstig abgestimmt. So haben wir z. B. im Kreise Großstrehlitz nur 39 % Deutschpolen und eine polnische Mehrheit. In den Kreisen Pleß, Rybnik und Tarnowitz vereinigen sich schlechter Boden und ungünstige Bodenverteilung und große Nähe

zum Industriegebiet zu gleichgerichteter Wirkung. So haben wir hier nicht nur Minoritäten der Deutschpolen gegen die „polnisch" gesinnten Polnischsprechenden (16 %, 22 %, 22 %), sondern auch absolute deutsche Minoritäten (26 %, 35 %, 36 %).

3. In den Zentren des Handels und Verkehrs, den Zentralen ausgedehnter Industrieunternehmungen ergeben sich die vielen sozialen Aufstiegsmöglichkeiten. So haben auch alle Städte erhebliche deutsche Mehrheiten; die größten Städte, Königshütte, Gleiwitz und Beuthen, haben über 75 %, Tarnowitz und Kattowitz etwa 85 % deutsche Stimmen. Diese Zahlen sind um so bemerkenswerter, weil die erst im Jahre 1904 aus dem Reiche Zugewanderten bekanntlich gar nicht abstimmen durften. Auch die Hüttenorte mit ihrer großen Zahl von qualifizierten Arbeitern weisen fast durchweg deutsche Mehrheiten auf. Hingegen haben die Grubenorte mit ihren großen Zahlen von ungelernten Arbeitern fast überall polnische Mehrheiten.

4. Auf jungen Industriewerken entsteht bei den Arbeitern wegen der Unerfüllbarkeit der durch ungeregelte Bedürfnisse hervorgerufenen, übersteigerten Forderungen leichter Unzufriedenheit und daher sozialer Radikalismus, welcher sich bei den polnisch sprechenden Arbeitern Oberschlesiens bei der Abstimmung antideutsch auswirkte. So finden wir in den neuen Gruben am Nordrand des Kreises Pleß und im Kreise Rybnik trotz der neuen berühmten Musterarbeiterkolonien durchaus starke polnische Mehrheiten im Gegensatz zu den alten Grubenorten, z. B. im Kreise Hindenburg.

Zusammenfassend müssen wir also feststellen, daß die politische und wirtschaftliche Zeitlage es Korfanty ermöglicht hat, die sozialpolitischen Gegensätzlichkeiten breiter Schichten nationalpolitisch gegen Deutschland auszuspielen. Durch die Zeitlage wurde der Blick der Abstimmenden für die dauernden national- und wirtschaftspolitischen Bedingtheiten des oberschlesischen Abstimmungsgebietes getrübt und geschwächt. Nur eine Abstimmung in beruhigter Zeitlage hätte ein den nationalen und landschaftlichen Gemeinschaftsbindungen und den konstanten wirtschaftlichen Faktoren entsprechendes Ergebnis und damit eine Stabilisierung und innere Ausheilung der politischen Lage in Oberschlesien gesichert. So aber wurde das Abstimmungsergebnis das Abbild der für die Tragweite der Abstimmung blinden zeitlichen Gegensätze, und eine zufällige politische Zeitlage verschob durch die Stimmungslage das Ergebnis noch mehr zugunsten von Polen.

Dazu kommt noch ein anderer wichtiger Umstand, der festgehalten werden muß! Während des Abstimmungskampfes hat sich ein ungemein starkes Heimatgefühl als wirksamer Träger des Zusammenhangs erwiesen. Auf beiden Seiten wurde an dieses oberschlesische Zusammengehörigkeitsgefühl appelliert. Von deutscher bzw. preußischer, wie von polnischer Seite wurde Oberschlesien eine besondere zukünftige Verfassungsstellung versprochen. Der Abstimmungskampf ging um den Besitz des ganzen ungeteilten Oberschlesiens. Kein geringerer als der Sejmmarschall Polens Trampczynski hat noch kurz vor der Abstimmung verkündet: „Komme, was da wolle, wir wollen Oberschlesien nicht zerreißen. Es soll ganz dieser oder jener Seite gehören."

Durch diese und ähnliche Verlockungen haben es die Polen erreicht, daß sie die Bevölkerung tatsächlich über die Möglichkeit einer Zerschneidung Oberschlesiens hinwegtäuschten. Für jeden Kenner Oberschlesiens ist es klar, daß eine überwältigende Mehrheit der Oberschlesier die nachher vorgenommene Salomonische Entscheidung abgelehnt hätte, wenn ihr bei der Volksabstimmung die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, sich durch eine Zusatzfrage auch über die Frage einer Teilung zu äußern. So aber ist die Bevölkerung Oberschlesiens durch die Abstimmung am 20. März 1921 über die nachträglich in Genf verkündete Zerschneidung des Landes überhaupt nicht befragt worden.

Erst unter Würdigung dieser Umstände kommt man zu einer richtigen Vorstellung, was der klare deutsche Abstimmungssieg in Oberschlesien mit fast 60 % bedeutet. Die 40 % polnischer Stimmen sind das äußerste Maximum dessen, was Korfanty unter allergünstigsten Umständen und durch grobe Täuschung der Bevölkerung aus Oberschlesien herausholen konnte. Für Polen bedeutet daher der 20. März 1921 eine schwere Niederlage.

Der Kampf Korfantys ging aber weiter! Am 1. Mai 1921 warf Korfanty die Maske ab, er ließ den lange vorbereiteten dritten Aufstand auflodern; bewaffnete Insurgenten,

unterstützt von polnischem Militär, überschreiten die oberschlesischen Grenzen von Kongreßpolen her. In wenigen Tagen reicht der offene Machtbereich Korfantys mit Ausnahme der zernierten Großstädte bis an die Oder. Mord, Brand, Raub und Zerstörung wüten ungehemmt und ungestraft im Aufstandsgebiet. Unter unbeschreiblichen Bestialitäten werden deutsche Beamte, Lehrer und Vertrauensmänner ermordet. Ihr Blut ist ungerächt geflossen. Das Wenigste von diesen schauerlichen Ereignissen trat an die Öffentlichkeit und den Deutschen im Reiche ins Bewußtsein.

Dazu eine unheilvolle Unentschlossenheit der deutschen Führung! Lukaschek, der berufene Führer, war am Tage des Aufstandes zu voller Liquidation seines Apparates gezwungen und ohne Kompetenzen und Machtmittel. Die kostbarste Zeit im Mai, in der energische, auch militärische deutsche Gegenmaßnahmen wohl möglich und erfolgreich gewesen wären, floß ungenützt dahin. Freischaren aus allen Teilen des Reiches eilten oberschlesischen Abwehrkämpfern auf eigene Faust und oft auf abenteuerlichen Schleichwegen vor eigenen Behörden zur Hilfe und verhinderten, gelegentlich von Italienern und Engländern gefördert, Korfantys Herrschaft in ganz Oberschlesien. Der Stoß des „Oberland" über den Annaberg zwang Korfanty zur Defensive und brachte ihn in erhebliche Bedrängnis. Er begann nun wieder das diplomatisch-politische Spiel. Die Interalliierten, froh so ihrer moralisch unsagbar jämmerlichen Lage zu entkommen, machten schließlich nach zehn Wochen Korfanty-Aufstand Entwaffnungsaktionen, und nun wurde — Genf das Ende. Dieses Ende wurde den schwer übertölpelten Oberschlesiern unter Bruch des verkündeten Selbstbestimmungsrechtes von Paris und Warschau aus aufgezwungen.

*

Trotz der gleichzeitigen außerordentlichen Verschärfung der inneren Krisen wurde der Genfer Spruch in Deutschland als die schwerste und dauerndste Belastung des von ihm geforderten Vertrauens in die Neuordnung der europäischen Dinge empfunden. Die deutsche Erbitterung richtete sich diesmal mit Recht nicht bloß gegen die Franzosen, die von Anfang an ihre führende Stellung in der Treuhänderkommission von Oppeln für eine gehässige und schamlose Revanchepolitik ausgenutzt hatten und die die eigentlichen Schuldigen der oberschlesischen Zerschneidung sind, sondern in starkem Maße auch gegen England, auf dessen Stärke und Fairneß man zu sehr gebaut hatte, gegen Italien, dessen Außenminister Sforza eine höchst unrühmliche Rolle spielte, und schließlich gegen den Völkerbund selbst, der sich in der oberschlesischen Entscheidung, selbst zur wenig angenehmen Überraschung Englands, als gelenkiges Werkzeug französischer Politik gebrauchen ließ.

Der damalige Reichskanzler und Außenminister Dr. Wirth, der erklärt hatte: „Mit Oberschlesien stehe und falle ich", sagte am 26. Oktober 1921 in der Reichstagsdebatte über Oberschlesien: „Die deutsche Regierung erblickt in dem territorialen und wirtschaftlichen Diktat der Entente nicht allein eine Ungerechtigkeit gegen das deutsche Volk, der sie wehrlos gegenübersteht, sondern auch eine Verletzung des Versailler Vertrages, dem die in Genf getroffene und von den alliierten Hauptmächten angenommene Entscheidung widerspricht. Die deutsche Regierung legt gegen den hierdurch geschaffenen Zustand als gegen eine Rechtsverletzung die feierliche Verwahrung ein, die das Völkerrecht als Schutz der Vergewaltigten kennt. Lediglich durch die in der Note ausgesprochenen Drohungen und um die der deutschen Bevölkerung des oberschlesischen Industriegebiets sonst bevorstehende Verelendung soweit wie möglich zu vermeiden, sieht sich die deutsche Regierung gezwungen, dem Diktat der Mächte entsprechend, die darin vorgesehenen Delegierten, ohne damit die Rechtsauffassung preiszugeben und einzuschränken, zu ernennen."

Die Note der Botschafterkonferenz am 20. Oktober 1921, welche die Teilungsgrenze Oberschlesiens festlegte, enthielt für Deutschland auch die Verpflichtung zu einem Übergangsregime. Die Einzelverhandlungen, die schon unter Vorsitz von Calonder stattfanden, führten zum Genfer Vertrag vom 15. Mai 1922. Er schuf für die den beiden Staaten zufallenden Teile des oberschlesischen Abstimmungsgebietes eine komplizierte Fülle von im wesentlichen bis 1937 befristeten Übergangsbestimmungen und dauernden zwischenstaatlichen Verpflichtungen, um die geäußerten Befürchtungen über die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Folgen der Zerschneidung zu mildern oder doch hinauszuschieben. In Kattowitz bildete sich unter Vorsitz des vom

Völkerbund eingesetzten Präsidenten **Calonder** die **Gemischte Kommission**, welche die Durchführung des Vertrages regeln und sichern sollte.

Mit Recht ist schon gesagt worden, daß die Zerschneidungsgrenze Oberschlesiens ein Musterbeispiel für jene Böswilligkeit ist, der das Reich nach Versailles ausgesetzt war. Gemäß der Abstimmungsziffer wurde das Land einfach im Verhältnis 6:4 geteilt. Die Grenzlinie läuft aber so, daß die wichtigsten Rohstoffquellen und wertvollsten Betriebe Polen zufielen. Der Deutschland verbliebene Rest des Industriegebietes mit den Städten Hindenburg, Beuthen, Gleiwitz und Ratibor ist aber so abgeschnürt, daß diese Städte strategisch von Polen völlig beherrscht werden. Was organisch in langer Entwicklung gewachsen war, wurde vielfach zerschnitten und lebensunfähig gemacht.

*

So sah nun für das schwergeprüfte Land der Frieden aus! Die frivole Verbohrtheit, den Entschluß zur Teilung und die Grenzziehung auf die mechanische und daher, wie oben dargetan, falsche Bewertung des Abstimmungsergebnisses zu gründen, mußte sich bald erweisen. Zunächst im deutschverbliebenen Teil Oberschlesiens, in dessen Städte am 16. Juni 1922 unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung Reichswehr und Polizei einzogen. Hier ist in kurzer Zeit die innere Beruhigung der Bevölkerung eingetreten, durch kluge Politik vom Reich und Preußen wurde hier auch tatsächlich die politische Frage Oberschlesiens gelöst. Die Statistik erweist dies klar!

In dem bei Deutschland verbliebenen Teil von Oberschlesien waren bei der Volksabstimmung am 20. März 1921 Stimmen abgegeben worden:

für Deutschland	415 529 = 68,4 %
für Polen	192 537 = 31,6 %.

Diese 192 537 polnischen Stimmen schrumpften bei den Wahlen in den deutschen Reichstag folgend ein:

Am	4. Mai 1924	auf 49 259	oder	8,7 %,
am	7. Dez. 1924	auf 42 051	oder	7,8 %,
am	20. Mai 1928	auf 30 209	oder	5,3 %,
am	14. Sept. 1930	auf 36 906	oder	5,5 %.

Also jedenfalls **weniger als ein Fünftel der Polenstimmen von der Abstimmung wählen heute noch „polnisch"**, wobei sehr zu beachten ist, daß diese polnischen Wahlstimmen von heute gar nicht ohne weiteres als Irredentastimmen gewertet werden dürfen. Dieses Ergebnis ist noch schlagender, wenn man beachtet, daß diese Entwicklung völlig friedlich vor sich ging, ohne Terror der deutschen Bevölkerung, ohne versteckte Druck- und Vergeltungsmaßnahmen der Behörden und daß Polen in großzügigster Weise die polnische Bewegung in Deutsch-Oberschlesien finanziell, kulturell und politisch unterstützt. Wer sich über diese Entwicklung unterrichten will, der wird mit Staunen in der kürzlich erschienenen Schrift: „Das Recht und der Schutz der polnischen Minderheit in Oberschlesien" von **P. Fischer** (Berlin 1931, Reimar Hobbing) feststellen, daß der Schutz der preußischen Minderheitenpolitik gegenüber den Polen in Oberschlesien weit über das Maß der übernommenen Verpflichtungen hinaus geradezu ins Groteske reicht. Gegenwärtig bestehen z. B. in Deutsch-Oberschlesien rechtlich 51 polnische Minderheitenschulen. Hiervon sind 24 Schulen ohne Schüler. Diese Schulen könnten gesperrt werden, werden aber aus eigenem Entgegenkommen der Behörden offengehalten, ebenso wie 22 weitere Zwergschulen, die weniger als 40 Kinder haben, so daß tatsächlich nur 5 polnische Minderheitenschulen existieren dürften. Der ganze Rummel wegen der Belästigung polnischer Schauspieler in Oppeln im April 1929 ereignete sich, weil die Behörden den Polen entgegenkommenderweise gestatteteten, in Oppeln aus Rücksicht auf 104 polnische Wählerstimmen (gegen 19 937 deutsche Stimmen) aufzutreten. Die preußische Regierung ist für gute Ausbildung der polnischen Minderheitslehrer besorgt, alle unteren Behörden werden mit scharfem Nachdruck angewiesen, allen bekannt werdenden Beschwerden der Polen mit Vordringlichkeit nachzuforschen, ja, die nachgeordneten Behörden werden z. B. vom Oberpräsidenten ausdrücklich gemahnt, der polnischen Minderheit behilflich zu sein, wenn sie bei der Beschaffung von Versammlungslokalen bei der deutschen Bevölkerung auf Schwierigkeiten stößt. So genießen die Polen in Deutsch-Oberschlesien geradezu einen **bevorzugten** Schutz der Behörden.

*

Die Entwicklung in Ostoberschlesien hingegen ist ein Trauerspiel sondergleichen! Es besteht gar kein Grund, etwa anzunehmen, daß die nationalpolitische Entwicklung in den

Kreisen Kattowitz, Königshütte, Tarnowitz, Lublinitz, Pleß und Rybnik bei einem Verbleib bei Deutschland anders gelaufen wäre wie im übrigen Oberschlesien. Demnach würden auch hier heute die polnischen Stimmen vor der Abstimmung von 286 265 auf wenigstens ein Fünftel, das sind auf etwa 55 000 polnische Wahlstimmen, gegenüber etwa 550 000 deutsche Stimmen herabgesunken sein. Durch eine Genfer Entscheidung von 1921 für ein ungeteiltes Oberschlesien wäre die mutwillig aufgeworfene außenpolitische Frage Oberschlesien somit bereinigt gewesen, Europa wäre von einem Hexenkessel, einem politischen Brandherd erster Ordnung, verschont geblieben. So aber hat der Völkerbund nicht dem Frieden Europas gedient, sondern sich und Europa mit der schweren Unfriedensschuld Oberschesien belastet.

Der Übergang Ostoberschlesiens an Polen war mit der zwangsweisen Abwanderung von etwa 100 000 Deutschen verbunden, die hauptsächlich der Oberschicht und dem Mittelstande angehörten. Mindestens so viele Polen aus Kongreßpolen traten an ihre Stelle und bildeten mit den zu entlohnenden Führern der Aufständischen den Anfang einer nationalpolnischen Oberschicht, die sehr bald führend die Macht in die Hand nahm. Das war für die breiten sozialrevolutionären oberschlesischen Massen nun freilich etwas anderes als die von Korfanty verkündete Vollsozialisierung der Gruben und der Betriebe. An Stelle abtretender deutscher Berg- und Hüttendirektoren traten Polen oder Amerikaner. Und gewisse Vertreter der früheren deutschen Oberschicht fanden überraschend schnell den Anschluß an die neuen Machthaber und blieben in ihrer bevorzugten Stellung unbehelligt.

Die Enttäuschungen meldeten sich bald in den für die Polen ungünstigen Wahlergebnissen. Umgekehrt wie in Deutsch-Oberschlesien marschierte in Ostoberschlesien die „Minderheit" Schritt für Schritt vor, trotz aller erlittenen Nackenschläge, trotz sich wiederholender und sich steigernder Terrorakte! Zu den Gemeindewahlen vom 14. November 1926 konnten z. B. die deutschen bürgerlichen Parteien nicht eine einzige Wahlversammlung abhalten. Den deutschen Sozialisten wurden ihre wenigen Werbeversammlungen von den Polen gesprengt, vielfach wurde die Aufstellung deutscher Listen verhindert. Straßenterror der „Aufständischen", Druck der Behörden und der von den Polen abhängigen Arbeitgeber wirkten offen. Trotzdem errangen die Deutschen 335 Gemeinderatsmandate, die Polen dagegen nur 265 Mandate. Besonders bedeutsam war der deutsche Sieg in allen großen Städten und im ganzen Industriegebiet. Dabei hatten die Polen selbst die Bedeutung dieser Gemeindewahlen so eingeschätzt, daß sie sie als „Wiederholung des Plebiszites" bezeichneten.

*

Die schwersten Heimsuchungen trafen das ostoberschlesische Deutschtum aber erst mit Übernahme der Gewalt durch den Woiwoden Grazynski, im Jahre 1920 „Chef des Stabes" einer Insurgentengruppe. Die letzten Ereignisse, die zur Anrufung des Völkerbundes durch Deutschland und auf der Ratstagung im Januar dieses Jahres, auf der Polen auf der Anklagebank saß, schließlich zur formellen Feststellung des Völkerbundsrates führte, daß Polen die Bestimmungen des Minderheitenabkommens gebrochen hat, sind bekannt. Im Mai wird Polen auf der Ratstagung zu berichten haben, was es zur Sühne unternommen habe.

Doch die allerwenigsten und auch nicht die wichtigsten Fälle sind es, die vor dem Forum des Völkerbundes verhandelt und so der weiteren Öffentlichkeit bekannt werden! Wie viele Fälle und Situationen gibt es, in denen polnischer Druck nicht durch Paragraphen des Minderheitenvertrages erfaßbar ist? Wer soll all den Arbeitern oder Kleinbürgern, die täglich Druck erleiden, mit juristischer Beratung beistehen? Wer auch von den Angestellten und Akademikern besitzt die wirtschaftliche Unabhängigkeit und seelische Widerstandskraft, angesichts der schleppenden Prozedur des Völkerbundsverfahrens durch Wochen, Monate, ja, Jahre hindurch einen Prozeß zu führen? Dazu haben die Schutzbestimmungen ganz empfindliche Lücken, so daß z. B. die Arbeiter und Angestellten in privatwirtschaftlicher Stellung gegen nationalen Druck des Arbeitgebers gar nicht einmal einen Anspruch auf Rechtsschutz durch das Genfer Abkommen erhalten können. (Deswegen das polnische Vorgehen gegen den Fürsten Pleß, der als Vorsitzender des deutschen Volksbundes den Polen verhaßt ist, mehr aber noch, weil er sich weigert, seine Angestellten und Arbeiter einem polnischen Personalchef auszuliefern.) Calonder aber kann selbst dann, wenn er Unrecht sieht und feststellt, mangels einer Exekutive nur auf zeitraubenden peinlichen

Umwegen helfend eingreifen, und auch dies meist nur vorübergehend. R. Rath schildert uns packend den Leidensweg der deutschen Industriebevölkerung in Ostoberschlesien*). Im Kleinkrieg soll der Deutsche wirtschaftlich zermürbt werden.

Der Terror wird in Oberschlesien deswegen so erleichtert, weil Deutsche und Polen nicht getrennt siedeln, sondern die Kontrolle der Terroristen im gleichen Ort, am selben Arbeitsplatz, in derselben Straße, ja, im selben Hause zu finden ist. Wirtschaftliche und nationale Fronten überschneiden sich vielfach. Staatsexekutive, Wirtschaft und Aufständische wirken zu gleichgerichtetem Druck zusammen, alles ist vom Westmarkenverein aus organisiert! Wer soll in den unzähligen Fällen Ankläger, wer Anwalt sein? Ein Beispiel: „N. Lubos hat seit dem Jahre 1925 einen verzweifelten Kampf mit dem Vorstand der „Spolka Bracka", der polnischen Nachfolgerin des Oberschlesischen Knappschaftsvereins, gehabt, die mit allen Mitteln von Drohungen und Schikanen ihn zu zwingen suchte, sein Kind aus der deutschen Minderheitsschule herauszunehmen. Lubos wurde versetzt, seine Einkünfte wurden beschnitten, und schließlich wurde er ohne Pension entlassen" („Nation und Staat", April 1929). Erst nach Jahren hat sich der Völkerbund mit diesem Fall beschäftigt. Er gab sich mit der Erklärung der polnischen Regierung zufrieden, daß sie über das Verhalten der Schulbehörde eine Untersuchung einleiten wolle. „Daß der unglückliche Lubos aus Gründen versetzt und entlassen worden ist, die nichts damit zu tun haben, daß er sein Kind in die Minderheitenschule schickt, ist für den Berichterstatter (im Völkerbundsrat) so selbstverständlich, daß er auch nicht die kleinste und bescheidenste Frage zu diesem Punkt zu suggerieren wagt."

„Lubos bleibt ohne Stellung, ihm wird keine Genugtuung, seine einzige Schuld ist es, daß er sein Kind in die deutsche Schule schickte. Politik der Zermürbung."

Der Kampf konzentriert sich besonders auf die Vernichtung des deutschen Minderheitsschulwesens. Noch 1927 besaßen die Deutschen in Ostoberschlesien 108 Volksschulen mit 26 000 Kindern und 700 Volksschullehrern. Im Schuljahr 1929/30 waren es noch 70 Schulen mit 15 400 Kindern und 310 Lehrern. Hier hat sich verhängnisvoll das unbegreifliche Nachgeben der deutschen Regierung in der Frage des Elternrechtes bei den Völkerbundsverhandlungen im Jahre 1929 gerächt.

Der „Oberschlesische Kurier" vom 8. September 1930 gibt ein Bild der Schwierigkeiten bei der Errichtung einer Minderheitsschule: „Jahr um Jahr ergeben sich Widerstände schon bei den Anmeldungen. Zunächst wird für die Anmeldung zur deutschen Schule nur eine kurze Frist bestimmt, während die Anmeldung zur polnischen jederzeit erfolgen kann. Dazu muß der deutsche Erziehungsberechtigte immer noch persönlich erscheinen und vor der Einschreibungskommission, deren Zusammensetzung zumeist zu Beschwerden Anlaß gibt, seine Erklärung zu Protokoll geben. Schon lange vor Ausschreibung der Anmeldetermine gehen Agenten der bekannten nationalen Organisationen von Haus zu Haus, um die deutschen Eltern durch Drohungen einzuschüchtern. Helfen die Drohungen nichts, dann arbeitet man mit Versprechungen. Bleibt auch das erfolglos, dann kommt der Druck der Arbeitgeber, dann werden die Listen mit den Namen der deutschen Eltern veröffentlicht. Bleiben die deutschen Eltern trotzdem ihrem Volkstum treu und lassen sich nicht einschüchtern, dann werden von den gleichen Organisationen alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sie zur Zurücknahme der Anmeldungen zu bewegen. Nützt auch das nichts, dann treten vielfach die Schulleiter und andere behördliche Stellen in Aktion, die glauben, im Interesse des Staates zu handeln, wenn sie Anmeldungen für ungültig erklären, und die Eltern, die sich weigern, die Kinder der polnischen Schule zuzuführen, mit Schulstrafen belegen.

Nun bleibt nur noch der Weg der Beschwerde an die internationalen Instanzen. Es ist aber für die gemischte Kommission schon rein technisch kaum möglich, die vielen Beschwerden in kurzer Zeit aufzuarbeiten. Alljährlich werden ja 600 Anträge für ungültig erklärt. Der Deutsche Volksbund erhielt dementsprechend gleichfalls alljährlich etwa 600 Beschwerden, die nicht in wenigen Tagen entschieden werden können. So bleibt oft nur der Weg des Kompromisses."

„Und die Eltern, die ihre Kinder den deutschen Schulen zuführen konnten, sind noch nicht am Ende ihres Leidensweges. Die deutschen Schulen selbst werden polonisiert. 74 % ihrer Schulleiter sind Polen. Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der polnischen

*) „Deutsche Arbeit", 30. Jahrg., Nr. 3.

Lehrkräfte (jetzt 19 %), es fehlt an Klassenräumen, die Klassen sind überfüllt. Lern- und Lehrmittel sind nicht in genügender Zahl vorhanden."

Und die schulentlassene Jugend! Fast alle sozialen Aufstiegsmöglichkeiten sind ihr genommen oder stehen ihr nur bei Preisgabe der überkommenen deutschen Gesinnung offen. Auch begabtesten deutschen Jünglingen sind die entwicklungsfähigen Stellen im staatlichen und im Kommunaldienst, ja, auch in den meisten Betrieben verschlossen. Das Zeugnis einer Minderheitsschule wirkt bei der Stellungs- und Arbeitssuche als ärgste Belastung. Genug! Ein trostloses, aufreizendes Bild! Und doch sind im vorstehenden nur einige Streiflichter geboten, und zwar zum Hauptteil nur in der erzwungen zahmen Sprache der ostoberschlesischen Blätter. Vom schweren Ringen der bestehenden kulturellen deutschen Organisationen soll hier mangels Raum nicht gesprochen werden. Als Gegenstück zur oben erwähnten Verordnung des Oberpräsidenten in Oppeln sei z. B. auch nur erwähnt, daß vor einigen Monaten der Landrat von Tarnowitz alle Gastwirte des Kreises zu sich lud und ihnen unter Androhung der Entziehung der Konzession verbot, deutschen Vereinen Versammlungslokale zur Verfügung zu stellen. Auch vom Leidensweg deutscher Unternehmer, die z. B. keinerlei Kommunal- und Staatsaufträge bekommen dürfen, soll hier nicht berichtet werden.

*

Ein positives Gegenstück zu diesen düsteren Bildern ergibt sich nur aus der opferwilligen treuen Haltung gerade der breiten deutschen und deutschgesinnten Volksschichten in Oberschlesien. Diese Haltung, die auf dem harten, unübersehbaren Weg tagtägliche Opfer und Verzichte fordert, kann gar nicht hoch genug gewertet werden. Und daß z. B. die deutschen Gewerkschaften von zunehmendem jugendlichen Nachwuchs berichten können, daß sich für die deutschen Parteien immer wieder aktive Vertrauensmänner und -Frauen für die gefährliche Kleinarbeit finden, ist besonders erfreulich!

Polen selbst ist in der oberschlesischen Frage in innere und äußere Konflikte verstrickt. Der Ablauf der letzten Jahre hat für seine phantasievollen Wirtschaftspläne mit Oberschlesien ernüchternd gewirkt. In naivem Glauben eines Naturvolkes überschätzte man ganz gewaltig den Besitz an Gruben und Hütten und übersah, daß Industrien nur von den Kräften erhalten werden können, die sie auch geschaffen haben. Im ganzen ist die Umstellung der ostoberschlesischen Industrie nach Osten trotz der großen polnischen Anstrengungen nicht gelungen. Gegenwärtig erfaßt die Wirtschaftskrise ganz hart auch Ostoberschlesien, und die Arbeitslosigkeit steigt unaufhörlich. Dazu ergeben sich nicht nur die politischen Schwierigkeiten mit den Deutschen. Auch in den polnischsprechenden Massen gärt es; in ihnen ist der Gegensatz gegen die Kongreßpolen sehr lebendig. Dazu kommen soziale und allerhand unklare andere Motive. Korfanty selbst, mit den andern polnischen Machthabern in Oberschlesien verfeindet, war es, der sich an die Spitze dieser seiner alten Gefolgschaft setzte. Die Korfantygruppe verfügt zusammen mit den Deutschen über die überwältigende Mehrheit in Ostoberschlesien. Die nationalpolnische imperialistische Sanacjapartei hat wohl den Regierungsapparat in der Hand und umfaßt die neupolnische Oberschicht, aber sie bleibt eine schwache Stütze des jetzigen polnischen Regierungssystems in dem politisch so exponierten Land. Kürzlich sind, auf Erkenntnis dieser Lage fußend, bezüglich Korfanty Gerüchte durch die Presse gelaufen, die von einer Errichtung eines oberschlesischen Freistaates im Umfang des alten Abstimmungsgebietes wissen wollten. Es ist müßig, in solcher Frage mit der Person Korfantys zu rechnen, der sich als unser grimmigster Gegner erwiesen hat. Aber in Ostoberschlesien finden solche Gerüchte gläubige Menschen, das oberschlesische Gemeinschaftsgefühl steht hier über der Gemeinschaftsbindung der wasserpolnischen Sprache. Die Zahl der Deutschen, die ihre Kinder noch in deutsche Schulen senden und so auch äußerlich am stärksten am Deutschtum festhalten, ist durch die letzte Ereignisse wohl unter 10 % der Gesamtbevölkerung herabgedrücktworden. Die Zahl der deutschen Wählerstimmen betrug noch im November trotz der bekannten polnischen Ausschreitungen über 34 %. Tatsächlich dürfte aber die Zahl der innerlich Deutschgesinnten auch unter den heutigen Verhältnissen mindestens doppelt so hoch sein. Bei wirklich freier Entscheidungsmöglichkeit ließe sich diese Zahl noch steigern. Die radikalen polnischen Elemente, die ja die Herrschaft in der Hand haben, suchen über diese Lage durch imperialistische außenpolitische Forderungen hinwegzutäuschen und drängen Polen zu außenpolitischen, höchst gefährlichen Abenteuern. Auf diese Vorgänge muß Deutschland

ein sehr waches Auge haben, sonst könnten wir eines Tages eine Überraschung erleben!

Polens Besitztitel in Ostoberschlesien ist mehr als fraglich. Es hat Eile, das Gebiet zu entdeutschen, um seine Besitzstellung durch vollendete Tatsachen zu stützen. Es ist aber zu natürlich, daß die Entdeutschungsmaßnahmen in Ostoberschlesien im deutschen Volk ihren Widerhall finden. Polen selbst ist es, das so durch seine Gewaltherrschaft die oberschlesische Frage zur europäischen Tagesordnung stellt und nicht etwa, wie die Polen glauben machen möchten, die Reden von **Treviranus**. Ein Engländer ist es, Robert **Donald**, lange Jahre Chefredakteur des „Daily Chronicle", der schon im Jahre 1925 in seiner Schrift: „A danger spot of Europa" mahnt, daß es mit der Genfer Entscheidung von 1921/22 nicht sein Bewenden haben könne, sondern daß spätestens mit Ablauf des Genfer Abkommens im Jahre 1937 Oberschlesien wieder als Gegenstand der großen Politik in Erscheinung treten wird und daß nach seiner Auffassung die Wiederholung der Abstimmung unter neutraler Kontrolle eine „gerechte Lösung" des oberschlesischen Problems erbringen würde; mit bloßen örtlichen Grenzerleichterungen, Beseitigung von Zoll- und Verkehrshemmungen sei der Fall Oberschlesien nicht aus der Welt zu schaffen. Trotz dieser und anderer ausländischer Stimmen wird man mit **Schadewaldt** feststellen müssen, daß **eine Weltmeinung über Oberschlesien nicht existiert.** Diese Erkenntnis stellt uns die gewichtigste Aufgabe.

*

Die heutige Lage in Ostoberschlesien ist unhaltbar geworden. Die oberschlesische Regelung von 1921 hat sich für Ostoberschlesien nicht bewährt, statt einer Befriedigung ist hier eine riesige und gefährliche Verschärfung der Gegensätze eingetreten. Mögen auch heute Organe des Völkerbundes mit hohem Pflichtgefühl dafür wirken, daß das Genfer Abkommen vom Jahre 1922 seinen Zweck erfülle; die Tatsachen erweisen, daß sie sich um tragische Aufgaben mühen! Auf der Basis der Entscheidungen vom Oktober 1921 und Mai 1922 gehen wir in Ostoberschlesien nur neuen und vielleicht viel weiterreichenden Katastrophen zu als im Jahre 1921. Nicht bloß unser deutsches Interesse ist es, auf Revision der als verfehlt erwiesenen Völkerbundsentscheidung vom Jahre 1921 zu drängen. Die damaligen Schuldigen an dem frivolen oberschlesischen Urteil selbst sind verpflichtet und berufen, einzugreifen und einen glimmenden Brand zu löschen, der auch sie selber bedroht. Deutschland hat bisher und insbesondere auch auf der letzten Ratssitzung bei seinem Kampf für Oberschlesien im Völkerbund jene Aufgabe übernommen, die den schuldigen Ratsmächten vom Jahre 1921 zusteht. Auf die Dauer kann es aber nicht Deutschlands Aufgabe sein, für das Funktionieren und die Bewährung jener „weisen" Regelung von 1921 zu kämpfen, die ihm damals trotz seines leidenschaftlichen Protestes mit stärkstem Druck aufgezwungen wurde und auf der anderen Seite durch sein Drängen, nur die Symptome des oberschlesischen Leidens zu behandeln, die notwendige Forderung nach grundlegender Revision der ostoberschlesischen Frage zu **verschieben.**

„Findet der Völkerbund", so spricht der oberschlesische führende Politiker Prälat Ulitzka es mit Recht kürzlich aus („Rheinischer Beobachter", 2. Dezemberheft 1930), „nicht den Mut und die Kraft an diese Aufgabe (Lösung der oberschlesischen Grenzfrage) aufrichtig und tatkräftig heranzugehen, dann sind alle Reden vom Völkerfrieden nur eine leere Geste, an die kein ernsthafter Mensch glaubt, und die nur geeignet sind, sein Ansehen herabzusetzen. Dürfen wir noch unsere Hoffnungen auf den Völkerbund setzen?" Das oberschlesische Problem ist eine der großen Schicksalsfragen für den Bestand des Völkerbundes selbst! Das vom Reiche in dieser Frage vom Völkerbund geforderte Vertrauen geht völlig zur Neige. Wenn es Fluch ist der bösen Tat, fortzeugend Böses zu gebären, in Ostoberschlesien erweist es sich.

Und für uns Deutsche bleibt die Aufgabe, die Erklärungen und Schwüre der Treue, die wir in den schmerzvollen Monaten der Trennung den Ostoberschlesiern so reichlich abgaben, nicht zu vergessen, sondern zu halten, eingedenk der gewichtigen Mahnung des großen **Görres:**

„Der Einzelne soll verzeihen, Völker sollen aufs strengste auf ihr Recht halten, weil gutmütige Schwäche, heute ausgeübt, der künftigen Zeit ein sicheres Unheil gebiert und sie nicht Barmherzigkeit ausüben können für das Böse, was folgenden Geschlechtern angetan wird."

H. St.

Literarische Rundschau

Volkswende

Ordnet sich das Chaos? Zwölf Jahre trennen uns vom Weltkrieg. Vor seiner blutigen Größe erlebte der Einzelne leibhaftig, daß der Sinn unseres Seins im Ganzen wurzelt, zum Ganzen strebt, versackte auch die literarische Verhätschelung des Individuums. Der Ausgang: deutscher Niederbruch und scheinbare Fruchtlosigkeit vielfältigen Opfers verdunkelten Erlebnis und Sinn. Das Frontheer verschwand, tauchte unter in den Frieden — und als ob niemals zuvor um das Wohl und Wehe von Völkern gerungen worden wäre, wurde, wenn auch verdeckt unter Menschheitsphrasen, der Individualismus erneut vergottet, die Befriedigung des Ich gegen das Ganze ausgespielt. Mittelmäßigkeit, Minderwertigkeit oder gefällige Vergangenheitsweisheit beherrschten wieder das Feld, politisch und geistig, offenbarten verhängnisvolle Entwurzelung auch in der Kunst, ihre Entfremdung von Volk und Volkstum. Doch die Wende war, stand zwischen den Zeiten, konnte nicht beseitigt werden. Und wer, trotz der durch Versailles manifestierten Niederlage und trotz literarischer Entartung, den verborgenen, vom Unkraut des Übergangs verdeckten Kräften deutschen Volkstums vertraute, spürte bald auch im Schrifttum die Zwangsläufigkeit der Entwicklung: Notwendigkeit und Werden neuen Gehaltes in neuer Form.

Die Bedeutung jener Kriegsbücher, die jenseits der Mode Wesentliches aussagten, war, daß sie die Wirklichkeit des Krieges erfaßten, noch im Grauen der Materialschlacht die Unterordnung des Menschen unter das Gesetz aufzeigten: die allgültige Anerkennung freiwilligen Opfers unabhängig von der Realität des Erfolges. Selbst nur mehr oder minder gutgemeinte Erinnerungen braver Frontkämpfer taten das ihre, den verschütteten Weg freizulegen, mit der Zusammenbruchsideologie aufzuräumen und die Deutschen ihren Wert und ihr Recht neu erkennen zu lassen. Wenn nunmehr der Dichter **Hans Friedrich Blunck** den großangelegten Versuch unternahm, im Roman*) die letzten zwei deutschen Jahrzehnte in ihren Menschen und in ihren Problemen zu gestalten, so erscheint solches nicht mehr zufällig. Die Zeit reifte heran zu künstlerischer Selbstbesinnung und gesunder Bemühung, die Zeichen zu deuten.

Roman einer hamburgischen Geschlechterreihe, Aufgang und Niedergang im Schatten des Krieges. Der Vergleich mit den „Buddenbrocks" drängt sich auf, wenn auch widerwillig. Denn das Werk Bluncks ist inhaltlich und formal um so viel stärker als das vielgerühmte Vorkriegsbuch, wie der Krieg höhere Anforderungen an Mensch und Volk stellte als die Vorkriegsepoche. Das Werk Bluncks ist Wille, nicht Resignation; Erkenntnis, nicht Melancholie; Aktivität, nicht Hinnahme. „Wer sich zum aufsteigenden Menschen bekennt, sucht, wo immer er selbst wirkt, auch die Kindschaft des Guten. Wer an ihm verzagt, wer zur Bequemlichkeit rät, wer die Hoffnung an seines Volkes Aufgabe, den Sinn für seines Weibes Mütterlichkeit, wer Würde und Verantwortung für sein Handeln verliert, verrät der Menschheit Weg. Das ist ein Entweder — Oder! Niemals ist das Dasein ohne Kampf ein Zweck in sich, noch sind Mitleid oder Liebe um ihrer selbst willen da. Entfaltung ist das Leben, Wille aus der Tiefe zum Führer, der du selbst sein sollst oder der dein Urenkel wird. Und dieser Wille ist Auftrag zwischen Gott und Volk, Gott, von dem du sein Feuer empfingst, und Erde, deren Wesen du zum Fruchttragen hast. Darum streiten wir ja

*) „Volkswende". Ein Roman dieser zwei Jahrzehnte, zugleich Versuch einer Chronik. Von Hans Friedrich Blunck. Bremen, Carl Schünemann.

gegen das Verzagen, gegen die Seichtheit, gegen den Spott der Müden, der die Grimasse des Bösen ist."

Diese Sätze sind dem Gespräch entnommen, in dem sich das Werk sinnfällig abschließt. Doch nicht, daß diese Sätze gesprochen werden, ist entscheidend, sondern wie sie im Aufbau des Romans, in den Menschen, im Fluß der Erzählung sich auswirken, wie hier endlich einmal ein naturhafter Epiker seine Welt, die Welt Hamburgs und weiter der niederdeutschen Landschaft, vom Ganzen her begreift, wie er, von der dichterischen Freude an der bunten Mannigfaltigkeit des Seins erfüllt, mit gesammelter Kraft zu fabulieren weiß, ohne sich je an naturalistische Belanglosigkeiten zu verlieren. Welche Fülle der Gesichte! Wie lebendig die hamburgische Atmosphäre der Vorkriegszeit, Gehaben und Tun eines Bürgertums, dem bei aller Gebundenheit der Zusammenhang mit der See den Weitblick erhalten hat, eines Bürgertums, das an Krieg, Revolution und Inflation sich auflöst und zugleich erneuert, wenigstens dort, wo Stamm und Tradition gesund geblieben sind und kapitalistisches Denken noch nicht die Verantwortung vor der Gemeinschaft, den Instinkt dafür, daß Besitz nicht persönliches Eigentum, wohl aber Leben ist, überwucherte. Herrlich, wie dem jungen Hamburger Juristen Brandt auf vlämischer Erde im Kriege das Erlebnis des Volkstums zuteil wird; ja, wie der Volkstumsgedanke insgesamt in seiner gewaltig zukunftsweisenden Bedeutung als Grundlage der Erneuerung schlechthin begriffen wird.

Doch man würde dem Dichter Blunck nicht gerecht, wollte man nur das Geistige, die Problematik, das Ideenhafte hervorheben. Hier ist nichts Lehrhaftes, hier ist Dichtung: ein Roman voller Spannungen, beschrieben mit der minutiösen Technik des erfahrenen Künstlers, der über Idee und Zielsetzung niemals vergißt, daß der Mensch im engen Bezirk, in der Familie, im Egoismus wurzelt, und der daher als Erzähler immer vom Menschen, von seiner Umgrenzung und Gewohnheit, kurz, vom praktischen Leben ausgeht. Nicht oft sind Menschenlust und -leid so anschaulich und zugleich doch so rein und tief geformt worden. Sind wir nicht all diesen Gestalten, die wir ein gutes Stück Weges durch Irrungen und Wirrungen begleiten dürfen, in der Wirklichkeit, in den Kontoren Hamburgs, in Holland oder Vlandern schon begegnet, diesen Menschen, die mit Güte und Verständnis, mit Liebe und heißem Herzen betrachtet und durch die Zeit geleitet werden? Dieses Buch bindet die Menschen, offenbarend, daß sie weder böse, noch schlechthin gut sind, daß sie verbraucht werden müssen, wie sie sind, aber daß es für sie auch eine Verpflichtung gibt: selbst im engsten Bezirk Träger eines Höheren zu sein. So wuchs aus dichterischem Erleben eine Chronik deutschen Volkstums, im Realen beschränkt auf das niederdeutsche Volksgebiet, im Geistigen großdeutsch und daher, gleichsam selbstverständlich, die Ganzheit deutschen Wesens in all seiner komplizierten Gliederung umreißend. Schulbeispiel echter Dichtung: nur wer im Mutterboden der Heimat wurzelt und um die Geheimnisse des eigenen Volkes weiß, darf sich an Menschheitsfragen wagen.

Werner Wirths.

Prozeß der Diktatur*)

„Die Monarchie ist die beste und zugleich die schlechteste Staatsform, je nachdem, wer als Monarch die Staatsgewalt ausübt." Dieses Wort Friedrichs des Großen gilt auch für die Diktatur. Es kommt ferner, so könnte man hinzufügen, darauf an, was man unter Monarchie, was unter der Diktatur versteht. Wie nun in der Kategorie der Monarchie die mannigfaltigsten Formen, vom Despotismus über den aufgeklärten Absolutismus („der Fürst ist der erste Diener des Staates"), die konstitutionelle (Deutschland), die parlamentarische Monarchie (z. B. England) bis zum „demokratischen Kaisertum" Friedrich Naumanns — herauf oder hinunter? — Platz finden, so enthält auch der Sammelname „Diktatur" sehr verschiedenartige Möglichkeiten. In der Geschichte sowohl, als auch in den gegenwärtig herrschenden Diktaturen. Schon im alten Rom, seit der ersten Diktatur des T. Lartius 498 v. Chr., macht diese Regierungsform starke Metamorphosen durch. Teils wird sie gesetzlich eingeführt, teils durch Gewalt errichtet, teils ist sie zeitlich oder auch in ihrer Machtfülle begrenzt, teils stürmt sie über alle Beschränkungen hinweg. Bald ruht sie auf der rohen Gewalt, bald auf dem

*) Herausgegeben von Otto Forst-Battaglia. Zürich, Leipzig, Berlin, Amalthea-Verlag.

hinreißenden Zauber der Persönlichkeit, bald auf der Sehnsucht nach dem weisen Führer, bald im Vertrauen auf den starken und mutigen Staatslenker. In der neueren Zeit wiederum kennen wir weiter noch Staatsmänner, die zwar nicht formell, aber tatsächliche diktatorische Gewalt besaßen: Richelieu und Mazarin ungeachtet des Königs, Cromwell, die Männer der französischen Revolution; Bonaparte und Clemenceau ungeachtet des Parlaments übten absolute Machtbefugnis aus.

Ebenso stark unterscheiden sich die heutigen Diktaturen. Die Namen Mussolini und Primo de Rivera, Woldemaras und Pildsudski, Kemal Pascha und Alexander von Serbien bedeuten gesonderte Spielarten eines Systems, deren Gemeinsamkeit lediglich im Unterbau der schrankenlosen Macht besteht.

Nach Kant ist die oberste Gewalt unkontrollierbar und unbezwingbar. Aus dem Begriff der höchsten Gewalt folgt, daß sie keiner höheren Macht mehr unterworfen werden kann. Demgegenüber erscheint es weniger wichtig, wer mit dieser höchsten Gewalt umkleidet ist, als wie sie sich äußert. Mit anderen Worten, nicht wer regiert, sondern wie regiert wird, ist entscheidend. Daraus wird klar, daß es ebenso unsinnig ist, in der Diktatur eine ideale, als eine unter allen Umständen verwerfliche und schädliche Herrschaftsform zu sehen. Denn alles hängt ja, wie gesagt, davon ab, von wem und wie die unumschränkte Herrschaft gehandhabt wird. Darum hielten gerade die Liberalen des 18. Jahrhunderts den unumschränkten und aufgeklärten Fürsten für berufen, Duldung zu üben und die Bekenntnisfreiheit, die Gedankenfreiheit zu schützen. Auch das durch und durch liberale volkswirtschaftliche System des Rodbertus wollte „Freihandel im Absolutismus“.

Solch einfache und kleine Gedankengänge zu verfolgen, scheint vor allem den liberalen und demokratischen Mitarbeitern des Sammelwerkes versagt zu sein. Wenn, wie André Maurois sagt, „kein überlegender Mensch behaupten kann, daß die Diktatur unter allen Umständen volksfeindlich sein muß“, dann gehören die Herren Stead, Loebe, Einstein jedenfalls nicht zu den überlegenden Menschen. Sie setzen Diktatur ohne weiteres mit Unterdrückung gleich; Einstein gar behauptet in einem an Oberflächlichkeit nicht mehr zu überbietenden Satze, sie bringe „den Maulkorb, und dieser die Stumpfheit“, wobei ihm wohl in erster Linie die Moskauer Diktatur vorschwebte. Werden hier aus falschen Voraussetzungen falsche Schlüsse gezogen, so überrascht der Sozialdemokrat Vandervelde durch die verblüffende Entdeckung, daß die Diktatur des Proletariats, weil Diktatur der „immensen Mehrheit“ berechtigt, ja, sogar unentbehrlich sei. Das heißt in die Sprache jener Herren übersetzt, daß jede Unterdrückung, Knechtung, Unduldsamkeit gerechtfertigt ist, wenn sie sich gegen Minderheiten richtet. Eine demokratische Logik, deren offene Verkündung hervorgehoben zu werden verdient. Ähnlich äußert sich auch Georg Bernhard, der die konstitutionelle Diktatur für ein Organ der Demokratie erklärt. Wieder wird man an Kant erinnert, der der Demokratie vorwirft, sie „neige zu Despotismus und Willkür“ und sei „insbesondere der geistigen Freiheit nicht günstig“.

Zur vorübergehenden Diktatur bekennen sich, teilweise verschämt, und mit Vorbehalten wie Anatole de Monzie, der Pater Friedrich Muckermann, Jules Sauerwein, Robert de Traz, der Herausgeber selbst und Walter von Molo. Von Herzen gerne würde ich diesem beistimmen, da er in der Diktatur einen Widerspruch zum deutschen Geist erblickt, wenn ich nicht beschämt feststellen müßte, daß das deutsche Volk seit über einem Jahrzehnt die Tyrannei eines zu schöpferischen Wirken unfähigen und nur von Parteirücksichten beherrschten parlamentarischen Klüngels erträgt.

Sehr aufschlußreich sind die historischen Darstellungen von Guglielmo Ferrero: Die Diktatur im alten Rom, Georg Mehlis: Die Diktatur im Mittelalter und in der neueren Zeit. In vortrefflichen Abhandlungen über die gegenwärtigen Diktaturen in Rußland, Ungarn (?), Italien (der Emilio Bedrero eine hinreißende Beredsamkeit zu verleihen weiß), Spanien, der Türkei und Südslawien machen uns Ossendowski, Wlassics, Romanones, Köhler, Kaden-Bandrowski und Hermann Wendel auch die Gegenwart vertraut.

Manchem der Mitarbeiter dieses gehaltvollen Buches entschlüpft mehr, als er verraten möchte. Keiner aber tritt rückhaltlos für die Diktatur ein. Daraus ergibt sich die Binsenweisheit, daß der Taktschritt des echten, verantwortungsfreudigen, schöpferischen, politischen Wirkens sich nicht nach starren Meinungen, die sich häufig als Vorurteile erweisen, sondern nach den vorliegenden Umständen richten muß. Gallinger.

Das Antlitz der Mandschurei

Als sich im Sommer 1928 nach dem Einmarsch der Heere der vereinigten chinesischen Nationalpartei in Peking das „neue China" gebildet hatte, war sofort ein Gegensatz zwischen diesem neuen China und den japanischen Interessen vorhanden. Formal gehörte die Mandschurei, die seit einem Menschenalter ihr eigentümliches Leben führte, zum chinesischen Reich. Japan verwehrte indessen auf Grund seiner Macht auf der Halbinsel Liaotung mit der südmandschurischen Eisenbahn und seiner politischen Einflüsse in Mukden den chinesischen Truppen ein Vorrücken in dieses Land. Es entstand eine japanisch-chinesische Spannung, die sich hauptsächlich um die Frage der Anerkennung der neuen Regierung von Nanking, die Frage der japanischen Räumung von Schantung und eben die mandschurische Frage gruppierte.

Der japanisch-chinesischen Spannung ging eine schnelle Anfreundung der Regierung von Nanking mit Nordamerika, das schon am 25. Juli 1928 einen neuen chinesischen Handelsvertrag getätigt hatte, parallel oder zeitlich voraus. Nach Maßgabe des amerikanischen Grundsatzes der offenen Tür und der „Integrität Chinas" war der chinesische Standpunkt, gerade auch in der mandschurischen Frage, von der Auffassung der Vereinigten Staaten moralisch gedeckt. Währenddessen wurde im August 1928 in Paris der Kelloggpakt unterschrieben. Der japanische Bevollmächtigte reiste von Paris nicht direkt durch den Suezkanal, sondern auf einem Umwege über den Atalantik und die Vereinigten Staaten nach seiner Heimat zurück. Er hat in den Vereinigten Staaten Station gemacht und mit Regierungsinstanzen verhandelt. Nachher wurden im Jahre 1929 die chinesisch-japanischen Streitfragen, und zwar im wesentlichen zugunsten Chinas, vertraglich bereinigt. Geschah es unter amerikanischem Druck? Zum mindesten dürfte es seitdem zweifelhaft sein, ob Tschang Hsue-liang, der Sohn und Nachfolger von Tschang Tso-lin und Machthaber in Mukden, immer nur als Exponent einer japanisch gerichteten Orientierung angesehen werden kann.

Nachdem Tschiang Kai-Schek im April 1927 seine Verbindungen mit der Sowjetunion abgebrochen hatte, war das Verhältnis der Sowjetunion zur offiziellen Kuo Min Tang und hernach zur Regierung von Nanking im Grunde feindselig geblieben. Wegen des bekannten Konfliktes um die ostchinesische Eisenbahn kam es am 18. Juli 1929 zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen, im August zu Grenzkämpfen und im November 1929 zu einem regelrechten Kriege in der nordwestlichen Mandschurei, in dem die Chinesen besiegt worden sind. Durch diplomatische Unregsamkeit hat Japan die russische Position mittelbar unterstützt, während die Vereinigten Staaten zweimal versuchten, das chinesische Interesse mittelbar zur Geltung zu bringen. Denn sie bemühten sich zweimal um eine Intervention: bereits im Juli 1929 unter Berufung auf das Viermächteabkommen der Konferenz von Washington (12. Dezember 1921) und am 28. November 1929 unter Berufung auf die Bedeutung des Kelloggpaktes. Beide Male hat sich Japan dem amerikanischen Ansinnen versagt, so daß China am Ende mit dem russischerseits geforderten Status quo einverstanden sein mußte. Japans indirekte Deckung der Sowjetunion erklärte sich nicht nur aus der Ähnlichkeit der russischen und japanischen Bahninteressen in der Mandschurei, die mit dem russisch-japanischen Vertrage vom 20. Januar 1925 wechselseitig, d. h. die südmandschurische Bahn für den japanischen und die chinesische Ostbahn für den sowjetrussischen Einfluß, bestätigt worden sind, sondern auch aus der gesamtpolitischen Lage und der Mächtegruppierung im Norden Ostasiens.

Nach allem nimmt es nicht wunder, wenn hier und da russische und japanische Hintergründe vermutet wurden, als sich 1930 die zwei wichtigsten Generale im chinesischen Norden, Feng und Yen, gegen den Staatspräsidenten Tschiang Kai-Schek und die Nationalregierung von Nanking erhoben. Beide Parteien warben um Tschang Hsue-liang, auf die Haltung der Mandschurei kam es an. Schlug sich ihr Regent zu den aufständischen Nordgeneralen, so wäre Tschiang Kai-Schek wahrscheinlich zu schwach gewesen, um sich gegen den vereinheitlichten Norden behaupten zu können. Hingegen schlug Tschang Hsue-liang sich zur Richtung von Nanking, so waren die zwei Nordgenerale im Rücken umfaßt. Von der Mandschurei hing das chinesische Schicksal ab. Durch seine Verständigung mit Tschiang Kai-Schek hat Tschang Hsue-liang die beiden Nordgenerale ausgeschaltet und damit das neue China gerettet.

Die Mandschurei ist ein Spannungsfeld erster Ordnung. Dort kreuzen sich die Not-

wendigkeiten der chinesischen Wiedergeburt und die Kraftlinien in der weltpolitischen Expansion dreier Mächte. Wie einst für das zaristische Reich, so ist die Mandschurei mit ihrer Ostbahn über Harbin nach Wladiwostok auch für die Sowjetunion das entscheidende Endgebiet der osteuropäisch-sibirischen Transkontinentalverbindung zum Pazifik. Die Interessen Japans an der Mandschurei mit ihrem südlichen Zugange auf der Halbinsel Liaotung gehen bis auf den japanisch-chinesischen Krieg (1894/95) und den Frieden von Schimonoseki zurück. Es sind lebenswichtige Belange der japanischen Festlandspolitik. Auch das amerikanische Interesse an der Unversehrtheit Chinas (mit Inbegriff der Mandschurei) bekundete sich baldigst nach jener Zeit, als die Vereinigten Staaten durch ihren Sieg im Kubakrieg gegen Spanien (1898) die Philippinen im westlichen Becken des Stillen Ozeans erwarben. Der Sekretär der amerikanischen „Asiatic Association" schrieb 1899 das zum Teil verwegene und zum Teil vorsichtige Wort: „Hätten wir keine Interessen in China, so wäre der Besitz der Philippinen sinnlos." Nach dem russisch-japanischen Kriege (1904/5) waren amerikanische Bemühungen um mandschurische Bahnkonzessionen lebendig, mit dem deutlichen Ziel einer Internationalisierung des vorhandenen und künftigen Eisenbahnwesens der Mandschurei; und mit den Interventionsversuchen im Jahre 1929, die den russisch-chinesischen Konflikt um die Ostbahn gleichfalls zu internationalisieren gedachten, haben sich diese Bestrebungen nur in einer anderen Form wiederholt. Die Mandschurei bleibt ein Konfliktsherd.

Ihr politisch dunkelster und am meisten problematischer Teil ist der abgelegene Norden und Nordwesten weit hinter Harbin, das Land des großen Amurbogens. Welcher Europäer kennt dieses Land? Der Verfasser eines fesselnden Buches, das wir hiermit anzeigen möchten, ist dort gewesen und hat es zusammen mit dem deutschen Forscher Walther Stötzner unter Entbehrungen und Gefahren bereist.*) Das Leben chinesischer Grenzstädte und nomadisierender Tungusenstämme, die Arbeitsstätten einsamer Siedler und reicher chinesischer Unternehmungen im Abbau von Gold, die trostlose Verlorenheit der russischen Emigration und die großartige Öde des Amurstromes mit seinen weiten Überschwemmungen und einer fremdartigen Schiffahrt tuen sich vor uns auf. Aus der Lektüre dieses Buches, das unmittelbar vom persönlichen Erlebnis hervorgebracht wurde, lernt man das Land wirklich kennen, soweit man ein Land durch Lektüre überhaupt kennen zu lernen vermag.

Im Grunde ist es ein volkspolitisch leeres Gebiet. Die Reste der eigentlichen Mandschus sind längst im Aussterben begriffen; und die Tungusenstämme, wie beispielsweise die Solonen, unter denen Stötzner und Melzer gelebt haben, stehen vor demselben Geschick. Krankheiten breiten sich aus, die mit Schamanenkünsten bekämpft werden. Der sowjetrussische und japanische Einfluß klebt an den Eisenbahnen und gelangt nicht dorthin. Unaufhaltsam dringt aber die chinesische Einwanderung vor, welche die mittlere Mandschurei schon beinahe erfüllt hat. Nachdem das chinesische Reich vor rund 300 Jahren von den Mandschus erobert worden war, ging die Herrenkaste der Mandschus im Chinesentum auf; und das chinesische Volkstum bäuerlicher Art erobert jetzt durch seine Wanderbewegung die Mandschurei.

Was wir aus dem Buche ersehen, ist dies. Eine innere Chinesierung der ganzen Mandschurei steht bevor. Sie läge nicht nur im Interesse der chinesischen Regierungspolitik, sondern mittelbar auch im Interesse der Vereinigten Staaten, sofern und solange diese ihre Wirtschaftsstellung in Ostasien auf der Grundlage der Integrität Chinas aufrichten wollen. Für die Sowjetunion ergäbe sich jedoch die Gefahr, daß ihr fernöstlicher Zugang zum Pazifik durch einen starken Pflock chinesischer Volksmacht, der sich zwischen Transbaikalien und den Stillen Ozean schöbe, verriegelt werden könnte. Würde Japan in einer solchen Abriegelung der Sowjetunion etwa für seine eigenen Interessen, die im Süden vom Gelben Meere kommen, auf lange Sicht eine indirekte Entlastung erblicken? Oder müßte es eher die Gefahr des Amerikanertums fürchten, das von einer völligen Chinesierung der Mandschurei unwillkürlich herbeigelockt werden dürfte? **Karl Hoffmann.**

*) Frithjof Melzer: Malaria, Gold und Opium. Mit Stötzners Hei lung kiang-Expedition in die unerforschte Mandschurei. Leipzig 1930, E. Haberland.

Weltenschöpfung in Phantasie und Wirklichkeit

„Welt auf der Waage" — so hat jüngst ein Weltfahrer von Rang sein ernstestes Buch überschrieben. Immer dann, wenn die Welt auf die Waage gleitet, und oft, wie sie gerade rollt, von ihren lebendigsten und tiefsten Geistern zu leicht befunden wird — dann flüchten diese Geister in das Wunderreich der Phantasie und zu ihrer schöpferischen Macht; und heroische Kosmogonien, Weltschöpfungsträume mit herrischem Anspruch, ihren Wünschen gemäße Weltschöpfungswahrheit zu bieten, treten auf die Bühne solcher Zeiten. Wo aber in dichterischer Freiheit die Grenzen zwischen exakter Naturwissenschaft, nützlicher Arbeitshypothese und künstlerisch freier Schöpfung verwischt werden, da muß man den Unkundigen vor solchen Zauberlabyrinthen warnen, so viel Genuß und Belehrung, auch in fruchtbarem Widerspruch, für den Wissenden darin zu finden sein mögen. Je mehr ein solcher Weltschöpfer aus Eigentrotz vom göttlichen Funken in sich hat, und je mehr er andrerseits vom sicher erarbeiteten Erfahrungsgut der Menschheit erworben hat, um so gefährlicher, weil näher an der Möglichkeit einstiger Verwirklichung, werden seine Träume.

So sind — keck über die Fakultätsraine und die gebahnten Geleise hinweg ackernd — Spengler vom geschichtlichen und mathematischen, Daqué vom paläoontologischen Boden hervorgegangen, Hörbiger hat die Astrophysik und das Wissen von der Erde in Aufruhr gebracht und Wirth die Frühgeschichte, und noch stehen viele zwischen den driftenden Kontinenten Wegeners und der Geologie alten Stils mit Decken- und Faltenwurf, wie einst zwischen Ptolemäus und Kopernikus, oder seufzen doch mindestens mit dem Ketzerkönig von Spanien: „Wenn ich der liebe Gott wäre, ich hätte die Geschichte einfacher gemacht."

In diese Reihe geistvoller Schöpfernaturen tritt nun Eugen Georg mit seinen „Verschollenen Kulturen. Das Menschheitserlebnis, Ablauf und Deutungsversuch" (Leipzig, R. Voigtländer), einer heroischen Schöpfungsphantasie von unheimlicher Geisteskraft und fabelhafter Kühnheit, um Horizonte zu erhellen und Durchblicke aufzureißen, denen gegenüber man gewiß oft sagen wird: es kann so, aber es muß nicht so gewesen sein, denen man aber jedenfalls in Zustimmung und Widerspruch mit steigendem Anteil folgt.

Nur muß eben fest in seinen Schuhen stehen, wer von einem solchen Schöpfungsdichter nicht umgeworfen werden will; er müßte eigentlich in der Lage sein, dem ganzen Brillantfeuerwerk eines vielseitigen und hochgebildeten, aber sehr eigenwilligen Führers immer wieder auf fast allen, im Flug durchstreiften Wissensgebieten starke eigene Kenntnisse und Überzeugungen entgegenzuhalten. Wer das kann, der wird wirklich an Eugen Georgs Hand durch verschollene Kulturen und kühne Hypothesen wandern können, vieles schon Erforschte in neuen Lichtern dabei sehen und das Unerforschliche und dennoch Behauptete zwar manchmal ruhig verehren können, oft aber auch sagen müssen: hier lustwandeln wir im Traumgarten der Phantasie!

Es ist nutzlos, sich mit einem solchen Werk über die Einzelheiten der einen, wie der andern Art auseinandersetzen zu wollen. Das wäre gerade so, wie wenn man einer jubelnden Barockkirche mit neuer Sachlichkeit beikommen wollte. Dabei muß ihr Erbauer sehr viel mehr von alter und neuer Sachlichkeit intus haben als der Hersteller moderner Wohnmaschinen. Wie sehr aber über Nacht uralte Sachlichkeit neu betätigt werden kann, das bezeugen gerade für das Buch von den verschollenen Kulturen die neuen Funde der Induskultur in Mahanjo Daro und Charappa, die neu aufgedeckten Beziehungen zwischen dem mesopotamischen Zweistromland und dem Nordwest-Indischen, das noch zu jener frühhistorischen Zeit einen gewaltigen Strom-Zwillingsbruder des Indus das Meer erreichen sah. Hüte sich also jeder vor einem allzu früh ausgesprochenen: Ignorabimus!

Aber freilich: wer mit dem Verfasser geht, der muß auch wissen, daß ihn die Flügel seiner Phantasie leichthin an kritikloser Übernahme zweifelhafter Quellen vorübertragen, wo der kritisch Nachprüfende dann in tiefen Boden gerät (S. 83). Er muß wissen, daß mit divinatorischer Kühnheit Schlüsse auf ein „man hört" gebaut werden. Andrerseits ist bei ihm „Unsterblichkeit Glückssache, Zufall" (S. 37). Theosophische Visionen, wie die über die Flugzeuge der Atlantiden, sind nicht jedermanns Sache, und „Wasser und Feuer empören sich leider nicht nur gegen die Ruchlosigkeit der Menschen" (S. 88), sondern auch gegen Werke gediegenster Tugend. Stark apokryph nennt der geistvolle Verfasser selbst nachher (S. 90)

manchen Bericht, auf dessen unsicheren Boden er vorher Seiten lang schlichte Gemüter verlockt. Wer ihm vertraut, der sehe sich also vor und bedarf einerseits starker Glaubenskraft, andrerseits selbständiger Kritikfähigkeit. Karl Haushofer.

Wege der Technik

Ein sehr bedeutungsvolles Unternehmen hat unter der Herausgeberschaft Eugen Diesels und Karl Verlohrns zu erscheinen begonnen: die Reihe der Bändchen „Wege der Technik" (Cotta-Verlag). Ihr Eingangsprogramm schon zeigt einen weitschauenden eindringlichen Blick auf die Probleme und die Kulturaufgabe der modernen Technik in der gegenwärtigen Weltlage. Die Forderung dieses Programms geht dahin, „den technischen Menschen zum Bewußtsein seiner selbst" zu führen, ihm in der Welt der Technik „seine neue Kultur suchen" zu helfen — ein kühnes Wort, das sich rechtfertigt aus der Einsicht in die notwendigen Stufen und Etappen der in sich begrenzten technischen Entwicklung: die konstruktive Technik ist in dem letztverflossenen Jahrhundert auf einen gewissen Höhepunkt gelangt und hat durch zielbewußte Arbeit dreier Generationen fast alle grundsätzlichen technischen Aufgaben ihrem Inhalt nach gelöst. Die destruktive Gewalt der Technik hat am Ende dieser Periode der Weltkrieg in der furchtbarsten Weise entfesselt und damit wohl einen endgültigen Wendepunkt herbeigeführt. Ist nun die Zeit gekommen, eine langsam reifende, kritisch vollendende Epoche der wieder vom Menschen und menschlich beherrschten Technik zu erwarten?

Das Verständnis einer solchen vorzubereiten, unternimmt diese Sammlung selbstständiger, in sich geschlossener Bändchen zur Geschichte und Kritik der Technik, die naturgemäß auf ganz verschiedenen Wegen ihre Aufgabe erfüllen. Auswahl und Möglichkeiten sind hier grenzenlos, und es wird eben von dem Ausbau dieser Sammlung abhängen, inwieweit sie ihr Ziel erreichen wird. Der bis jetzt vorliegende Anfang von 6 Bändchen ist glücklich gewählt und vielversprechend. Nach einem (eigentlich entbehrlichen) Einleitungsbändchen Wilhelm Ostwalds folgt eine trefflich geschichtliche Übersicht von Siegfried Hartmann (unter dem nicht ganz entsprechenden Titel „Technik und Staat"), die in kurzen Zügen die Hauptetappen der geschichtlichen Technik durchläuft, stets auf das Wesentliche hinweisend, und im Schlußkapitel auch auf die bemerkenswerte Frage und Aufgabe der „technischen Bildung" eingeht.

Ein ungemein feinsinniges Bändchen hat Maximilian Esterer beigesteuert, der als Ingenieur und Forscher lange Jahre in China gelebt hat: „Chinas natürliche Ordnung und die Maschine". Schon der Titel deutet den reichen Inhalt und die besonderen Werte des Büchleins an, das eine Fülle kulturellen Wissens und liebevoll durchdachter Einzelbeobachtungen enthält. Von sicherer Vertrautheit zeugt seine Beurteilung der chinesischen Geschichte und Kultur, der heutigen Übergangsverhältnisse und des Problems der alten wie der neuen Technik in der gegenwärtigen umwälzenden Weltkrise Asiens. Der nachdenklich studierende Leser, wie der flüchtig blätternde wird Freude haben an diesem wohlgelungenen kleinen Meisterwerkchen, das erlebtes, erarbeitetes Verstehen fremder Welten in gedrängt anschauliche Darstellung faßt.

Ein köstliches Dokumentenbuch der Technik ist das Bändchen über „Die Lilienthals" von Anna und Gustav Lilienthal, der Schwägerin und dem Bruder des 1896 mit seinem Segelflugzeug abgestürzten unvergeßlichen Otto Lilienthal, des ersten, weit vorauseilenden Pioniers der Flugtechnik: „Vaters und Meisters der Fliegekunst", wie man ihn mit Recht genannt hat. (War doch auch Chanute, der Lehrer der Brüder O. und W. Wright, denen 1904 der erste Motorflug gelang, ein Schüler Otto Lilienthals!) Ergreifend liest sich dieses alte „klassische" Erfinderschicksal: das tragische Ringen und Streben der beiden Brüder um Ergründung und Bemeisterung des Segel- und Schwingenflugs. Die Darstellung, aus der Feder Anna Lilienthals, der Gattin Gustav Lilienthals, ist von urkundlicher Treue und im Technisch-geschichtlichen wie im Biographischen und Menschlichen von gleich hohem Wert — ein Denkmal der Erinnerung und Treue zu dem Werk und zu dem Menschen in all seiner schlichtbescheidenen, gehaltreichen und liebenswerten Einfachheit.

Gegenüber diesen Blicken auf konkrete Einzelgebiete wenden sich die beiden letzten Bändchen (Hermann Lufft: „Kulturformung durch Technik und Wirtschaft", Eugen Diesel: „Völkerschicksal und Technik") mehr ins Allgemeine und Abstrakte. Hermann Luffts systematische Untersuchung über das Kulturproblem in Wirtschaft und Technik stellt eine bedeutende, tiefdringende Kulturphilosophie

der Technik dar, die ihrerseits in einer ethischen Metaphysik von puritanischer Strenge und Reinheit wurzelt. Neben Zschimmers, Burckhardts, Dessauers Versuchen weitaus der gedankenreichste, tiefsinnigste Beitrag zu einer Philosophie der Arbeit und des Werkes (als „Substanzschöpfung nach innen und nach außen"), als des Wertproblems der Technik als Kulturform. Die zwei symmetrisch aufgebauten Hauptteile entwickeln das Kulturproblem als „Massenspannung zwischen Welt und Ich" und als „Qualitätsspannung zwischen (Eigenwert des) Ich und der (kulturorganisierten) Welt", während der Schlußteil die hohe sittliche Kulturaufgabe für den Techniker im Schicksal unserer Zeit begründet. Hier kann auf den gedrängten folgerichtigen Gedankenbau im einzelnen nicht eingegangen werden. Gewiß stellt dieses Bändchen erhöhte Anforderungen an das Mitdenken des Lesers (die ihm auch aus philosophischen Kreisen zu wünschen wären) — aber man wird sich dafür auch durch wertvolle, besonders ethische Kulturerkenntnisse bereichert finden.

Ebenfalls ins kulturphilosophische Gebiet, doch auf ganz anderem Wege, führt das Bändchen Eugen Diesels „Völkerschicksal und Technik", das vom anschaulichen, geschichtlichen Bild der technischen Entwicklung ausgehend die ungeheuere Wende hervorhebt, die nun im planetarischen Schicksal der Völker durch die moderne Technik seit der Erfindung der Dampfkraftmaschine eingetreten ist. Auf das Glücklichste sind hier Gedanken über Technik, Völkerschicksal und Kulturaufgabe konzentriert, die der Verfasser auch nach anderen Zusammenhängen hin in seinen Aufsätzen und teilweise auch in seinen beiden Werken („Der Weg durch das Wirrsal", „Die deutsche Wandlung") näher ausgeführt hat. Scheinwerfergleich gesammelt leuchtet hier ihr Strahl über die technische Gegenwart hin und in das Dunkel der Zukunft suchend voraus. Die Tragik und Gefahr, wie auch die Größe und Bedeutung unserer weltgeschichtlichen Epoche und der technischen Kulturaufgabe in ihr wird hier schicksalsmäßig tief begriffen und in kurzen, beispielhaften Ausblicken verdeutlicht. Insonderheit der eingehend begründete Hinweis auf „Grenzen der Technik" (dieser „zwischengeschalteten mechanischen Apparatur") und ihre kommende Gefahr und Möglichkeit ist überzeugend und entscheidend wichtig für das Er assen der geistigen und sittlichen Aufgabe, die vor uns liegt und zu deren Lösung oder wenigstens Bewußtwerdung auch diese kritisch geleitete Reihe schmucker und preiswerter (2,80 RM.) Bändchen auf das Dankenswerteste ihr Teil beitragen wird.

Manfred Schröter.

Frauenbücher

Wenn das Wort „Frauenbücher" laut wird, so beschleicht manchen ein Unbehagen, gleich als liege darin eine Einschränkung oder gar eine mit Dringlichkeit benötigte Entschuldigung. Mißverständnissen zu begegnen, sei mir als erstes der Hinweis gestattet, daß die Bezeichnung, auf deren Hintergründe wir uns besinnen wollen, weder einen Qualitäts- noch einen Disqualitätsbegriff bedeutet: sie soll nicht Begrenzung andeuten, sondern eine Ursprungsart und eine aus ihr herzuleitende Blickrichtung aufzeigen.

Grund des Mißverständnisses ist, daß man meint, ein Frauenbuch sei eins, das von Männern nicht ohne Zuhilfenahme von Magenbittern gelesen werden könne; allein es gibt Männerbücher, die zu ertragen der Leser gleicher Stärkung bedürftig ist. Von vornherein verdächtig sind mir nur jene Frauenbücher, von denen ein törichtes Lob raunt, sie könnten ebenso gut von einem Manne geschrieben sein, das heißt, wo eine Frau schreibt, als wäre sie keine und sich damit zu einer platten, von allem Blut- und Triebmäßigen abgelösten Intellektvergottung bekennt. Nur der Rationalismus konnte und kann von einer im leeren Raum hängenden, schlechthinnigen Leistung träumen, gleicherweise ungefärbt von Geschlechtsunterschieden wie von Volks-, Stammes-, Herkunftszugehörigkeiten, ja, von der Persönlichkeit selbst. Nun gibt es gute und schlechte, weibliche und unweibliche Frauenbücher. Die lehrreichen Idealfälle sind jene, in denen gut und weiblich, schlecht und unweiblich zusammentreffen. Allein das Leben kennt ja keine bequemen Sonderungen und erfreut uns nicht zu oft mit so angenehmen Überschaubarkeiten. Auf eine mühsam zu erklärende, aber sehr leicht zu spürende Weise ist bei George Sand, der Barrett-Browning, der Lagerlöf, Undset, Huch oder Kolb jede Zeile weiblich. Genau so weiblich ist die Courths-Mahler: ein Mann ihres Niveaus hätte nicht besser, aber völlig anders geschrieben. Etwas weiblich Echtes (nicht: dichterisch Echtes) steckt hinter den Marlitt und Heimburg; es fehlt einzig im Schemenreich intellektualistischer Geschlechtslosigkeit, dem

per se auch das dichterisch Echte mangeln muß. Diese Dinge sind subtil, das weiblich Typische und das weiblich Individuelle schlingen sich in jedem Einzelfall durcheinander — aber ich kenne kein einziges unweibliches Frauenbuch von dichterischer Bedeutung. (Muß ich erst sagen, daß ich unter „weiblich" eine Bezogenheit auf die Wesenssphäre der Frau, nicht der Glucke verstehe?) Den im folgenden genannten Büchern ist, aller Verschiedenheit ungeachtet, dieses Weibliche gemeinsam.

Vielleicht am stärksten empfindet man es in Cecily Sidgwicks Roman „Mutterherz auf Reisen" (Berlin, Universitas), vortrefflich verdeutscht von E. L. Schiffer. Es ist ein leichtes, aber bezaubernd schmeckendes und sicher auf jeder unverstumpften Zunge zergehendes Schaumgebäck. Diese Frau Colmar, deren Kinder sich auf London, Paris, München und gelegentlich noch andere Orte verteilen und in so viele Liebes-, Verlobungs-, Ehe- und andere Schwierigkeiten geraten, durchbraust, immer wieder aus ihrem geliebten Pariser Behagen aufgestört, das halbe Europa, um einzurenken, zu verhüten und mit ihrer guten Gescheitheit alles Verfahrene in eine gänzlich unspießige, aber von warmherzigem common sense gebilligte Ordnung zu bringen. Sie ist eine entzückende Mutti und Oma, sie hat mehr Witz als zwanzig Conférenciers, sie hat Selbstironie und Weltläufigkeit und bekennt sich so hübsch zu ihrer Vorliebe für gute Küche, anständige Betten und alle kleinen Erfreulichkeiten des Lebens und macht reizende Aperçus über Engländer, Franzosen und Deutsche.

Mit großer Reiseflottheit hat es auch Ruth Landshoffs Roman „Die Vielen und der Eine" zu tun (Berlin, Ernst Rowohlt). Dies erstaunliche Mädchen Louis Lu reist nach Amerika und wieder nach Europa, Paris, England, Berlin, fliegt und flirtet und verrät auf jeder Seite, daß die Verfasserin eine hübsch gepflegte Kruste Oberflächlichkeit hat, unter dieser Kruste aber einen guten Fonds anderer Qualitäten, die sich vielleicht im nächsten Buch deutlicher machen werden. Alles ist furchtbar vornehm und mondän mit Milliardärsfesten und geheimen Privatweinkellern und Sport und Hotel Ambassador und Ritz, Hetero-, Homo- und Bisexualität, lauter Dingen, die der Verfasserin (vorläufig noch) sehr imponieren. Sie versagt immer da, wo ihr die unmittelbare Anschauung fehlt, also z. B. wo sie „Männer untereinander" vorführen möchte.

Einen Roman ganz großer Anläufe im Dichterischen wie im Religiösen hat die Amerikanerin J. L. Campbell geschrieben. Er heißt „Das Wunder von Peille" (München, R. Piper & Co., gut übersetzt von Emmy Seidel) und ist die Lebensgeschichte einer Stigmatisierten, früh verwaisten Tochter einer Zigeunerin und eines Verfemten. Schauplatz ist ein armseliges Felsendorf hoch über Monte Carlo, und diese Welt der Glaubensinbrunst, der Dumpfheit, des Hasses und der Wunder ist meisterlich hingesetzt. Kaum aber greift (erfreulicherweise erst im letzten Viertel des Buches) Amerika ein, da versagt (gottlob!) nicht nur die rührende, kleine Heilige und Wundertäterin Therese Ursula, sondern (leider!) auch die Verfasserin. Merkwürdiges Gegenstück zur Antäus-Mythe: J. L. Campbell braucht nur aus der dörflich frommen Bauernwelt der Mittelmeerküste in das heimatliche Amerika zurückzukehren, da entweicht ihr auch schon alle Kraft, da springt die Kitschader auf, und der Strom rührseliger Tränen schwemmt alle Hoffnungen davon. Von der Basler Erzählerin Ruth Waldstetter liegt ein Band Erzählungen und Novellen vor: „So ist das Leben" (Karlsruhe, C. F. Müller). Schon im Titel deutet sich die Resignation an, die alle diese Geschichten durchzieht. Charakteristisch ist hier der in Tagebuchform gezeichnete „Weg einer Neu-Armen". Aber neben der Resignation gegenüber den äußeren Dingen des Lebens steht auch die Fähigkeit, dieser Dinge aus dem Inneren Herr zu werden, und so sind auch die schwermütigen Ausklänge ohne kleinliche Bitterkeit. Künstlerschicksale, Musik als Lebensmacht, verschwiegen durchlittene Frauentragödien, das etwa ist die stoffliche Welt dieser stillen, mit unaufdringlicher Noblesse geschriebenen Erzählungen.

Maria Waser gehört zu den notabelsten Dichterinnen nicht nur ihrer eidgenössischen Heimat, sondern des deutschen Sprachenreiches überhaupt. Diesen ihren Rang bekundet und bestätigt mit Eindringlichkeit ihr letztes Buch „Land unter Sternen. Der Roman eines Dorfes" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ein Roman ist es nun freilich nicht und ein Bauernroman am allerwenigsten, aber ein Buch, das manche Romanbibliothek aufwiegt. Aus dem engen Raum ihres bernischen Heimats- und Kindheitsdorfes, das sich aus aller Enge unermeßlich gegen das unermeßliche Sternenreich öffnete, hat Maria Waser ein herrliches Stück

dichterischer Welt empfangen und geschaffen. Dies Buch ihrer Kindheit im dörflichen Doktorhause ist erfüllt von frühen Natureindrücken, Schauern wie Beglückungen, und von frühen, anfangs mehr erahnten als getanen Einblicken in Menschenschicksale. Die Träger dieser Schicksale sind mit wunderbarer Bildhaftigkeit nachgeschaffen worden, wachsen mit Häusern, Hügeln, Gärten, Alpenbergen und Himmelssternen zu einem wunderbaren Gefüge zusammen. Der ruhige Fluß der Darstellung hat etwas vom Glanz klassischer Klarheit, es ist, als habe der „heilige Weg", den Maria Waser durch Hellas ging, sie in dies Dorf unter den Sternen heimgeführt. Die Sprache mit ihren kräftigen Brocken Schwizerdütsch hat Saft und Farbe wie ein Obstgarten im Herbst, und so haben wir denn hier ein dichterisches, ein Frauenbuch von der echtesten Art.

Werner Bergengruen.

Anfänge der Photographie

Der Höhepunkt der Lichtbildmode, die, dem Film, der Sachlichkeit, dem Abbildungswerk verpflichtet, manches Gute und Böse brachte, dürfte überschritten sein, so daß sich nun sachliche, kritische und wissenschaftliche Bewertung einstellt. Die Geschichte der Photographie hat da längst vorgearbeitet, und Ausstellungen in London, Hamburg, Wien, Köln, München u. a., Forscher wie Eder, Weimar, Dost, Stenger, Kuchinka und Kenner wie Lichtwark, Juhl, Pauli, Matthies, Lehrs haben längst das Wesentliche für Deutschland geklärt und auf den wichtigen Zusammenhang von Kunst und Photographie hingewiesen. Ohne auf die reiche Literatur und auf die alten Streitfragen um das Primat der Erfindungen einzugehen, möchte ich hier im Hinblick auf die letzten Neuerscheinungen die Anfänge der Photographie und ihre sog. Frühzeit berücksichtigen.

Die Frühzeit oder Inkunabelzeit umfaßt die Unika der aus camera obscura und Diorama entwachsenen Daguerreotypie, die Papierabzüge der Talbottypie oder Kalotypie, die Blütezeit der Photographie, also etwa die Epoche, die um 1800 beginnt und um 1850 endet und mit den Meisternamen Wedgwood, Nièpce, Daguerre, Talbot, Hill u. a. verbunden ist. Mit dem Papiernegativ Talbots (1835), mit dem Siegeszug der Daguerreotypie (1839) setzt der Höhenzug ein, der mit dem lichtstarken Objektiv von Petzval-Voigtländer in allen Ländern erscheint und mit der Negativretusche, mit der Verfälschung des Mechanischen in das Manuelle zurücksinkt. Der Weg geht vom Spiegelbild über das Tonbild zum theatralischen Schwarzweißbild, vom Freilicht zum Atelierlicht, vom Künstler zum Dutzendphotographen und vom Meisterstück zum internationalen Massenartikel. Die metallische, silberschimmernde Futteralinkunabel endet in dem Blechbild der Jahrmarktbude, und das köstlichmatte violette oder sepiabraune Bildblatt wird zum spiegelglatten schwärzlichen Visitkarton der Photoalbums.

Dem Schotten David Octavius Hill, dem noch immer unerreichten Meister der Bildnisphotographie, hat der Wiener Kunsthistoriker Dr Heinrich Schwarz ein neues Buch gewidmet, das mit 80 auserwählten Bildtafeln eine vorzügliche Einführung mit guter Literaturangabe bringt (Heinrich Schwarz, D. O. Hill, der Meister der Photographie, Leipzig 1931, Inselverlag). Der schöne Band, dem bald ein zweiter mit den Meisterwerken der Frühphotographie folgen soll, zeigt uns die reife Meisterschaft dieser neuen Kalotypien, die im Freien vor dem Rockhouse am Calton Hill zu Edinburgh unter Mitarbeit des Chemikers Adamson zu Hunderten 1843—48 entstanden sind. Der von der Lithographie abgekommene Landschaftsmaler war durch den großen Bildauftrag für den Akt der Kirchentrennung der schottischen Freikirche in der Halle von Tanfield zur Photographie gekommen, weil er photographische Studien für die 500 Bildnisse dieses Riesengemäldes machte. So kam er zur Bildnisphotographie, mit dem alten lichtschwachen Objektiv. Schwarz erklärt uns sehr gut, was die Meisterschaft dieser harmonischen Halbtöne, dieser geistigen Sprache der Motive, Attribute, Gesten, was das Künstlerische dieser Hillblätter ausmacht, die nur ein wahrer Künstler schaffen konnte und die der englischen Bildnismalerei, den Schabkunstblättern, aber auch den großen Holländern vieles verdanken und fern dem lieblos scharfen Verismus der Spätzeit zu den gesuchtesten Sammelblättern der Kenner gehören. Hill ist das Musterbeispiel dafür, daß auch diese mechanische Technik einen Stil ermöglicht, der sich im Bildbau, im Ausschnitt, in der Lichtführung und in der Physiognomik der Haltung, der Gesten,

der Attribute wie der ganzen Raumstimmung offenbart. Es gibt innerhalb der Photographie eine „Handschrift", die, selten genug, den Geist des Photographen verkörpert und die eigene Gesetzlichkeit dieser Technik meisterlich veranschaulicht. Man könnte vor diesen Bildnisfiguren und Bildnisgruppen ergiebige Untersuchungen anstellen, wie sie Riegl vor dem holländischen Gruppenbildnis übte und die etwa jene geheimnisvolle Beziehung vom Dargestellten zum Beschauer in Blick, Geste und Haltung soziologisch und psychologisch klären müßten. Ja, man könnte eine eigene Kunstgeschichte des photographischen Bildes und eine Geistesgeschichte der Photographie schreiben, die zweifellos wissenschaftlichen Wert hätte. Hill hat auf spätere Künstler wie Leighton, Sargent, Whistler u. a. stark gewirkt, ganz abgesehen von seiner Wirkung auf spätere Photographen, und ich fürchte fast, wir werden bei uns wieder Hillkopisten finden, die ihm abgucken „wie er sich räuspert und wie er spuckt", ohne sein Genie zu haben.

Ein zweites Buch von Dr. Bossert und Guttmann versucht einen populären Überblick über die ganze Frühzeit der Photographie zu geben und bringt also unter anderen gleichfalls Aufnahmen von Hill (Helmut Th. Bossert und Heinrich Guttmann, Aus der Frühzeit der Photographie 1840 bis 1870. Ein Bildbuch nach 200 Originalen. Frankfurt a. M. 1930, Sozietätsverlag). Nach kurzen Einleitungen der Herausgeber folgen Bildnis-, Gruppen-, Architektur-, Genreaufnahmen des In- und Auslandes, leider etwas wahllos und im Hinblick auf Technik, Geist, Entstehung ohne strengere Qualitätskritik. Doch geben die Bildnisse berühmter Persönlichkeiten und gute Proben nach Aufnahmen von Cameron, Daguerre, Talbot, Bayard, Biow, Hugo, Pierson, Poitevin, Nadar u. a. dem Buch eigenen Wert, zumal es ja gar nicht wissenschaftlich sein will. Gute Literaturangaben verweisen auch hier auf die wichtigste Literatur. Auch hier wird der riesige Abstand der Persönlichkeiten von dem Durchschnittsphotographen deutlich, das Meer zwischen Konvention und Erlebnis, das ja heute noch die photographischen Leistungen trennt. Gerade die Aufnahmen bedeutender Menschen sagen uns so viel über ihren Photographen aus, denn hier wird am deutlichsten, wes Geistes Kind am Werke war. Sage mir, wie und was du photographierst, und ich sage dir, wer du bist! Leider berühren beide Bücher ein Problem allzu kurz, das noch immer ungelöst ist, das Problem: Kunst und Photographie. Ich meine damit nicht die Photographie in der Kunst, die Darstellung des Photographen durch die Kunst, z. B. durch die Karikatur, sondern ich meine die große Bedeutung der Photographie für die bildende Kunst. Diese Bedeutung hatte schon die Frühzeit betont, zumal man ja längst als Künstler die camera obscura benützte. Man betonte die Nützlichkeit der Photographie als Hilfsmittel für die Kunst, man verglich sie der Graphik, sprach von „the pencil of nature" von „photogenic drawing" und hielt irrtümlicherweise die Photographie für eine bildende Kunst. Die Maler, die ihre besten Vertreter waren, denn der Bildnismaler wurde oft zum Bildnisphotographen, lehnten sie auch als erste ab, und doch hat sie einen verhängnisvollen Einfluß auf die Malerei bis zur Wende des Jahrhunderts, und es soll heute noch Maler geben, die wie Lenbach nach und mit Photographien malen. Ich bin fest überzeugt, daß der Kunstgeschichte noch einige Überraschungen bevorstehen, wenn man diesen Zusammenhängen einmal eingehend bis in unsere Tage nachforschen wird, und der kluge Lichtwark hat mit Recht immer wieder auf die Tragweite dieser Untersuchung hingewiesen. Meines Erachtens gibt es zwei große Entdeckungen und Erscheinungen für die Malerei des 19. Jahrhunderts, das Panorama und die Photographie, und beide hängen nicht zufällig zusammen, denn in beiden bricht das neue Freilicht mit allen Folgen der Schattenwirkung und des neuen optischen Realismus in die alte Kunstlehre der Akademie. Aber nicht nur für die Kunstgeschichte ist der Einfluß der Photographie „schicksalig", auch für die Kunstwissenschaft, die bis dahin ganz auf das eigene Augenerlebnis und auf die künstlerische Reproduktion angewiesen war. Schon Hill begann damit, Gemälde, Bildwerke und Stiche zu photographieren, und für die Formen- und Stillehre war diese Photographiewiedergabe gewiß erwünscht. Dem Kunsterlebnis und der Kunstästhetik hat sie aber schwer geschadet, und man wird später einmal die Kunstästhetik darauf untersuchen, ob sie eine Lichtbildästhetik ist oder nicht. Die neue mechanische Organprojektion oder Fixierprothese des Menschen — denn was ist der Photographenapparat anderes! — ist dem Künstlerauge wie der Kunstform gefährlich geworden. In der Frühzeit der Photographie sieht man noch überall das Künstlerauge herrschen.

Aber die Kunst der Ölmalerei und Miniaturmalerei, die Reproduktionskunst der Lithographie hatten damit einen bedenklichen Ersatz, eine Synthese künstlerisch-technischer Arbeit erhalten, und mit der Verbreitung dieser schnellen Naturfixierung änderte sich auch das bürgerliche Auge der „wirklichkeitsfordernden Calibane" des Publikums. Was der Wissenschaft zugute kam, tat doch der Kunst Abtrag, und die ewige Verwechslung von Kunst und Photographie, die man heute wieder findet, hat gleichermaßen der Kunst wie der Photographie geschadet. Wir haben es miterlebt, wie der Film, die Großaufnahme und die Achsendrehung des Beschauerstandpunkts auch der Photographie geschadet haben, wie die seit der Frühzeit gültige Hierarchie der Bildstoffe oder Bildwerte, d. h. des Photographierbaren, Photographierenswerten endgültig zerstört ist. Wir wissen, wie heute die Nasenlöcher zu Tunnels, die Hosenknöpfe zu Elefanten, die Streichhölzer zu Balken und die Menschen zu Fleischhäusern photographiert werden, und daß diese sog. Sachlichkeit ebenso bejubelt wird wie der abstrakte „Surrealismus" somnambuler Spiegelbilder oder Lichteffekte. Gulliver kommt heute als Photograph abwechselnd zu den Zwergen oder zu den Riesen und endet als Photomonteur für Plakat und Bucheinband. „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" Da ist die Rückkehr zu den Daguerreotypien, Kalotypien und Photographier der Frühzeit eine nötige und erfrischende Heimkehr, und deshalb soll hier ausdrücklich auf diese Frühzeit der Photographie, auf ihre Meister und Meisterwerke hingewiesen sein, denn: „wer des Feuers bedarf, sucht's unter der Asche!"

Kurt Karl Eberlein.

Berliner Kunstleben

Im Herbste setzte das Berliner Kunstleben mit einer gewissen Großartigkeit ein. Die Museen eröffneten ihre Neubauten und die zahlreichen, mehr oder weniger berühmten Ehrengäste, die der Feier beiwohnten, erkannten achtungsvoll die schöne Leistung an, die hier in der Stille, schwerer Notzeit zum Trotze, gereift war. Sie konnten sich gleichzeitig in der Ausstellung von Meisterwerken aus den preußischen Schlössern, einer gemeinsamen Veranstaltung der Akademie der Künste und der Verwaltung der Staatlichen Schlösser, davon überzeugen, daß der preußische Staat auch außerhalb seiner Museen über einen Kunstbesitz verfügt, der sich wahrlich sehen lassen kann. Was da vereinigt war, das schloß sich in der Hauptsache zu einem Museum der Kunst des 18. Jahrhunderts in ihrer ganzen Ausdehnung, Malerei, Bildnerei und angewandte Kunst, zusammen, und für ein paar Monate bildeten die Säle der Akademie ein deutsches Seitenstück zu der Wallace Collection in London. Kann sich unser Besitz mit dem der köstlichen Sammlung in Hertford House in mancher Beziehung nicht messen, so hat er doch vor ihm den großen Vorzug, daß er gewachsener Besitz ist: entstanden im lebendigen Strome des künstlerischen Schaffens, das in Schmuck und Ausstattung der Fürstenschlösser in den Dienst einer natürlichen Aufgabe gestellt wurde, und darum sollen diese schönen Werke auch an Ort und Stelle verbleiben, wo sie nicht als mehr oder weniger zufällig zusammengestellte Museumsstücke, sondern im Verein mit der Architektur als lebende Denkmäler einer künstlerisch und kulturell glänzenden Vergangenheit wirken. Denkt man daran, welche Fülle fürstlicher Kunststätten noch in Deutschland außerhalb Preußens erhalten ist, so ermißt man, wie reich das Kunsterbe unseres Vaterlandes ist; und wenn der Kultusminister Grimme bei Gelegenheit der Eröffnung der Museumsneubauten die Forderung betonte, die Kunst an die breiten Volksschichten heranzubringen, so darf daran erinnert werden, daß dieser Forderung am zweckmäßigsten und am fruchtbarsten Genüge getan wird, wenn man an den Heimatboden und die Heimatüberlieferung anknüpft: dem von kunstgeschichtlichem Wissen Unbeschwerten wird eine einsichtige Schloßführung immer ein verständlicheres und überzeugenderes Bild von Beruf und Leistung der Kunst ver-

mitteln als eine Museumsführung, welche Voraussetzungen und Zusammenhänge, die dort anschaulich faßbar werden, nur durch das Wort begreiflich machen kann.

Ähnliche Erwägungen mögen auch der Leitung der Nationalgalerie vorgeschwebt haben, als sie dem Rauchmuseum in der Orangerie des Charlottenburger Schlosses eine Heimstätte schuf. Die Orangerie ist eine glückliche Bauschöpfung Eosanders von Goethe aus den Jahren 1709 bis 1712; ihre günstigen Beleuchtungsverhältnisse wurden für die Aufstellung der Bildwerke verständnisvoll ausgenutzt, und so ist ein Museum entstanden, das reich ohne Überfüllung ist und in dem Bauwerk und Bildwerke sich zu einer heiter-würdigen Einheit verbinden. Damit hat denn die Rauchsammlung nach wechselvollen und unerfreulichen Schicksalen hier endlich die rechte „Bleibe" gefunden; denn das Charlottenburger Schloß, einst der Musensitz Sophie Charlottens, ist echt geschichtlicher preußisch-berliner Boden und daher zur Aufnahme der Schöpfungen eines Berliner Meisters wohlgeeignet. Wenn sich die Andeutung des Kataloges verwirklicht, daß man später auch den andern Flügel der Orangerie für Museumszwecke frei zu bekommen hofft, so könnte hier ein Museum Berliner Skulptur von Rang und Charakter entstehen. Der von Paul Ortwin Rave verfaßte Katalog verdient übrigens um seiner Klarheit, Sachlichkeit und Gediegenheit alles Lob: ein guter Katalog wie dieser ist wirklicher Dienst an der künstlerischen Volksbildung; er bedrängt den Leser und Beschauer nicht mit ästhetischen Lehren und Maximen, sondern beschränkt sich darauf, ihm das Material zu reichen, das ihm die verstehende Schau erleichtert und ihm so zu selbständigem Genusse der Kunstwerke vorbereitet.

Diesen Ereignissen ist schließlich noch die Ausstellung des Welfenschatzes anzureihen. Aber die Begegnung mit diesen berühmten Prachtstücken mittelalterlichen Kunstfleißes war schmerzlich — es war ein Abschied, bevor sie dem amerikanischen Kunsthandel überantwortet wurden. Ich neige nicht dazu, die Ausfuhr von Kunstwerken nach Amerika so sentimental zu beurteilen, wie das in der Presse guter Ton geworden zu sein scheint. Wir Europäer erfreuen uns eines so umfänglichen und hochwertigen Kunstgutes, daß uns kein ernstlicher Abbruch geschieht, wenn sich die Amerikaner hier und da ein Stück aus dem großen Kuchen herausschneiden; und wenn sie an einem Bildnisse Rembrandts oder einer Madonna Botticellis sollten fühlen und erkennen lernen, daß ein Kunstwerk etwas anderes ist und bedeutet als ein Millionenobjekt, so kann man mit dieser Missionstätigkeit der großen Meister wohl zufrieden sein. Aber ganz anders steht die Sache, wenn uns Kunstschöpfungen entfremdet werden, die aufs tiefste in unserem Boden und unserer Geschichte verwurzelt sind. Der Welfenschatz ist im Laufe von Jahrhunderten von einem deutschen Fürstenhause gesammelt worden; sein Verlust ist für die Geschichte des deutschen und besonders des niedersächsischen Kunsthandwerks im Mittelalter als unersetzlich zu bezeichnen. Uns sprechen diese Werke, uns ist Heinrich der Löwe eine Gestalt, wir können die Stilbeziehungen zu weiteren Kreisen der deutschen und der europäischen Kunst ohne Mühe erkennen und unsere Formgesinnung bringt der liebevoll-hingebenden Arbeit der Meister ein natürliches Verständnis entgegen — drüben werden sie ewig Fremdlinge bleiben, und wenn man sich vergegenwärtigt, um wie viel (wenn ich so sagen darf) seelenhafter auch bei uns etwa ein Bildwerk Tilman Riemenschneiders in der kleinen fränkischen Kirche wirkt, für die es geschaffen wurde, als wenn wir in einem Museum darauf stoßen, so wird man gewiß sein dürfen, daß das Kuppelreliquiar oder die Armreliquiare des Welfenschatzes in einer amerikanischen Sammlung immer nur als Kuriositäten werden figurieren können. Man nehme die Sache, wie man wolle — es bleibt für alle Beteiligten beschämend, daß sich nicht hat eine Ordnung finden lassen, um diesen Schatz Deutschland zu erhalten; der geistige Kapitalverlust, der uns hier zugefügt wird, ist voraussichtlich nie mehr einzubringen.

Es war ein eigenes und nachdenkliches Erlebnis, daß annähernd gleichzeitig mit dieser Schau im alten Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung modernen Kultgerätes — „Kult und Form" — stattfand, die von dem verdienstlich wirkenden Kunstdienst in Dresden ausging. Ich beabsichtige hier nicht die künstlerischen Qualitäten jener mittelalterlichen und dieser modernen Arbeiten in Vergleich zu ziehen; ein solcher Vergleich wäre unbillig und unfruchtbar, da die Voraussetzungen auf verschiedenen Ebenen liegen. Ja es besteht zwischen den beiden Gruppen insofern selbst ein Gegensatz, als der moderne Künstler die Übernahme der alten Stilformen durchaus und mit vollem Rechte ab-

lehnt: wollte er romanisches oder gotisches Kultgerät nachahmend wiederholen, so würde er nur eine gekünstelte Feierlichkeit schaffen, die wahrhaftiger Gesinnung anstößig wäre. Seine Richtschnur kann allein eine möglichst vollkommene Werkgerechtigkeit sein: gutes Material, redlich und verständnisvoll bearbeitet und zu seinen besten Möglichkeiten entwickelt; eine aus Zweck und Gebrauch des Gerätes geschöpfte Form. Innerhalb dieser Grenzen zeigte die Ausstellung eine nicht unbeträchtliche Zahl wohlgelungener Arbeiten, und in den besten war es geglückt, der Form eine natürliche Würde abzugewinnen. Aber gerade an ihnen wurde eine Überlegenheit der alten Werke erkennbar, die der Künstler der Gegenwart nicht ausgleichen kann. Zweck und Gebrauch des Gerätes sind die Faktoren, auf die sich sein Schaffen stützen muß; allein nun ist es doch so, daß die große Kunst sich erst jenseits dieser Faktoren, oft in freiem Spiele, zuweilen sogar im Widerspruche mit ihnen entwickelt. Denn alle Kunst drängt zum Symbolischen. Sinnbild will das Kunstwerk sein; es will eine Gestalt, einen Vorgang, einen Raum, einen Gebrauch in jenem höheren Sinne zeigen und deuten, der über das Zweckhafte und Rationale ins Ewige und Unendliche weist. Jene alten Kultgeräte waren durch und durch symbolisch: Form, Ornament und Figurenschmuck hatten tieferen Sinn und Bedeutung, Beziehung auf die Lehren und Geheimnisse der Religion; sie waren religiöse Weihestücke und ihre Kostbarkeit Symbol ihres heiligen Berufes. Wo dem Künstler der Gegenwart nur eine veredelte Zweckform zur Verfügung steht, war der des Mittelalters von allen lebendigen Kräften der Religion getragen und beflügelt. Symbole lassen sich nicht schaffen; sie wollen wachsen — wachsen aus dem Glauben und Bekenntnisse einer Gemeinschaft. Aber wahrlich lebt der Mensch nicht vom Brot allein, und eine Menschheit, die sich nicht zu Symbolen bekennt, wird geistig und seelisch verkümmern. Ich denke an ein schönes Wort von Carlyle (French Revolution, p. I. ch. 2): „Bemerken wir, daß von allen irdischen Besitzungen und Errungenschaften des Menschen unvergleichlich die edelsten seine göttlichen oder göttlich scheinenden Symbole sind, unter denen er mit siegreicher Zuversicht in diesem Lebenskampfe marschiert und ficht: das, was wir seine verwirklichten Ideale (realised ideals) nennen können."

* * *

„Verwirklichte Ideale" — ihr Fehlen war die Überraschung und die bedeutsame Lehre der Ausstellung „Sowjetmaler", die in den Räumen der Berliner Sezession gezeigt wurde.

Man weiß, daß die Sowjetregierung die Kunst nur als Werbemittel im Dienste der bolschewistischen Ideen anerkennt. Eine solche Auffassung ist nicht neu, und man kann sie auch nicht als unberechtigt ablehnen. Die Kunst hat sich von je in den Dienst der Macht gestellt, und der Bolschewismus nimmt sie nicht anders, als etwa Ludwig XIV., wenn er von ihr forderte, daß sie Größe und Würde des absoluten Königtumes spiegele und verherrliche. Die erste Ausstellung sowjetistischer Maler, die vor Jahren hier zu sehen war, ließ darauf schließen, daß man im Konstruktionalismus mannigfacher Spielart die geeignete Form bolschewistischer Kunst erblickte. Das war ein grober psychologischer Fehlgriff. Denn der naive Mensch geht in seinem Verhältnisse zum Kunstwerke vom Stoffe aus, und zwar meines Ermessens mit vollem Rechte, indem er von hier aus die Möglichkeit sucht, den Gehalt des Kunstwerkes seinem Erfahrungsschatze einzugliedern. Die durchaus künstlichen, rein intellektualistischen und gehaltlosen Experimente des Konstruktionalismus konnten ihm nichts bieten. Man gab denn auch diesen Stil auf und begünstigte nun einen „heroischen Realismus" — so wurde gemeldet, aber Proben dieser Kunstrichtung haben wir hier nicht kennengelernt, und auch die neue Ausstellung hat davon nichts offenbart. Ihr Kennzeichen war vielmehr völlige Richtungslosigkeit. Gewiß, da war eine — übrigens nicht große — Anzahl von Bildern, deren Motive dem Leben des bolschewisierten Rußland entstammten: Szenen aus einem „Pionier"-Lager, eine Pionierparade, ein Volksaufzug im Zeichen einer mächtigen roten Fahne, eine Sitzung der Zentralkommission; aber im Geiste und in der Handschrift dieser Bilder war nichts zu finden, was eine innere Beziehung zum Bolschewismus verraten hätte, und wenn man von einigen rein äußerlich-stofflichen Zügen absieht, so hätten sie ebensogut Wandervogelszenen oder die Sitzung eines Reichstagsausschusses oder eine politische Kundgebung in einer deutschen Stadt darstellen können. Und so sah man denn überhaupt Landschaften, Bildnisse, Akte, Stillleben und was sonst noch, die durchaus auf der Linie der allgemeinen europäischen Kunst der Gegenwart standen; man fand deren

Stilströmungen wieder; man sah bessere und geringere Arbeiten, stärkere und schwächere künstlerische Individualitäten — aber was man nicht traf, das war eine Kunst, die man als die des revolutionären Rußlands hätte ansprechen können, eine Kunst, in der Gärung, Umwälzung, Neugestaltung, Neuwertung die treibenden Kräfte gebildet hätten. Darüber hinaus war es auffällig, wie schwach das nationale Gepräge der Ausstellung war. Ich nehme etwa A. Archipoffs bodenwüchsige, lebenstrotzende, in rauschenden Farben breit gemalte Bäuerinnen aus Rjasan aus und die ebendaher stammenden, überlebensgroßen Bildwerke von Bauern und Bäuerinnen, die Frau Sandomirskaja in starkem Holzstile ausgeführt hat — aber diese Arbeiten griffen in tiefere Schichten, als die des politisch-sozialen Tageslebens: jene brachten die breite Vitalität des russischen Volkes zum Ausdrucke, wie wir sie etwa schon bei Maliawin gesehen haben, und diese das Beharrende, dumpf Instinkthafte, Schicksalgebundene des ewigen russischen Volkstumes. Ich vermag nun nicht zu beurteilen, inwieweit diese Ausstellung als voll repräsentativ für die heutige russische Kunst anzunehmen ist; jedenfalls hat es nach ihrem Befunde den Anschein, daß die Sowjetregierung auf ihre bisherige Kunstpolitik verzichtet und sich entschlossen hat, den Künstlern freie Hand in ihrem Schaffen zu lassen. Was aber wichtiger ist, das ist der Schluß, daß es dem Bolschewismus bisher nicht gelungen ist, neue Vorstellungen vom Menschen, von der Menschengemeinschaft und vom Verhältnis des Menschen zur Erscheinungswelt auszubilden, die die Kunst hätten befruchten und sie hätten instand setzen können, neue Ideale in Sichtbarkeit zu formen. Und wenn man in der Kunst ein empfindliches Barometer für das Werden und Welken des menschlichen Idealbesitzes erblicken darf, so würde darin von ihrer Seite her ein Zeugnis für geistige Unfruchtbarkeit des Bolschewismus zu sehen sein.

Übrigens kann dies Ergebnis insofern nicht so sehr überraschen, als der gleichartige Vorgang bereits bei der sozialistischen Bewegung zu beobachten war. Es wäre ein Gewinn gewesen, hätte der durch sie zur politischen Macht emporgetragene vierte Stand die Menschheit durch neue Menschen- und Kulturideale bereichern können. Aber wenn sich noch heut der Arbeiter, der zu einigem Wohlstand gelangt ist, in Lebensführung, Sitte und Kleidung nach Möglichkeit den bürgerlichen Kulturformen anpaßt, so beweist das eben, daß er aus seiner Sphäre und Gesinnung nichts Besseres zu schaffen vermocht hat. Der Versuch Meuniers, das Heroische am modernen Arbeiter darzustellen, hat keine Fortsetzung gefunden, vornehmlich wohl darum, weil die Bewegung von je nicht das Heroische, sondern das Proletarische in den Vordergrund gestellt hat. Was wir aber etwa an „proletarischer" Kunst haben, das ist durchweg nur verneinend und zerstörend. Bilder von George Groß, auf denen alles Bürgerliche als Auswurf zu erscheinen und mehr als zweifelhafte Gesellschaft mit Behagen zu genießen pflegt — in der Herbstausstellung der Sezession waren wieder einige zu sehen —, erheben sich kaum über die Linie agitatorischer Bilderbogen. Dort war auch ein Bild von Otto Dix „Der Maler und sein Modell". Es sollte eher heißen: das Modell mit seinem Maler. Denn der Maler an der Staffelei ist in einen kammerartigen Raum zurückgeschoben, den Vordergrund aber füllt breit, vulgär, in Formen und Haltung anstößig herausfordernd das Modell. Der Maler hat nicht das Modell, das Modell hat ihn; ein Bild wie dies ist wohl am ehesten aus psychoanalytischen „Komplexen" zu verstehen — es bedeutet meines Erachtens unleidlichen Mißbrauch des Talentes.

* * *

Keine überragende Persönlichkeit oder Leistung ist in der langen Reihe von Sammelausstellungen oder Einzelausstellungen deutscher Künstler in Erscheinung getreten, wohl aber so manches, was Anteil erregte und auch Befriedigung gewähren konnte. Ich denke etwa an die Ausstellung Erich Heckels in der Galerie Ferdinand Möller. Heckel ist seiner innersten Natur nach wohl Idylliker, sucht sich aber einer strengeren Bildform zu bemächtigen und benutzt dazu Motive aus südlichen Städten, deren Häuserblocks sich plastisch um ihren Hafen drängen oder mit steilen Straßen die Höhen hinansteigen. Weiße Sonne liegt auf ihnen, aber mir will scheinen, daß das Licht dennoch der Wärme und Leuchtkraft ermangelt und daß diesen Bildern etwas Fernes und Abgedämpftes verbleibt. Der deutsche Maler fühlt sich doch mehr in seinem Elemente, wenn er etwa Konstanz malt, wie es sich am frischen See auf grünen Wiesen und Matten lagert, auf die die große Kette der blaugrauen Berge herabblickt. August Wilhelm Dreßler (Aus-

stellung in der „Kunststube") bildet seine Figuren plastisch durch und schmückt sie mit diskreten koloristischen Reizen; sein Frauenakt vor dem Spiegel ist eine tüchtige Leistung, seine Bildnisse sind gewissenhaft in Modellierung und Charakteristik — es ist saubere und gediegene Malerei, aber eine Malerei ohne Freudigkeit und Schwung. In der Ausstellung der Sezession bemerkte man eine Landschaft vom Ostseestrande im Morgenzwielichte von Max Pechstein, die motivisch gut gefaßt und mit herzhafter Natürlichkeit gegeben war, und einen „Hafendamm" von Julius Wolfgang Schülein, der durch eine gewisse schnittige Energie der Raum- und Formbildung auffiel. Einen guten Plan hat der „Verein Berliner Künstler" in Angriff genommen, indem er in mehreren Ausstellungen junge Berliner Künstler vorzustellen gedenkt, und wirklich hat die erste dieser Ausstellungen mit einigen hoffnungsvollen jungen Talenten bekannt gemacht. Wolf Hoffmann ist vor allem zu nennen, dessen Winterlandschaften die Kunst Edvard Munchs zur Voraussetzung haben; ihre Tonart ist dunkler, schwerer, erdhafter als die des Norwegers, es lebt darin ein starkes Naturgefühl, das nach eigener Form sucht. Die Begabung Hermann Teubers, der einen Tattersall, eine Jagdgesellschaft, einen Atelierraum gemalt hat, liegt auf der Seite der schönen Farbe; er ist vorsichtig und fast sparsam in dem Aufwande an Mitteln, aber er versteht seinen Tönen durch fein berechnete Abstimmung Wirkungsreichtum abzugewinnen. Unter den Bildhauern schien mir Heinrich Drake der stärkste; seine „Große Stehende" ist sicher und klar im Aufbau, rund und vornehm in der plastischen Form.

Talente — daran gebricht es der deutschen Kunst durchaus nicht. Aber es mag an das strenge Dichterwort erinnert werden: „Gaben — wer hätte sie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder!" Was der Künstler aus seinem Talente macht, was er durch sein Talent zu sagen hat: there's the rub. Das Übel, unter dem die darstellende Kunst Deutschlands — und keineswegs sie allein — leidet, ist eben, daß ihr Ort im Leben, ihr Lebensraum sozusagen, unerkennbar bleibt. Für die Baukunst, die man sich gewöhnt hat die funktionalistische zu nennen, gilt das nicht: sie ist kollektiv, technizistisch, rationalisierend eingestellt; man mag diese Einstellung beurteilen, wie man will, ihr lebendiger Zusammenhang mit großen geistigen Strömungen der Zeit läßt sich nicht verkennen. Man wird auch zugeben dürfen, daß der Konstruktionalismus einen Versuch darstellte, eine auf diese Architektur abgestimmte Flächenkunst zu schaffen; nur war es ein Versuch am untauglichen Objekte. Was aber die Malerei sonst angeht, so vermitteln uns auch die stärksten Talente in ihren Werken nicht mehr als eine persönliche Gefühls- und Vorstellungssphäre; und wenn man wirklich einmal bei einem Maler wie Dix den Ort im Leben bestimmen kann, wo er sich angesiedelt hat, so muß man befürchten, daß dieser Ort künstlerisch unfruchtbar ist. Schließlich aber kann keine Kunst dauernd nur von Talenten leben. Das klingt hart, aber die geschichtliche Erfahrung bezeugt, daß der Beruf des Talentes sich wesentlich auf die Erhaltung, Durchbildung und Festigung der Überlieferung beschränkt. Die französische Kunst, die überaus reich an Talenten, aber ärmer als die unsrige an ursprünglich schöpferischen Persönlichkeiten ist, verdankt diesem Umstande jene gesicherte und geschlossene Tradition, durch die sich eine von Snobismus nicht immer freie Beurteilung leicht zu ihrer Überschätzung verleiten läßt. Alle Talente müssen sich am Ende in Zersplitterung ihrer Kräfte, in ermüdender Wiederholung oder überangestrengtem Experimentieren erschöpfen, wenn nicht das Genie ihrem Kraftaufwande Weg und Ziel weist.

„Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks,
wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands?"

(Hölderlin.)

Albert Dresdner.

Berliner Theater

I.

Das Ergebnis des Berliner Theaterwinters ist derartig niederdrückend, weil es fast etwas endgültig Entscheidendes zu sein scheint, daß die monatlichen Berichte sich kaum mehr rechtfertigen lassen.

Wenn wir nüchtern und ruhig die Bilanz ziehen, so ist, von den Leistungen der Schauspieler abgesehen, nur eine einzige Neuaufführung im Berliner Theaterwinter gewesen, mit der eine ernste Auseinandersetzung sich lohnt. Und das ist Barlachs „Der blaue Boll" (Staatliches Schauspielhaus).

Wir haben außer ihm eine Fülle von französischen, englischen, amerikanischen und russischen Importen gehabt. Ob sie nun „Ritter Blaubarts 8. Frau" von Alfred Savoir (Deutsches Künstlertheater), „Jules-Juliette-Julien" von Tristan Bernard (Kammerspiele), „Amphitryon 38" von Jean Giraudoux (Theater in der Stresemannstraße), oder wie immer heißen: zwei Tage nach der Aufführung ist der Inhalt des Stückes vergessen, und es haftet nur der Eindruck von dem oder jenem Künstler, der oder jener Schauspielerin, die wiederum ihr großes Können mit feinen Nuancen auch am ungeeigneten Objekt erneut bewiesen haben.

Bei einer so freundlichen Angelegenheit wie der Komödie „Zum goldenen Anker" von Marcel Pagnol (Deutsches Künstlertheater), die eigentlich keine Komödie, sondern ein südfranzösisches Volksstück ist, oder bei der bemerkenswerten Umkehr der Russen in der Wahl ihrer Mittel, so „Die Quadratur des Kreises" von Waldemar Katajew, wo über einem harmlosen Milieu nur ganz diskret im Hintergrunde die rote Fahne der Propaganda geschwenkt wird — man behält doch nichts in der Hand.

Und das Bedenkliche ist, daß durch diese Tatsache das Berliner Theaterleben und die Berliner Kritik ihrer bisherigen Bedeutung entsetzt sind. Wir müssen feststellen, daß die wesentlichen Stücke deutscher Autoren — ob sie ganz geformt sind, spielt hierbei keine Rolle, aber es sind Stücke, mit denen man sich auseinandersetzen kann und die das deutsche dramatische Können der Gegenwart repräsentativ darstellen — in Frankfurt a. M., in München, Darmstadt, Düsseldorf, Gera, Stettin, Leipzig, Breslau, ja selbst in Cottbus ausgeführt werden und daß die Provinz auch hierin Berlin, dem hochmütigen, glatt den Rang abgelaufen hat. Nur die Kritiker, die dank der Mittel ihrer Zeitung genügende Beweglichkeit haben, um auch in der Provinz das deutsche Geistesleben zu beobachten, können hier noch mitreden. Wir anderen haben in gewissem Sinne abgedankt, Papier und Zeit sind zu kostbar, dem Publikum wieder und wieder zu sagen, daß nach wie vor in Berlin hervorragend gespielt wird, daß aber vom deutschen Geistesleben nichts zu spüren ist. Ein Zustand, der nicht nur uns Kritiker, sondern alle an dem geistigen Leben Berlins interessierten Kreise recht nachdenklich stimmen sollte.

*

Für den März sind noch allerhand Neuaufführungen angekündigt, darunter auch Stücke deutscher Dichter. Aber das kennen wir ja schon; kurz vor Toresschluß wird dann noch allerhand herausgeworfen, nicht aus dem Gefühl der Verpflichtung gegenüber den lebenden deutschen Autoren, sondern weil die erhoffte Anziehungskraft der Serienstücke nicht bis in den Frühling vorhält.

Daß, den „Blauen Boll" ausgenommen, die Staatstheater ganz versagt haben, muß besonders unterstrichen werden. Die Hoffnungen, die man auf Legal setzte, sind bisher nicht eingelöst. Jeßner hatte Gelegenheit, eine wenn man das diesem Geschlecht gegenüber sagen darf kastrierte „Jungfrau von Orleans" vorzuführen

(Staatliches Schauspielhaus). Im Schillertheater sahen wir die Auferstehung der Harmlosigkeit des alten Kaupisch „Hunderttausend Taler" und endlich im Staatlichen Schauspielhaus Bert Brechts „Mann ist Mann", für das kein Regisseur verantwortlich zeichnete, eine wegen platter Albernheit und Mangel an Takt bemerkenswerte Angelegenheit.

*

Mit der materiellen Notlage allein läßt sich dieses Versagen der Berliner Theater nicht erklären. Wir stehen ja auch vor der Tatsache, daß trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten Max Reinhardt es für nötig hielt, ein neues Theater, das „Theater am Kurfürstendamm", selbstverständlich mit einem französischen Stück „Das schwächere Geschlecht", zu eröffnen. Berliner Theaterdirektoren kennen die Psychologie des Publikums, das auch wirtschaftlich der Träger ihrer Theater sein könnte, eben nicht. In diesen Kreisen hat es sich noch nicht herumgesprochen, daß man heutzutage mit anständigen und ernsthaften Stücken auch ein Geschäft machen kann. Aber rein weltanschaulich geht es auch nicht: Piscator und die Nationalsozialisten kommen auch auf keinen grünen Zweig. Das beweist aber nichts gegen die Richtigkeit unserer Behauptung, denn beide bringen keine guten Stücke. Ob der Schaden sich jetzt noch wieder wird gut machen lassen oder ob wir auch auf diesem Gebiet erst den völligen Zusammenbruch erleben müssen, ehe Neues sich formen kann, bleibt fraglich. R. P.

II.

Die Piscatorbühne (Wallnertheater), jetzt zum offiziellen Parteitheater des Kommunismus aufgerückt, kam uns anfänglich mit dem üblichen krassen Radau: Kampf gegen die herrschende Kaste und Ordnung — bekanntes Thema, aber in undiskutabel schlechten Stücken abgewandelt, in naiver oder gehässiger Übertreibung dargestellt. — Neuerdings werden nun dort andere Seiten kommunistischer Wirksamkeit gezeigt, man bemüht sich um Positives und gerät dabei — in „gefährliche" Nähe bürgerlicher Biedermeierei.

Anatol Glebows Komödie „Frau in Front" spielt in einer kommunistischen Fabrik, die von einer erstaunlich zielsicheren und energischen Frau geleitet wird; auch diese Frau aber wird von der Liebe nicht verschont, ihre Beziehungen zu einem Abteilungsleiter der Fabrik führen zu internen Schwierigkeiten, man wirft ihr Vernachlässigung ihrer Pflichten vor, der Fall wird von der ganzen Arbeiterschaft diskutiert, man berät sie oder bekämpft sie. Inzwischen hat sich ihr Geliebter von seiner Frau, einer a-kommunistischen Mutter (mit Heiligenbild in verborgener Schublade) getrennt; daraufhin innere Wandlung dieser einst so „kitschigen" Mutter, sie tritt in die Fabrik ein, wird zur feschen Kommunistin und holt sich richtig ihren Mann zurück von der Fabrikleiterin, die sich dazu bekehrt hat, daß das „Werk" ihre ganze Kraft erfordert. Beim versöhnlichen Schluß des Stückes liegen sich beide Frauen in den Armen.

Es geht natürlich in dem ganzen Stück um Grundsätze: freie Liebe, Liebe zu Dritt, Ehe, Frau im Männerberuf — aber von den ganzen Diskussionen bleibt wenig haften, nur was die Handlung zu sagen hat, ist eindeutig: Ehe, selbstverständlich Ehe auf der Grundlage kommunistischer Gemeinschaftsarbeit, mit der besonderen Note russischer Treuherzigkeit und Biederkeit.

Als Kunstwerk ist das Ganze anspruchslos; wir erwähnen es aber, weil es Zeichen für eine Umstellung der Sowjetpropaganda sein kann: nicht mehr Frontalangriff gegen die bürgerliche Herrschaft ist in diesem Stück die Methode, sondern Darstellung eines rotbäckigen Sowjetlebens. Es wird nicht mehr mit der Weltrevolution gedroht, sondern verlockt in ein seltsam bürgerlich gewordenes Sowjetrußland. — Nun, die Wirkung wird nicht groß sein, denn es hat sich wohl inzwischen herumgesprochen, wie anders die Wirklichkeit aussieht. Und das Theater ist wohl in Sowjetrußland noch weniger für die wirkliche Entwicklung symptomatisch als in Berlin. H. K.

Politische Rundschau

In Spanien ist eine neue Welle revolutionärer Störungen aufgekommen, die ernster und bedrohlicher wirkt als die früheren Erschütterungen der inneren Ruhe. Wir haben verschiedentlich auf Spanien hier hingewiesen und festgestellt, daß dieses an sich friedfertige Volk von außen her stark mit revolutionärer Propaganda überschwemmt wird, daß es aber, innerlich gesund, dem fremden Einfluß widerstehen und die alte Ordnung bewahren würde. Wir sind jetzt nicht mehr so optimistisch, denn die Beunruhigung geht in letzter Linie auch auf wirtschaftliche Schwierigkeiten zurück. Spanien hat eine junge Industrie, die von der Weltkrise nicht verschont geblieben ist. Die Arbeiterschaft ist stark radikalisiert und ein unruhiges Element, dem ein Gegengewicht im Bauerntum fehlt. Denn das Bauerntum lebt hauptsächlich in einer gemilderten Leibeigenschaft und wird nur durch Klerus und Hochadel vertreten. Beide scheinen dem Ansturm der syndikalistischen Arbeiterschaft nicht mehr so recht gewachsen zu sein und befinden sich in der Defensive. Es rächt sich eben jetzt der jähe Sturz Primo de Riveras, der als überlegener Staatsmann dem König die Macht zu wahren und zu mehren wußte. Allerdings wäre es verfehlt, mit raschen Entwicklungen in Spanien fest zu rechnen. Die wilden Gerüchte entstehen hauptsächlich in Paris. Leider steht die amtliche spanische Depeschenagentur vollkommen unter dem Einfluß von Havas, wo man sicher keinen sonderlichen Antrieb haben dürfte, so objektiv mit allen Meldungen zu verfahren, wie es das Interesse der Madrider Regierung erfordert. Auch im benachbarten Portugal herrscht Havas unumschränkt. Es wird deshalb verständlich, daß Paris manchmal Meldungen aus Lissabon bringt, die wohl dort entstanden sein mögen, aber vielleicht auf Bestellung. Frankreich hat doch ein Interesse daran, den Italien innerlich nahestehenden Mittelmeerstaat Spanien stärker unter seinem Einfluß zu halten als bisher. Denn ein diktatorisch regiertes, innerlich starkes Spanien wird mehr zum Faschismus neigen als eine spanische Demokratie, zumal diese durch die jetzt in Frankreich lebende Emigration schon Beziehungen zur französischen Regierung unterhält. Schließlich ist Spanisch-Marokko schon genug unter französischem Einfluß, und die Straße von Gibraltar ebenso wie die Küstenstriche an der spanischen Riviera sind für Unterseebootoperationen wichtig.

Wir möchten nicht annehmen, daß England versuchen wird, beruhigend zu wirken. Die inneren Schwierigkeiten absorbieren seine ganze Aufmerksamkeit. Wirtschaftlich geht es weiter bergab, Snowden rechnet bereits mit 5 Millionen Erwerbslosen und einem Defizit von rund 1 Milliarde Mark. Wenn das englische Volk diesen Zusammenbruch seiner blühenden Wirtschaft vorausgesehen hätte, es würde nicht so leichtfertig der Einkreisungspolitik gegen das Deutsche Reich gefolgt sein. Die englischen Märkte sind still und selbst mit den Dominien ist Handel und Wandel so recht nicht in Gang zu bringen. Dazu kommt die schwere Erschütterung der australischen Finanzen. Australien hat tatsächlich eine Inflation und ein Disagio seiner Währung gegenüber dem englischen Pfund von etwa 30 %. Das bedeutet schwere Verluste für den englischen Export und eine Störung seines Importes aus anderen Dominien, denn das Disagio ermöglicht ein Valutadumping, das die Preise drückt. So kommen zu allen Sorgen im Mutterland neue Schwierigkeiten im Weltreich. Lediglich die Befriedung in Indien macht Fortschritte. Der Vizekönig verhandelt mit Ghandi, anscheinend mit Erfolg. Wir haben ständig mit einer sehr langwierigen Entwicklung in der indischen Unabhängigkeitsbewegung gerechnet und sind der Meinung, daß eine fortschreitende Befriedung des indischen Volkes auch uns zugute kommen

wird. Treten 120 Millionen Menschen wieder als Konsumenten in den Weltmarkt ein, so kommt ein stark lähmendes Moment der internationalen Krise in Wegfall. An einer baldigen Milderung dieser Krise haben wir aber ein ganz besonderes Interesse.

Frankreich scheint auch in der Richtung tätig zu sein, der deutschen Wirtschaft durch Erleichterungen in finanzieller Hinsicht behilflich zu sein. Man spricht von Kreditverhandlungen, bei dem bekannte deutsche Privatbanken führend beteiligt sind. Wir sind etwas skeptisch hinsichtlich des Gelingens dieser Pläne und halten es für politisch bedenklich, gerade am französischen Geldmarkt Hilfe zu suchen. Frankreich pflegt sein Geld nur mit politischen Bindungen im Ausland arbeiten zu lassen. Daran haben wir aber genügend und würden es darum für besser halten, dort anzuklopfen, wo mehr gleichgerichtete Interessen vorhanden sind: in Amerika. Wenn aber schon eine starke Initiative notwendig ist, dann sollte man die B. J. Z. in Basel stärker heranziehen. Frankreich leiht uns das Geld zurück, das es über Reparationskonto eingenommen hat. Warum ist es um die Bereinigung dieses Kontos bei der Regierung des Reiches so still geworden? Im Spätherbst 1931 wurde ein starker Anlauf genommen, eine Einheitsfront bestand bei allen deutschen Parteien, im Ausland hatte man sich daran gewöhnt, daß ein deutsches Reparationsmoratorium beantragt werden würde, die Kapitalabzüge vom deutschen Markt waren die besten Druckmittel, die man in Paris gegen uns zur Anwendung brachte. Das Ausland wartete, der deutsche Schritt blieb aus. Wir begrüßen es, daß der frühere Reichsbankpräsident Schacht das öffentliche Interesse der Welt auf die Reparationsfrage lenkt, daß andere prominente Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft in der „Deutschen Rundschau" den tatsächlichen Zusammenhang zwischen Reparationen und Weltkrise einmal fachmännisch behandeln.

Das Reich darf zu diesen Dingen nicht länger schweigen, denn sie sind die Ursache unserer Not. Die Versuche des Grafen d'Ormesson, ein Aushandeln von Abrüstung und Revision des Youngplans zu propagieren, müssen wir zurückweisen. Dieser geschickt aufgemachte Versuchsballon sollte nur dazu dienen, das Gelände abzutasten. Wir sehen in den französchen Versuchen, hier zu Kompensationen zu kommen, die alte Taktik, sich Forderungen abkaufen zu lassen, die längst honoriert sind. Die Abrüstung ist ein politisch Ding, die Reparationen sind eine Geldangelegenheit. Sollen sie als politisches Schaustück aufgemacht werden, dann könnte die These nur so formuliert werden: hat die Welt erst einmal die unsinnigen Reparationszahlungen beseitigt, dann wird die Abrüstung von selbst kommen, weil niemand mehr in der Lage sein wird, die Kanonen zu bezahlen! Die selbstverständliche Folge wird die Befriedung Europas sein, und dann erst kann seine Wirtschaft wieder aufblühen.

Reinoldus.

Literarische Notizen

Bücher in Stichworten

Otto Gmelin, Das neue Reich. Jena, Eugen Diederichs.

In der hohen Form, die den Epiker Gmelin auszeichnet, wird hier die Zeit der Völkerwanderung gestaltet und ihr Sinn, die Ablösung des alten römischen Reiches durch das Germanentum, in zwei Gestalten verkörpert: in Stilicho, dem Verweser Westroms, und Alarich, dem Gotenkönig. Beide sind Gegner und zugleich, sich magisch anziehend, Träger und Verkünder des neuen Reiches, das keiner von ihnen erlebt. Ein Stück gigantischer Geschichte, das leider meist auf der Schule nur unzureichend gelehrt wurde (dieweil mit der Schlacht von Zama das Semester gemeiniglich zu Ende zu sein pflegte), ersteht in romantischer Leuchtkraft, und aus ihm Gestalten und Ideen, die, von einem Dichter erfühlt, gerade unsere gärende Zeit tief berühren.

Ernest Hemingway, In einem andern Land. Berlin, Ernst Rowohlt.

In diesem Amerikaner mischen sich seltsam unbekümmert-amerikanische Vitalität und überfeinert-europäische Einfühlungskraft in Menschen und Dinge, knappe Sachlichkeit und tiefe Empfindung. Genau so überraschend wie „Fiesta" und „Männer" auch dies jüngste Werk: vom italienischen Kriegsschauplatz, den der Erzähler als Sanitätsoffizier auf italienischer Seite erlebt, jäh abgleitend in das Liebesglück und -leid zweier Menschen, mit betörendem Reiz gezeichnet. Wird so der Krieg auch nur als farbiger Hintergrund gefaßt, so wächst sich dieser Roman doch kraft unmittelbarer Schilderung jener Geschehnisse an der Isonzofront, die mit der Zerschlagung der italienischen Armee 1917 ihren Höhepunkt fanden, zum hochinteressanten Dokument einer Zeit aus, gesehen durch das Temperament eines Amerikaners, der in die kriegerischen Wirren Europas mehr durch Zwang als durch Neigung hineingezogen wurde.

Roland Dorgelès, Das Wirtshaus zur schönen Frau. Horw-Luzern, Montana-Verlag.

Fanzösisches Kriegsbuch, nicht immer so spannend wie die „Hölzernen Kreuze", das vorangegangene Werk des Verfassers, aber wie dieses Sein und Denken der Poilus in anschaulichen Skizzen umreißend: neuer Beweis, wie gleichartig der Soldat an allen Fronten sein Handwerk meisterte, und zugleich dem Deutschen wieder offenbarend, daß er von allen Frontsoldaten der Welt das schwerste Los gezogen hatte, da er nicht nur dem Feinde, sondern auch dem Hunger widerstehen mußte.

Graf Alexander Stenbock-Fermor, Freiwilliger Stenbock. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.

Bericht aus dem baltischen Befreiungskampf, von einem Mitkämpfer erzählt, der, halb noch ein Kind, die Tragödie seiner baltischen Heimat erlebt. Bericht vom letzten blutig-großen Ausklang des Weltkrieges, gipfelnd in der Befreiung Rigas vom bolschewistischen Zugriff, abschließend mit der Bitternis eines politischen Endes, das der Mühsal und Opferbereitschaft zumindest praktisch nicht entsprach und die deutsch-baltischen Hoffnungen am Einspruch Englands welken ließ.

Ilse Faber, Die silberne Kugel. Jena, Eugen Diederichs.

Roman aus den finnischen Schären: Leben und Treiben innerhalb der militärischen Besatzung einer kleinen, abseitigen Insel. In Empfindung und Anschaulichkeit so männlich, daß man kaum glauben möchte, eine Frau habe dies Buch geschrieben, in dem sich soldatisches Schicksal mannigfacher Art, wie das Bild der Landschaft in silberner Kugel spiegelt.

Grenzlandquellen, Sudetendeutsche Novellen. Karlsbad, A. Kraft.

Schmale Sammlung der besten Novellen aus sudetendeutscher Feder: ein charakteristischer Nachweis, welche Fülle dichterischer Talente dieses Grenzland besitzt, wie mancher, dessen Namen im deutschen Schrifttum guten Klang hat, von der Grenze stammt, wo das Deutschtum unter der Bedrohung durch fremdes Volkstum tiefer mit dem Boden verwurzelte und aus dem Boden seine dichterischen Kräfte gewann. **Wirths.**

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Reichsbankpräsident a. D. Dr. Hjalmar Schacht, Berlin. — Professor Dr. Harold Steinacker, Innsbruck. — Generalmajor a. D. Professor Dr. Karl Haushofer, München. — Edzard H. Schaper, Hannover. — Korvettenkapitän Hans Fechter, Wilhelmshaven. — Dr. Heinz K. Haushofer, München. — Thea Hammetter, Berlin. — Eduard Behrens, Berlin. — Dr. Werner Wirths, Berlin. — Professor Dr. A. Gallinger, München. — Dr. Karl Hoffmann, Berlin. — Dr. Manfred Schröter, Solln bei München. — Werner Bergengruen, Berlin. — Dr. Kurt Karl Eberlein, Berlin. — Professor Dr. Albert Dresdner, Berlin.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Liste der Buchhandlungen, in denen die „Deutsche Rundschau“ stets vorrätig ist

Allenstein	Karl Danehl
„	Gräfe & Unzer
Altenburg	Theodor Körner
Altona	Herm. Lorentzen
Antwerpen	L. Grande Librairie
Augsburg	Robert Reuß
Berlin-Charlottbg.	Amelangsche Bh.
„ „	Hugo Jacobeit
„ „	Oskar Illing
„ „	Ernst Wasmuth
„ -Grunewald	F. A. Collignon
„ NW 7	S. Calvary & Co.
„ „	Arthur Collignon
„ „	Nicolaische Bh.
„ -Siemensstadt	Buchst. Siemensstadt
„ W 8	A. Asher & Co.
„ „	Gsellius-Bh.
„ W 10	Schneider & Amelang
„ W 30	Herbert Witting
„ W 50	Gutenberg-Bh.
„ „	Stuhrsche Bh.
Beuthen	Oscar Waeldners Bh.
Böhm.-Leipa	Jos. Hentschel
Bonn	Friedrich Cohen
„	Gilde-Buchhandlung
Bremen	Hanseatische Buchh.
Breslau	Ostdeutsche Bh.
„	Preuß & Jünger
Cannstadt	G. Ad. Stehns Bh.
Chemnitz	C. Brunnersche Bh.
Coburg	Hugo Bonsack
„	Albert Seitz
Danzig	Kahnsche Bh.
Darmstadt	A. Bergstraesser
„	H. L. Schlapp
Dessau	G. Giesemann
Dortmund	Carl Neumetzler
Dresden	C. Höckner's Bh.
„	Holze & Pahl
„	Otto Thurm
Duisburg	Baedekersche Bh.
„ -Ruhrort	Andreae & Co.
Düsseldorf	Buch- und Kunst-Kabinett
„	C. Schaffnit Nf.
„	Hans Trojanski
„	W. Wörmbcke
Elberfeld	Baedekersche Buchh.
„	B. Hartmann
Elbing	J. Domnowski
Essen a. d. Ruhr	Bücherstube Severin
„	Otto Schmemann
Flensburg	Aug. Westphalen
Frankfurt a. M.	Dom-Buchh.
„	Bh. Volksbildungsheim
„	Alfred Neumann
Frankfurt a. M.	Karl Scheller
„	Jul. Vaternahm
Freiburg i. Br.	Freiburger Bücherstube
„	C. Troemers Univ.-Bh.
„	Fr. Wagners Univ.-Bh.
Friedberg/Hessen	C. Scribas Bh.
St. Gallen	Fehrsche Bh.
Gera	Kanitzsche Bh.
Gotha	Evang. Bh. P. Ott
„	Richard Wöpke
Göttingen	Deuerlichsche Bh.
Graz	Franz Pechel
Halle (Saale)	Otto Dausien
„	Neudeutsche Bücherstube
Hamburg	Walter Bangert
„	Conrad Behre
„	C. Boysen
„	Kurt Saucke & Co.
„	Weitbrecht & Marissal
Hamm	Edmund Peters
Hannover	Hannoversche Bh.
„	Sachse & Heinzelmann
„	Zeitschriften-Zentrale
Heidelberg	Bangel & Schmidt
„	Akad. Bh. G. Braun
„	C. Winter
Helsingfors	Akademiska Bokh.
Hildesheim	Gerstenbergsche Bh.
Innsbruck	C. Blumau
Jena	Frommannsche Bh.
„	Rassmannsche Bh.
Kaiserslautern	Bh. des evang. Vereins
Karlsruhe	Bielefelds Hofbh.
„	E. Kundt
Kassel	Wilhelm Schmidt
Kiel	Walter G. Mühlau
Köln	Paul Neubner
„	Ludwig Röhrscheid
Königsberg	Ferd. Beyers Bh.
„	Gräfe & Unzer
Köslin	Alfred Hoffmann
Kopenhagen	C. A. Reitzels Bogh.
Leipzig	Gustav Fock
„	Ernst Graubner
„	Rudolf Heublein
„	Karl W. Hiersemann
„	Hinrichssche Sort.-Bh.
„	The Intern. News Co.
„	K. F. Koehler
„	Koehler & Volckmar
„	Bernh. Liebisch
„	Lühe & Co.
„	Otto Maier
„	Louis Naumann
„	R. Streller

In Berlin ist die „Deutsche Rundschau“ ferner an den Kiosken und Verkaufsständen der Firmen Georg Stilke und J. Bettenhausen vorrätig,
in Danzig, Hamburg, Kiel, Neumünster usw. bei den Verkaufsständen der Firma Georg Stilke,
in Leipzig bei den Verkaufsständen der Vereinigten Leipziger Bahnhofsbuchhändler und der Firma Heinrich Brandt.

Weitere Listen folgen

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046120427

